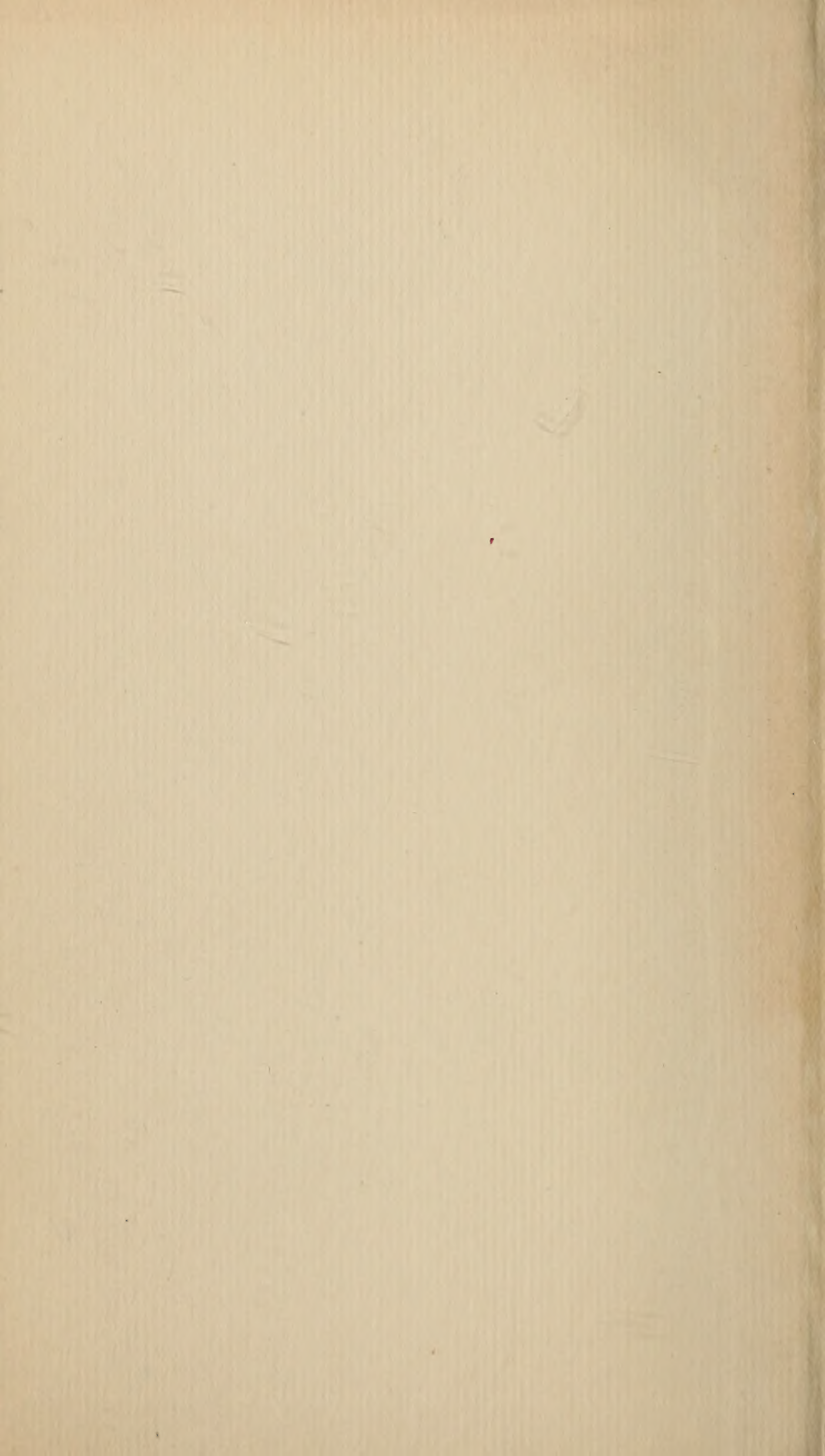
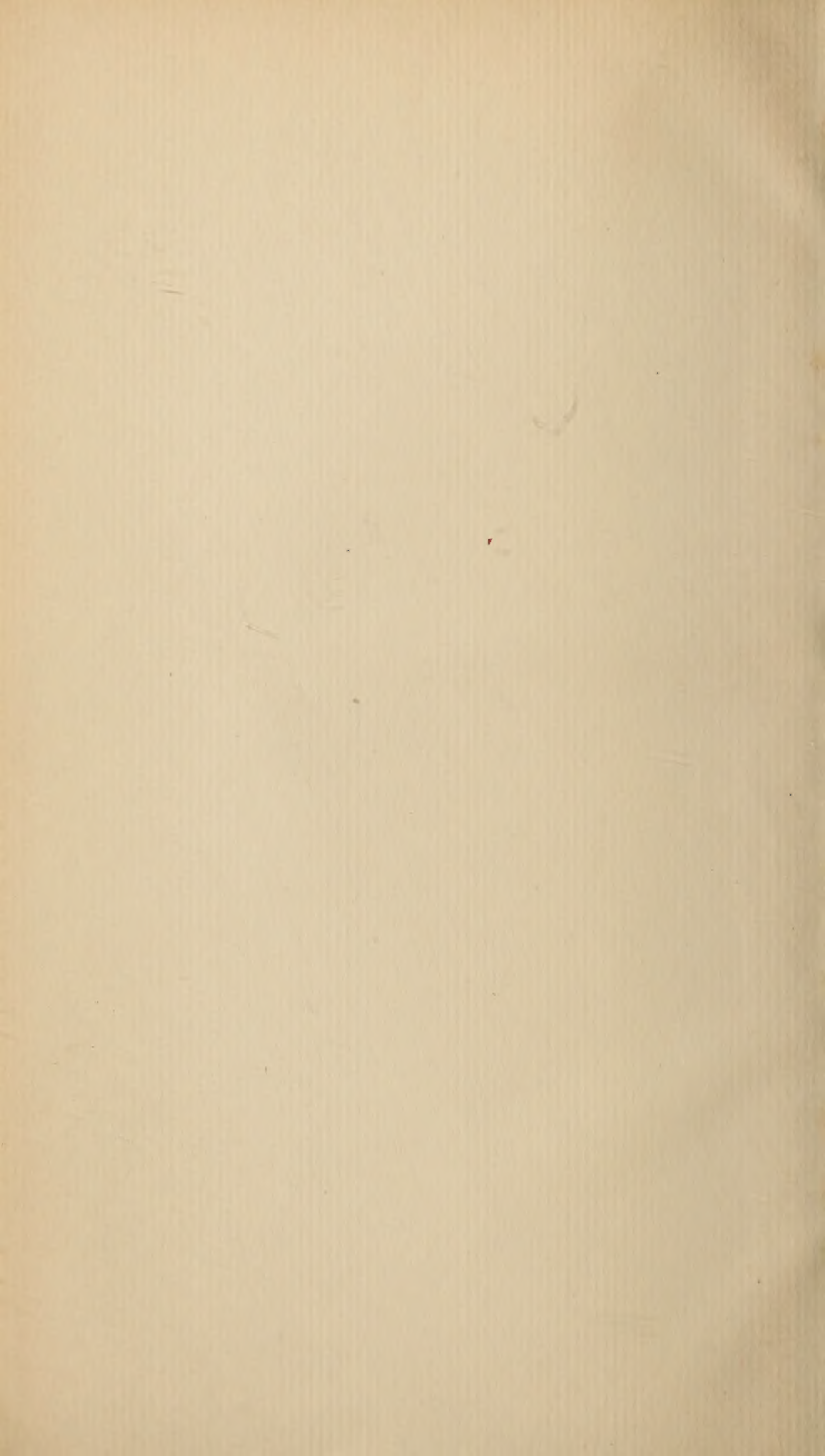






F. M. Dostojewski

Sämtliche Romane und Novellen

Sechzehnter Band



Der Idiot

Roman

von

F. M. Dostojewski

Dritter Band



Übertragen von H. Röhl

Im Insel-Verlag zu Leipzig

11.–15. Tausend

Dritter Teil (Fortsetzung)

V

Ippolit, der gegen Ende des Lebedewschen Vortrages auf dem Sofa eingeschlafen war, erwachte jetzt plötzlich, wie wenn ihm jemand einen Stoß in die Seite versetzt hätte, fuhr zusammen, richtete sich auf, blickte um sich und wurde blaß; es lag sogar ein Ausdruck von Angst und Schrecken auf seinem Gesichte, als er sich alles ins Gedächtnis zurückrief und wieder zurechtlegte.

„Wie? Gehen sie schon weg? Ist es zu Ende? Ist alles zu Ende? Ist die Sonne schon aufgegangen?" fragte er aufgeregt und griff nach der Hand des Fürsten. „Was ist die Uhr? Um Gottes willen, was ist die Uhr? Ich habe die Zeit verschlafen. Wie lange habe ich geschlafen?" fügte er mit fast verzweifelter Miene hinzu, als ob er etwas verschlafen hätte, wovon mindestens sein ganzes Schicksal abhinge.

„Sie haben sieben oder acht Minuten geschlafen," antwortete Jewgeni Pawlowitsch.

Ippolit blickte ihn gespannt an und dachte einige Augenblicke nach.

„Ah ... nicht mehr! Also kann ich ..."

Er holte tief und begierig Atem, wie wenn er eine schwere Last von sich geworfen hätte. Er merkte endlich, daß nichts „zu Ende war", daß es noch nicht tagte, daß die Gäste nur wegen des Imbisses vom Tische aufgestanden waren, und daß lediglich Lebedews Geschwätz aufgehört hatte. Er lächelte, und eine schwindsüchtige Röte erschien in Gestalt zweier heller Flecke auf seinen Wangen.

„Sie haben also sogar die Minuten gezählt, während ich schlief, Jewgeni Pawlowitsch," sagte er spöttisch. „Sie

haben den ganzen Abend über die Augen nicht von mir abgewandt; ich habe es wohl gesehen ... Ah, da ist ja Rogoschin! Ich habe soeben von ihm geträumt," flüsterte er dem Fürsten zu, indem er ein finsteres Gesicht machte und mit dem Kopfe nach dem am Tische sitzenden Rogoschin hindeutete. „Ach ja," fuhr er mit einem plötzlichen Übergange zu etwas anderem fort, „wo ist denn der Redner? Wo ist denn Lebedew? Lebedew ist also zu Ende? Worüber hat er denn gesprochen? Ist es wahr, Fürst, daß Sie einmal gesagt haben, die Welt werde durch die Schönheit erlöst werden? Meine Herren!" rief er allen laut zu, „der Fürst behauptet, die Welt werde durch die Schönheit erlöst werden! Und ich behaupte, daß er so leichtsinnige Gedanken jetzt deshalb hat, weil er verliebt ist. Meine Herren, der Fürst ist verliebt; vorhin, sowie er hereinkam, habe ich mich davon überzeugt. Erröten Sie nicht, Fürst; das würde mir leid tun. Was ist denn das für eine Schönheit, durch die die Welt erlöst werden wird? Mir hat Kolja das wiedererzählt ... Sind Sie ein eifriger Christ? Kolja sagt, Sie nennten sich selbst einen Christen."

Der Fürst sah ihn aufmerksam an, ohne ihm zu antworten.

„Sie antworten mir nicht? Sie glauben vielleicht, daß ich Sie sehr gern habe?" fügte Ippolit wie unwillkürlich hinzu.

„Nein, das glaube ich nicht. Ich weiß, daß Sie mich nicht leiden können."

„Wie? Selbst nach dem, was gestern geschehen ist? War ich gestern gegen Sie nicht aufrichtig?"

„Ich wußte auch gestern, daß Sie mich nicht leiden können."

„Sie meinen, weil ich Sie beneide? Das haben Sie immer gedacht und denken es auch jetzt; aber . . . aber warum rede ich mit Ihnen davon? Ich will noch Champagner trinken; gießen Sie mir ein, Keller!"

„Sie dürfen nicht mehr trinken, Ippolit; ich gebe Ihnen keinen mehr . . ."

Der Fürst schob das Glas von ihm weg.

„Nun gut!" sagte er, sofort damit einverstanden, und schien in Gedanken zu versinken. „Die Leute werden womöglich noch sagen . . . aber was schere ich mich um das, was die Leute sagen werden! Nicht wahr? Nicht wahr? Mögen die Leute nachher reden, was sie wollen; nicht wahr, Fürst? Und was kümmert es uns alle, was ‚nachher' sein wird! . . . Ich bin übrigens noch schlaftrunken. Was ich für einen schrecklichen Traum gehabt habe; jetzt fällt es mir erst wieder ein . . . Ich wünsche Ihnen solche Träume nicht, Fürst, wenn ich Sie auch vielleicht wirklich nicht leiden kann. Übrigens, wenn man jemanden auch nicht leiden kann, warum soll man ihm Böses wünschen, nicht wahr? Warum frage ich nur fortwährend? Fortwährend frage ich! Geben Sie mir Ihre Hand; ich werde sie Ihnen kräftig drücken; sehen Sie, so! . . . Sie haben mir also doch die Hand gereicht! Sie wissen also, daß mein Händedruck aufrichtig gemeint ist? . . . Meinetwegen, ich werde nicht mehr trinken. Was ist die Uhr? Übrigens brauchen Sie es mir nicht zu sagen; ich weiß, was die Uhr ist. Die Stunde ist gekommen! Jetzt ist die richtige Zeit. Was? Wird der Imbiß dort in die Ecke gestellt? Also bleibt dieser Tisch frei? Vorzüglich! Meine Herren, ich . . . aber diese Herren hören ja alle nicht . . . ich beab-

sichtige, einen Artikel vorzulesen, Fürst; der Imbiß ist natürlich interessanter; aber . . ."

Und ganz unerwartet zog er aus seiner oberen Seitentasche ein mit einem großen, roten Siegel verschlossenes Kuvert in Kanzleiformat heraus. Er legte es vor sich auf den Tisch.

Dieser unerwartete Vorgang brachte auf die angeheiterte Gesellschaft, die darauf nicht vorbereitet war, eine starke Wirkung hervor. Jewgeni Pawlowitsch sprang sogar ein wenig auf seinem Stuhle in die Höhe; Ganja kam schnell an den Tisch heran, Rogoschin ebenfalls, aber mit mürrischer, ärgerlicher Miene, als wüßte er, um was es sich handle. Lebedew, der sich zufällig gerade in der Nähe befand, trat mit neugierigen Augen heran und schaute nach dem Kuvert, bemüht, dessen Inhalt zu erraten.

„Was haben Sie denn da?" fragte der Fürst beunruhigt.

„Sowie der Rand der Sonnenscheibe sichtbar wird, werde ich mich hinlegen, Fürst; ich habe es gesagt; mein Ehrenwort darauf! Sie werden es schon sehen!" rief Ippolit. „Aber . . . aber . . . glauben Sie wirklich, ich wäre nicht imstande, dieses Kuvert zu erbrechen?" fügte er hinzu, indem er in herausfordernder Weise alle Umstehenden der Reihe nach anschaute und sich an alle ohne Unterschied wandte.

Der Fürst bemerkte, daß er am ganzen Leibe zitterte.

„Niemand von uns glaubt das," antwortete der Fürst für alle. „Warum meinen Sie denn, daß jemand so etwas denkt, und was . . . was ist das für ein seltsamer Einfall von Ihnen, etwas vorlesen zu wollen? Was haben Sie denn da, Ippolit?"

„Was ist denn los? Was ist denn wieder mit ihm passiert?" wurde ringsumher gefragt.

Alle traten heran, manche noch essend; das Kuvert mit dem roten Siegel übte auf alle eine Anziehungskraft aus wie ein Magnet.

„Das habe ich gestern selbst geschrieben, gleich nachdem ich versprochen hatte, zu Ihnen zu ziehen und bei Ihnen zu wohnen, Fürst. Ich habe gestern den ganzen Tag daran geschrieben und dann in der Nacht und bin heute Morgen damit fertig geworden; in der Nacht, gegen Morgen, hatte ich einen Traum . . ."

„Wäre es nicht besser, es bis morgen zu lassen?" unterbrach ihn der Fürst schüchtern.

„Morgen ‚wird keine Zeit mehr sein'*", erwiderte Ippolit mit einem krampfhaften Lächeln. „Beunruhigen Sie sich übrigens nicht; das Vorlesen wird nur vierzig Minuten dauern; na — oder eine Stunde . . . Und sehen Sie nur, wie sich alle dafür interessieren; alle sind sie herbeigekommen; alle sehen sie mein Siegel an; hätte ich das Schriftstück nicht in ein Kuvert eingesiegelt, so hätte ich gar keinen Effekt damit gemacht! Ha-ha! Da sieht man, was die Geheimniskrämerei für eine Bedeutung hat! Soll ich das Kuvert erbrechen, meine Herren, oder nicht?" rief er mit seinem seltsamen Lachen und mit blitzenden Augen. „Ein Geheimnis, ein Geheimnis! Erinnern Sie sich wohl, Fürst, wer das gesagt hat, daß ‚hinfort keine Zeit mehr sein wird'? Das sagt der starke, mächtige Engel in der Offenbarung St. Johannis."

„Es ist das beste, daß die Vorlesung unterbleibt!" rief auf einmal Jewgeni Pawlowitsch; aber sein Gesicht wies

* Offenb. St. Johannis 10, 6. Anmerkung des Übersetzers.

dabei eine an ihm so ungewöhnliche Unruhe auf, daß es vielen sonderbar erschien.

„Lesen Sie nicht!“ rief auch der Fürst und legte die Hand auf das Kuvert.

„Wozu jetzt eine Vorlesung? Jetzt ist der Imbiß an der Reihe,“ bemerkte jemand.

„Es ist wohl ein Artikel für eine Zeitschrift?“ erkundigte sich ein anderer.

„Vielleicht ist es langweilig,“ fügte ein dritter hinzu.

„Aber was ist es denn eigentlich?“ fragten die übrigen.

Durch die ängstliche Handbewegung des Fürsten schien jedoch auch Ippolit bedenklich geworden zu sein.

„Also . . . soll ich es nicht vorlesen?“ flüsterte er ihm zaghaft zu, und ein schiefes Lächeln spielte um seine bläulichen Lippen. „Ich soll es nicht vorlesen?“ murmelte er, indem er seinen Blick über das ganze Publikum, über alle Augen und Gesichter hingleiten ließ und wieder wie vorher alle zusammenfaßte. „Fürchten Sie sich?“ sagte er, wieder zu dem Fürsten gewendet.

„Wovor sollte ich mich fürchten?“ fragte dieser, dessen Gesichtsausdruck sich immer mehr veränderte.

„Hat jemand ein Zwanzigkopekenstück?“ rief Ippolit und sprang von seinem Stuhle auf, als ob ihn jemand in die Höhe gerissen hätte. „Oder irgendeine andere Münze?“

„Hier!“ sagte Lebedew, ihm schnell eine Münze hinreichend.

Es huschte ihm der Gedanke durch den Kopf, ob der kranke Ippolit nicht vielleicht irrsinnig geworden sei.

„Wjera Lukjanowna!“ rief Ippolit eilig. „Bitte, nehmen Sie die Münze, und werfen Sie sie auf den Tisch:

Adler oder Schrift? Wenn der Adler kommt, will ich es vorlesen!"

Wjera blickte erschrocken erst das Geldstück, dann Ippolit, darauf ihren Vater an; dann den Kopf nach oben zurückbiegend, als meine sie, sie dürfe nun selbst die Münze nicht mehr ansehen, warf sie sie mit einer ungeschickten Bewegung auf den Tisch. Der Adler kam nach oben zu liegen.

„Also werde ich es vorlesen!" flüsterte Ippolit, als wäre er durch die vom Schicksal getroffene Entscheidung niedergeschmettert; er hätte nicht blasser werden können, wenn man ihm sein Todesurteil vorgelesen hätte. Nachdem er eine halbe Minute geschwiegen hatte, zuckte er plötzlich zusammen und sagte: „Was war das übrigens? Habe ich wirklich soeben das Los befragt?" Er musterte alle ringsumher mit der gleichen zudringlichen Offenherzigkeit wie vorher. „Aber das ist ja ein wunderbarer psychologischer Zug!" rief er, sich an den Fürsten wendend, plötzlich in aufrichtigem Staunen. „Das . . . das ist ein unbegreiflicher Zug, Fürst!" wiederholte er; er wurde lebhafter und schien seine Gedanken zu sammeln. „Notieren Sie sich das, Fürst; merken Sie es sich; Sie sammeln ja wohl Material betreffend die Empfindungen vor der Hinrichtung . . . Ich habe mir das sagen lassen, ha-ha! O Gott, was für ein sinnloses, abgeschmacktes Benehmen!" Er setzte sich auf das Sofa, stützte die beiden Ellbogen auf den Tisch und faßte sich an den Kopf. „Da muß man sich ja geradezu schämen! . . . Aber was schert mich das, daß man sich schämen muß!" rief er, den Kopf sogleich wieder in die Höhe hebend. „Meine Herren, meine Herren! Ich öffne das Kuvert!" verkündete er mit plötzlicher Ent-

schlossenheit. „Übrigens . . . ich zwinge niemand zuzuhören! . . .“

Mit vor Aufregung zitternden Händen erbrach er das Kuvert, nahm mehrere mit kleiner Schrift bedeckte Bogen Briefpapier heraus, legte sie vor sich hin und strich sie glatt.

„Was ist denn das? Was ist denn da los? Was wird er vorlesen?“ murmelten manche verdrießlich; andere schwiegen.

Aber alle setzten sich hin und machten neugierige Gesichter. Vielleicht erwarteten sie wirklich etwas Ungewöhnliches. Wjera klammerte sich an den Stuhl ihres Vaters und weinte beinah vor Angst; fast in gleicher Angst befand sich Kolja. Lebedew, der sich bereits hingesetzt hatte, erhob sich wieder halb, ergriff die Kerzen und zog sie näher an Ippolit heran, damit dieser mehr Licht beim Vorlesen habe.

„Meine Herren, was das hier ist, werden Sie sofort sehen,“ schickte Ippolit zu irgendwelchem Zwecke voraus und begann dann seine Vorlesung: „Eine notwendige Erklärung! Motto: Après moi le déluge . . . Pfui! Hol's der Teufel!“ rief er, als ob er sich verbrannt hätte. „Habe ich wirklich im Ernst ein solches dummes Motto hinsetzen können? . . . Hören Sie, meine Herren! . . . Ich versichere Ihnen, daß dies alles am Ende vielleicht schrecklich dummes Zeug ist! Es sind nur ein paar Gedanken von mir . . . Wenn Sie glauben, daß das hier irgend etwas Geheimnisvolles oder . . . Verbotenes ist . . . mit einem Worte . . .“

„Lesen Sie doch ohne weitere Vorreden!“ unterbrach ihn Ganja.

„Er kneift!“ fügte jemand hinzu.

„Viel unnützes Gerede!" mischte sich Rogoschin hinein, der bisher die ganze Zeit über geschwiegen hatte.

Ippolit blickte schnell nach ihm hin, und als ihre Augen sich trafen, lächelte Rogoschin bitter und grimmig und sprach langsam die seltsamen Worte:

„Diese Sache muß man anders zu Ende bringen, Junge, ganz anders . . ."

Was Rogoschin damit sagen wollte, verstand natürlich niemand; aber seine Worte machten auf alle einen recht sonderbaren Eindruck: ein und derselbe Gedanke ging einem jeden durch den Kopf. Auf Ippolit übten diese Worte eine furchtbare Wirkung aus: er begann so zu zittern, daß der Fürst schon die Hand ausstrecken wollte, um ihn zu stützen, und er hätte gewiß aufgeschrien, wenn ihm nicht offenbar plötzlich die Stimme versagt hätte. Eine ganze Minute lang war er nicht imstande, ein Wort herauszubringen, und blickte, schwer atmend, fortwährend Rogoschin an. Endlich sagte er keuchend und mit gewaltsamer Anstrengung:

„Also Sie . . . Sie waren es . . . Sie?"

„Was soll ich gewesen sein? Ich?" antwortete Rogoschin verständnislos.

Aber Ippolit fuhr, von plötzlicher Wut gepackt, auf und schrie mit scharfer, starker Stimme:

„S i e waren in der vorigen Woche bei mir, bei Nacht, um ein Uhr, an dem Tage, an dem ich morgens zu Ihnen gekommen war, S i e ! ! Gestehen Sie es ein, daß Sie es waren?"

„In der vorigen Woche, bei Nacht? Hast du den Verstand verloren? Bist du geradezu verrückt geworden, Junge?"

Der „Junge" schwieg wieder ungefähr eine Minute lang, indem er den Zeigefinger an die Stirn hielt und nachdachte; aber in seinem bleichen, immer noch von Furcht verzerrten Lächeln schimmerte plötzlich ein schlauer, ja triumphierender Ausdruck auf.

„Das waren Sie!" wiederholte er endlich flüsternd, aber im Tone festester Überzeugung. „Sie sind zu mir gekommen und haben schweigend bei mir auf dem Stuhle am Fenster gesessen, eine volle Stunde lang; länger; zwischen zwölf und zwei Uhr nachts; dann sind Sie nach zwei Uhr aufgestanden und weggegangen . . . Das waren Sie, Sie! Warum Sie mich so geängstigt haben, warum Sie gekommen sind, um mich zu quälen, das verstehe ich nicht; aber das waren Sie!"

Und obwohl aus seinem Blicke der Ausdruck zitternder Angst noch nicht geschwunden war, blitzte doch in ihm plötzlich ein grenzenloser Haß auf.

„Sie werden das alles sogleich erfahren, meine Herren; ich . . . ich . . . hören Sie nur zu . . ."

Er griff wieder in schrecklicher Hast nach seinen Blättern; sie hatten sich verschoben und waren auseinandergeglitten; er bemühte sich, sie zusammenzulegen; sie zitterten in seinen bebenden Händen; es dauerte lange, bis er damit zurechtkam.

„Er ist verrückt geworden, oder er redet im Fieber!" murmelte Rogoschin kaum hörbar.

Endlich begann die Vorlesung. Anfangs, etwa fünf Minuten lang, wurde es dem Verfasser des unerwarteten Schriftstückes noch schwer, Luft zu bekommen, und er las unzusammenhängend und ungleichmäßig; aber dann wurde seine Stimme fest und vermochte den Sinn des

Gelesenen vollständig zum Ausdruck zu bringen. Nur wurde er manchmal von einem ziemlich starken Husten unterbrochen; von der Mitte des Schriftstücks an war er sehr heiser. Der gewaltige Eifer, der sich seiner, je weiter die Vorlesung fortschritt, immer mehr bemächtigte, erreichte gegen Ende den höchsten Grad, ebenso wie die peinliche Empfindung der Zuhörer. Hier ist dieses ganze Schriftstück.

„Meine notwendige Erklärung.

Après moi le déluge.

„Gestern vormittag war der Fürst bei mir; unter anderm überredete er mich, nach seinem Landhause überzusiedeln. Ich wußte, daß er unbedingt darauf bestehen werde, und war überzeugt, daß er geradezu mit der Bemerkung herausplatzen werde, es werde mir in dem Landhause unter den Menschen und Bäumen leichter sein, zu sterben, wie er sich ausdrückt. Heute jedoch sagte er nicht ‚sterben‘, sondern er sagte: ‚Es wird Ihnen leichter sein, zu leben‘, was indessen für mich in meiner Lage beinah dasselbe ist. Ich fragte ihn, was er denn mit den Bäumen, von denen er fortwährend redet, eigentlich wolle, und warum er mir diese Bäume so aufdränge, — und erfuhr von ihm zu meiner Verwunderung, daß ich selbst an jenem Abend geäußert hätte, ich sei nach Pawlowsk gekommen, um zum letztenmal Bäume zu sehen. Als ich ihm bemerkte, es sei ja doch ganz gleich, ob ich unter Bäumen stürbe oder mit dem Blick durchs Fenster auf meine Backsteinmauer, und daß es um zweier Wochen willen sich nicht lohne, besondere Umstände zu machen, stimmte er mir sogleich bei; aber er meinte, das Grün

und die reine Luft würden sicherlich bei mir eine physische Veränderung hervorrufen, und meine Aufregung und meine Träume würden vielleicht einen linderen Charakter annehmen. Ich versetzte ihm lachend, er rede wie ein Materialist. Er antwortete mir mit seinem gewöhnlichen Lächeln, er sei immer ein Materialist gewesen. Da er nie lügt, so sind diese Worte bedeutungsvoll. Sein Lächeln ist gut und angenehm; ich habe ihn jetzt aufmerksamer betrachtet. Ich weiß nicht, ob ich ihn jetzt gern habe oder nicht; aber ich habe jetzt keine Zeit, mich mit dieser Frage zu beschäftigen. Ich muß aber bemerken, daß mein fünfmonatiger Haß gegen ihn sich im letzten Monat ganz gelegt hat. Wer weiß, vielleicht bin ich nach Pawlowsk hauptsächlich, um ihn kennen zu lernen, gefahren. Aber . . . weshalb habe ich damals mein Zimmer verlassen? Wer zum Tode verurteilt ist, muß in seinem Winkel bleiben; und wenn ich jetzt nicht einen definitiven Entschluß gefaßt hätte, sondern die letzte Stunde abwarten wollte, so würde ich natürlich mein Zimmer um keinen Preis verlassen und seinen Vorschlag, zu ihm überzusiedeln, um in Pawlowsk zu sterben, nicht annehmen. Ich muß mich beeilen und diese ganze Erklärung unter allen Umständen bis morgen zu Ende bringen. Somit werde ich keine Zeit haben, sie noch einmal durchzulesen und zu korrigieren; ich werde sie erst morgen wieder durchlesen, wenn ich sie dem Fürsten und zwei oder drei Zeugen, die ich bei ihm vorzufinden erwarte, vorlesen werde. Da kein Wort der Lüge darin stehen wird, sondern nur die lautere Wahrheit, die letzte, feierliche Wahrheit, so bin ich im voraus neugierig, welchen Eindruck sie auf mich selbst

in der Stunde und Minute machen wird, wo ich sie vorlesen werde. Übrigens war es sinnlos, die Worte ‚die letzte, feierliche Wahrheit‘ herzuschreiben; für zwei Wochen lohnt es sich sowieso nicht, zu lügen, weil es sich auch nicht lohnt, zwei Wochen zu leben; das ist der beste Beweis dafür, daß ich nur die lautere Wahrheit schreiben werde. (Nota bene! Ich muß mir folgenden Gedanken gegenwärtig halten: bin ich nicht etwa in diesem Augenblicke, d. h. zeitweilig, verrückt? Man hat mir mit Bestimmtheit gesagt, daß Schwindsüchtige im letzten Stadium mitunter zeitweilig den Verstand verlieren. Ich will das morgen bei der Vorlesung mittels des Eindrucks auf die Zuhörer kontrollieren. Diese Frage muß jedenfalls zu völlig klarer Entscheidung gebracht werden; sonst kann ich zu keiner Tat schreiten.)

„Mir scheint, ich habe hier soeben eine furchtbare Dummheit niedergeschrieben; aber zum Korrigieren habe ich, wie gesagt, keine Zeit; außerdem habe ich mir absichtlich vorgenommen, in dieser Handschrift auch nicht eine Zeile zu korrigieren, auch wenn ich selbst bemerken sollte, daß ich mir alle fünf Zeilen widerspreche. Ich will ja gerade morgen beim Vorlesen feststellen, ob mein Gedankengang logisch richtig ist, ob ich meine Fehler bemerke, und ob somit alles das, was ich in diesem Zimmer im Laufe dieser sechs Monate mir in Gedanken zurechtgelegt habe, wahr oder nur Fieberphantasie ist.

„Wenn ich vor zwei Monaten in die Lage gekommen wäre, wie jetzt, mein Zimmer ganz verlassen und von der Meyerschen Hausmauer Abschied nehmen zu müssen, so wäre ich (davon bin ich überzeugt) darüber traurig gewesen. Jetzt aber empfinde ich nichts Derartiges, und

doch verlasse ich morgen dieses Zimmer und diese Mauer auf ewig! Also hat meine Überzeugung, daß es sich um zweier Wochen willen nicht mehr lohnt, Bedauern zu fühlen oder sich irgendwelchen derartigen Empfindungen zu überlassen, über meine Natur die Oberhand gewonnen und kann schon jetzt über alle meine Gefühle die Herrschaft ausüben. Aber ist es auch wirklich so? Ist es wahr, daß meine Natur jetzt ganz besiegt ist? Wenn man mich jetzt folterte, so würde ich sicher schreien und nicht sagen, es lohne sich nicht, zu schreien und Schmerz zu empfinden, da ich ja doch nur noch zwei Wochen zu leben hätte.

„Ist es aber auch wahr, daß ich nur noch zwei Wochen zu leben habe und nicht mehr? Damals in Pawlowsk habe ich gelogen: B***n hat nichts zu mir gesagt und hat mich nie gesehen, sondern man hat vor einer Woche einen Studenten namens Kislorodow zu mir geführt; was seine Anschauungen anlangt, ist er Materialist, Atheist und Nihilist; eben deswegen hatte ich gerade ihn rufen lassen; ich wollte jemand haben, der mir endlich ohne freundliche Schonung und ohne alle Umstände die nackte Wahrheit sagte. Das tat er denn auch, und zwar nicht nur bereitwillig und ohne Umstände, sondern sogar mit sichtlichem Vergnügen (was meiner Ansicht nach nicht nötig gewesen wäre). Er sagte mir geradeheraus, ich hätte noch ungefähr einen Monat zu leben, vielleicht etwas mehr, wenn ich in günstige äußere Verhältnisse käme; möglicherweise aber würde ich auch weit früher sterben. Seiner Meinung nach könne ich auch ganz plötzlich sterben, zum Beispiel gleich am nächsten Tage; solche Fälle seien vorgekommen; erst zwei Tage vorher

habe eine schwindsüchtige junge Dame in Kolomna*, deren Zustand dem meinigen ähnlich gewesen sei, sich zurechtgemacht, um auf den Markt zu gehen und Lebensmittel einzukaufen, sich aber plötzlich unwohl gefühlt, sich auf das Sofa gelegt, einen Seufzer ausgestoßen und sei gestorben. Als Kislorodow mir dies alles mitteilte, machte er den Eindruck, als renommiere er ein bißchen mit seiner Gefühllosigkeit und Rücksichtslosigkeit, und als glaube er, mir eine besondere Ehre zu erweisen, indem er mir nämlich dadurch zeige, daß er auch mich für ein ebensolches, über alle Vorurteile erhabenes, höheres Wesen halte, wie er selbst eines sei; für ein Wesen, dem es selbstverständlich nichts ausmache, zu sterben.

„Es hat mich sehr gewundert, woher der Fürst vorhin erriet, daß ich böse Träume habe; er sagte wörtlich, meine Aufregung und meine Träume würden sich in Pawlowsk bessern. Wie kommt er auf meine Träume? Entweder ist er Mediziner, oder er besitzt tatsächlich einen ungewöhnlichen Verstand, so daß er sehr vieles zu erraten vermag. (Daß er aber im Grunde doch ein Idiot ist, daran kann kein Zweifel bestehen.) Es traf sich, daß ich gerade vor seiner Ankunft einen hübschen Traum gehabt hatte (übrigens einen von der Art, wie ich sie jetzt zu Hunderten habe). Ich war eingeschlafen — ich glaube, eine Stunde vor seiner Ankunft — und sah mich in einem Zimmer (aber nicht in dem meinigen). Das Zimmer war größer und höher als das meinige, besser möbliert und hell; darin standen ein Schrank, eine Kommode, ein Sofa und mein Bett, ein großes, breites Bett, mit einer grünseidenen Steppdecke darauf. Aber in diesem Zimmer

* Ein Stadtteil von Petersburg. Anmerkung des Übersetzers.

bemerkte ich ein schreckliches Tier, eine Art Ungeheuer. Es hatte Ähnlichkeit mit einem Skorpion, war aber kein Skorpion, sondern widerwärtiger und weit furchtbarer, anscheinend eben deswegen, daß es solche Tiere in der Natur nicht gibt, und daß es sich absichtlich gerade bei mir eingefunden hatte, und daß eben darin irgendein Geheimnis zu liegen schien. Ich betrachtete es sehr genau: es war ein mit einer braunen Schale bekleidetes Kriechtier, ungefähr eine Hand lang, am Kopfe etwa zwei Finger dick; nach dem Schwanze zu wurde es allmählich dünner, so daß die Schwanzspitze selbst nicht dicker als ein Federkiel war. Etwa zwei Finger breit vom Kopfe entfernt traten in einem Winkel von fünfundvierzig Grad aus dem Rumpfe zwei Pfoten heraus, auf jeder Seite eine, etwa neun Zentimeter lang, so daß das ganze Tier, von oben gesehen, die Gestalt eines Dreizacks hatte. Den Kopf konnte ich nicht deutlich erkennen; aber ich sah zwei Fühler, nicht besonders lang, in Form zweier starker Nadeln, gleichfalls von brauner Farbe. Zwei ebensolche Fühler befanden sich am Ende des Schwanzes und am Ende jeder der Pfoten, so daß es also im ganzen acht Fühler waren. Das Tier lief sehr schnell im Zimmer umher, wobei es sich auf die Pfoten und den Schwanz stützte, und wenn es lief, wanden sich der Rumpf und die Pfoten trotz der Schale mit großer Schnelligkeit wie kleine Schlangen, was sehr widerwärtig anzusehen war. Ich hatte schreckliche Angst, es könnte mich stechen; es war mir gesagt worden, es sei giftig. Ganz besonders aber quälte mich der Gedanke, wer es wohl in mein Zimmer geschickt habe, was man mir antun wolle, und worin dieses Geheimnis bestehe. Das Tier

versteckte sich unter die Kommode und unter den Schrank und kroch in die Ecken. Ich setzte mich auf einen Stuhl und schlug die Beine unter den Leib. Das Tier lief schnell schräg durch das ganze Zimmer und verschwand irgendwo in der Gegend meines Stuhles. Voller Furcht blickte ich rings um mich; aber da ich mit untergeschlagenen Beinen dasaß, so hoffte ich, daß es nicht werde auf den Stuhl heraufkriechen können. Plötzlich hörte ich hinter mir, fast bei meinem Kopfe, ein knisterndes Geräusch; ich drehte mich um und sah, daß das Scheusal an der Wand hinaufkroch, sich schon in gleicher Höhe mit meinem Kopfe befand und sogar meine Haare mit seinem Schwanze berührte, der sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit drehte und wand. Ich sprang auf, und im gleichen Augenblick war auch das Tier verschwunden. Auf das Bett mochte ich mich nicht legen, aus Furcht, es könnte unter das Kissen kriechen. Da traten meine Mutter und ein Bekannter von ihr ins Zimmer. Sie begannen, auf das garstige Tier Jagd zu machen; aber sie waren ruhiger als ich und fürchteten sich nicht einmal. Aber sie konnten nichts finden. Auf einmal kam das Untier wieder hervorgekrochen; es kroch diesmal sehr sachte und wand sich, wie mit besonderer Absicht, nur langsam, was noch viel greulicher aussah; es nahm seinen Weg wieder schräg durch das Zimmer nach der Tür hin. Da öffnete meine Mutter die Tür und rief Norma, unsere Hündin, einen riesigen, schwarzen, zottigen Neufundländer; sie ist schon vor fünf Jahren gestorben. Norma kam ins Zimmer hereingestürzt und blieb vor dem Reptil wie angewurzelt stehen. Auch dieses machte halt, wand sich aber immer noch hin und her und kratzte mit den En-

den der Pfoten und des Schwanzes auf dem Fußboden herum. Tiere sind, wenn ich nicht irre, nicht imstande, eine mystische Angst zu empfinden; aber in diesem Augenblicke schien es mir doch, als ob auch in Normas Angst etwas sehr Ungewöhnliches, beinah Mystisches liege und sie somit ebenfalls, wie ich, ahne, daß in dem Tiere etwas Verhängnisvolles, ein Geheimnis stecke. Sie wich langsam vor dem Reptil zurück, das sachte und vorsichtig auf sie zukroch und, wie es schien, sich plötzlich auf sie stürzen und sie stechen wollte. Aber trotz aller Angst, und obwohl sie an allen Gliedern zitterte, machte sie doch schrecklich grimmige Augen. Auf einmal fletschte sie langsam ihre furchtbaren Zähne, öffnete weit ihren gewaltigen, roten Rachen, paßte geschickt die Entfernung ab, faßte einen Entschluß und packte plötzlich das garstige Tier mit den Zähnen. Dieses machte heftige Bewegungen, um zu entschlüpfen, so daß Norma es noch einmal, jetzt im Fluge, griff und es zweimal, immer im Fluge, mit dem ganzen Rachen in sich hineinzog, als wollte sie es hinunterschlucken. Die Schale knackte unter ihren Zähnen; der Schwanz des Tieres und die Pfoten, die aus dem Maule herausragten, bewegten sich mit furchtbarer Geschwindigkeit. Auf einmal begann Norma kläglich zu winseln: das Reptil hatte es doch noch fertig gebracht, sie in die Zunge zu stechen. Vor Schmerz winselnd und heulend, öffnete sie das Maul, und ich sah, daß das zerbissene, quer im Maule liegende Reptil sich noch bewegte und aus seinem halbzerquetschten Körper auf Normas Zunge eine Menge weißen Saftes floß, ähnlich dem Safte einer zerdrückten schwarzen Schwabe . . . In diesem Augenblicke wachte ich auf, und der Fürst trat herein."

„Meine Herren,“ sagte Ippolit, indem er seine Vorlesung plötzlich unterbrach und ein beschämtes Gesicht machte, „ich habe es nicht noch einmal durchgelesen; aber ich habe, wie es scheint, tatsächlich viel Überflüssiges hingeschrieben. Dieser Traum . . .“

„Ja, das ist richtig,“ beeilte sich Ganja einzuschieben.

„Ich muß zugeben, es ist zuviel Persönliches dabei, das heißt Dinge, die eigentlich nur auf mich Bezug haben . . .“

Als Ippolit das sagte, sah er müde und erschöpft aus und wischte sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirn.

„Ja, Sie interessieren sich zu sehr für sich selbst,“ zischte Lebedew.

„Meine Herren, noch einmal: ich nötige niemand; wer nicht zuhören will, kann sich entfernen.“

„Er jagt uns weg . . . aus einem fremden Hause,“ brummte Rogoschin kaum vernehmbar.

„Aber wie können wir denn alle auf einmal aufstehen und uns entfernen?“ sagte plötzlich Ferdyschtschenko, der bis dahin nicht gewagt hatte, laut zu reden.

Ippolit schlug die Augen nieder und griff nach seinem Manuskripte; aber in derselben Sekunde hob er den Kopf wieder in die Höhe und sagte mit funkelnden Augen und zwei roten Flecken auf den Backen, indem er Ferdyschtschenko gerade ins Gesicht blickte:

„Sie können mich gar nicht leiden!“

Man hörte Lachen; indes war es nicht die Mehrzahl, die lachte. Ippolit wurde dunkelrot.

„Ippolit," sagte der Fürst, „machen Sie Ihr Manuskript zu, und geben Sie es mir, und legen Sie sich selbst hier in meinem Zimmer schlafen. Wir wollen, bevor Sie einschlafen, noch ein bißchen mit Ihnen reden und das Gespräch dann morgen fortsetzen, aber unter der Bedingung, daß Sie diese Blätter nie wieder aufschlagen. Wollen Sie das tun?"

„Ist das denn möglich?" rief Ippolit, indem er ihn mit wirklicher Verwunderung anblickte. „Meine Herren," fuhr er, wieder in fieberhafter Lebhaftigkeit, fort, „das war ein dummer Zwischenakt, in dem ich mich nicht richtig zu benehmen verstanden habe. Ich werde in der Vorlesung nicht wieder eine Unterbrechung eintreten lassen. Wer zuhören will, mag zuhören ..."

Er trank schnell einen Schluck Wasser aus einem dastehenden Glase, stützte sich mit dem Ellbogen auf den Tisch, um sich vor den Blicken zu verbergen, und setzte das Vorlesen hartnäckig fort. Das Gefühl der Beschämung ging übrigens schnell vorüber ...

„Der Gedanke," fuhr er fort zu lesen, „daß es nicht lohne, ein paar Wochen zu leben, kam mir in deutlicher Gestalt, wie ich meine, ungefähr vor einem Monat, als ich nur noch vier Wochen Leben vor mir zu haben glaubte; aber völlig bemächtigt hat sich dieser Gedanke meiner erst vor drei Tagen, als ich von jenem in Pawlowsk verlebten Abende heimkehrte. Der erste Augenblick, wo mich dieser Gedanke vollständig und unmittelbar durchdrang, fiel in die Zeit, als ich mich beim Fürsten in der Veranda befand, gerade in die Zeit, als ich mit dem Leben einen letzten Versuch zu machen gedachte, Menschen und Bäume sehen wollte (ich mag das auch selbst ausgesprochen haben), mich er-

eiferte, für Burdowskis, ‚meines Nächsten', Recht eintrat und im stillen davon phantasierte, alle diese Menschen würden auf einmal die Arme ausbreiten und mich an ihr Herz drücken und mich wegen irgend etwas um Verzeihung bitten und ich meinerseits sie ebenfalls; kurz, ich war zu guter Letzt ein unfähiger Dummkopf. Und siehe da, in diesen Stunden flammte in mir ‚die letzte Überzeugung' auf. Ich wundere mich jetzt, wie ich ganze sechs Monate lang ohne diese Überzeugung habe leben können! Ich wußte positiv, daß ich die Schwindsucht hatte und diese Krankheit bei mir unheilbar war; ich täuschte mich nicht und begriff die Sachlage klar. Aber je klarer ich sie begriff, um so krampfhafter begehrte ich zu leben; ich klammerte mich an das Leben; leben wollte ich, leben um jeden Preis. Ich gebe zu, daß ich damals dem dunklen, unerbittlichen Schicksal zürnte, das beschlossen hatte, mich wie eine Fliege totzuschlagen, ohne selbst zu wissen, warum; aber warum habe ich mich nicht bis zum Schlusse damit begnügt, lediglich zu zürnen? Warum habe ich tatsächlich ‚angefangen' zu leben, obwohl ich wußte, daß ich nicht mehr anfangen konnte? Warum habe ich es versucht, obwohl ich wußte, daß dazu keine Zeit mehr war? Dabei war ich aber nicht einmal imstande, ein Buch zu lesen, und hörte zu lesen auf: wozu sollte ich lesen, wozu noch Kenntnisse für sechs Monate erwerben? Dieser Gedanke brachte mich wiederholt dazu, ein Buch beiseite zu werfen.

„Ja, diese Meyersche Mauer kann vieles erzählen! Vieles habe ich in Gedanken auf sie geschrieben. Es gab keinen Fleck auf dieser Mauer, den ich nicht auswendig gewußt hätte. Verfluchte Mauer! Und doch ist sie mir teurer als alle Bäume in Pawlowsk, das heißt, sie sollte

mir teurer sein als all diese Bäume, wenn mir nicht jetzt alles gleichgültig wäre.

„Ich erinnere mich jetzt, mit welchem gierigen Interesse ich damals anfing, das Leben anderer Menschen zu verfolgen: ein solches Interesse war mir früher fremd gewesen. Ungeduldig und schimpfend wartete ich manchmal auf Kolja zu Zeiten, wo ich selbst so krank war, daß ich das Zimmer nicht verlassen konnte. Ich erkundigte mich so genau nach allen Kleinigkeiten und interessierte mich so für alle möglichen Gerüchte, daß ich geradezu eine Klatschschwester geworden zu sein schien. Ich konnte zum Beispiel nicht begreifen, wie diese Menschen, die ein so langes Leben zur Verfügung haben, es nicht verstehen, reich zu werden (übrigens begreife ich es auch jetzt nicht). Ich kannte einen armen Kerl, von dem man mir später erzählte, er sei Hungers gestorben, und ich erinnere mich, daß mich dies ganz außer mir brachte: hätte man diesen armen Menschen ins Leben zurückrufen können, so hätte ich ihn, glaube ich, hinrichten lassen. Es ging mir manchmal ganze Wochen lang besser, und ich konnte auf die Straße gehen; aber was ich auf der Straße sah, versetzte mich in eine so ärgerliche Stimmung, daß ich ganze Tage lang absichtlich im verschlossenen Zimmer saß, obgleich ich wie alle Leute hätte ausgehen können. Ich konnte dieses hin und her rennende, hastende, immer sorgenvolle, mürrische, aufgeregte Volk nicht vertragen, das auf dem Trottoir um mich herumwimmelte. Wozu ihre lebenslängliche Traurigkeit, ihre lebenslängliche Unruhe und Geschäftigkeit, ihre lebenslängliche mürrische Bosheit (denn sie sind boshaft, boshaft, boshaft). Wer ist schuld daran, daß sie unglücklich sind und nicht zu leben verstehen, obwohl jeder von

ihnen sechzig Lebensjahre vor sich hat? Warum hat Sarnizyn es dahin kommen lassen, daß er Hungers starb, obgleich er sechzig Jahre vor sich hatte? Und jeder weist auf seine abgetragene Kleidung hin und auf seine zerarbeiteten Hände und erbost sich und schreit: ,Wir arbeiten wie die Ochsen und quälen uns ab; aber wir sind hungrig wie die Hunde und sind arm! Andere arbeiten nicht und quälen sich nicht ab und sind reich!' (Das ist der ewige Refrain!) Und mit ihnen zugleich läuft so ein unglücklicher Jammermensch ,aus besserer Familie' herum und rakkert sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend ab; ich denke an Iwan Fomitsch Surikow, der in unserm Hause über uns wohnt; er hat immer zerrissene Ellbogen und durchgeriebene Knöpfe und macht für allerlei Leute Gänge und übernimmt Aufträge, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Läßt man sich mit ihm in ein Gespräch ein, dann bekommt man zu hören: ,Ich bin arm, geradezu ein Bettler; meine Frau ist mir gestorben; ich hatte kein Geld, um ihr Medizin zu kaufen; und im Winter ist mir ein kleines Kind erfroren; meine älteste Tochter lebt als Mätresse ...' So jammert und weint er fortwährend! O, ich habe kein Mitleid, nicht das geringste Mitleid mit diesen Dummköpfen; ich habe jetzt keines und habe es auch früher nicht gehabt; das sage ich mit Stolz! Warum ist er denn nicht selbst ein Rothschild? Wer ist schuld daran, daß er nicht Millionen besitzt wie Rothschild, daß er nicht einen Berg goldener Imperials und Napoleondors besitzt, einen so hohen Berg, wie man ihn in der Butterwoche in den Schaubuden sieht? Wenn er lebt, so steht das doch alles in seiner Macht! Wer ist schuld daran, daß er das nicht begreift?

„O, jetzt ist mir schon alles gleichgültig; jetzt habe ich keine Zeit mehr, mich zu ärgern; aber damals, damals, ich wiederhole es, ärgerte ich mich und habe tatsächlich nachts vor Wut an meinem Kopfkissen genagt und meine Bettdecke zerrissen. O, in was für Phantasien erging ich mich damals, wie sehnlich wünschte ich, man möchte mich, den Achtzehnjährigen, kaum bekleidet, auf einmal auf die Straße jagen und mich da ganz mir selbst überlassen, ohne Wohnung, ohne Arbeit, ohne einen Bissen Brot, ohne Verwandte, ohne einen einzigen bekannten Menschen in der ungeheueren Stadt, hungrig, zerprügelt (um so besser!), aber gesund; und da hätte ich zeigen wollen ...

„Was hätte ich zeigen wollen?

„O, glauben Sie wirklich, daß ich nicht weiß, wie sehr ich mich ohnehin schon durch diese meine ‚Erklärung' erniedrigt habe? Jeder wird mich ja für einen dummen Jungen halten, der das Leben nicht kennt, und wird vergessen, daß ich noch nicht achtzehn Jahre alt bin, und daß ein solches Leben zu führen, wie ich es in diesen sechs Monaten geführt habe, denselben Wert hat, wie wenn einer alt und grau wird! Aber mögen die Leute lachen und sagen, daß das lauter Märchen sind. Ich habe mir wirklich Märchen erzählt. Ganze Nächte habe ich mit ihnen ausgefüllt; ich erinnere mich jetzt an sie alle.

„Aber soll ich sie denn jetzt wiedererzählen, jetzt, wo auch für mich die Zeit der Märchen schon vorbei ist? Und wem soll ich sie wiedererzählen? Ich habe mich damals an ihnen belustigt, als ich klar sah, daß es mir sogar versagt war, die griechische Grammatik zu lernen; es fiel mir zur rechten Zeit ein: ‚Ehe ich noch bis zur Syntax werde gelangt sein, werde ich sterben.' Das bedachte ich gleich

bei der ersten Seite und warf das Buch unter den Tisch. Da liegt es auch jetzt noch; ich habe unserer Magd Matrona verboten, es aufzuheben.

„Mag immerhin, wer meine ‚Erklärung' in die Hände bekommt und die Geduld hat, sie durchzulesen, mich für einen Geisteskranken halten, oder auch für einen Gymnasiasten, oder am wahrscheinlichsten für einen zum Tode Verurteilten, der natürlich der Meinung sein muß, alle Menschen außer ihm selbst wüßten den Wert des Lebens zu wenig zu schätzen, hätten sich zu sehr gewöhnt, es zu vergeuden, genössen es zu träge und zu gewissenlos und seien somit allesamt seiner unwürdig! Mag man das denken; was tut's? Ich erkläre, daß mein Leser sich irrt, und daß meine Überzeugung in keiner Weise von meinem Todesurteil abhängig ist. Man frage doch nur die Menschen, worein sie alle, vom ersten bis zum letzten, das Glück setzen. O, man kann sicher sein, daß Kolumbus nicht damals glücklich war, als er Amerika entdeckt hatte, sondern damals, als er es entdecken wollte; man kann sicher sein, daß sein Glück den Gipfelpunkt vielleicht drei Tage vor der Entdeckung der Neuen Welt erreicht hatte, als die meuternde Schiffsmannschaft in ihrer Verzweiflung nahe daran war, das Schiff wieder nach Europa zurückzuwenden! Nicht darauf kam es an, daß die Neue Welt wirklich entdeckt wurde; die hätte ruhig untergehen können. Kolumbus starb, fast ohne sie gesehen zu haben und, was die Hauptsache ist, ohne zu wissen, was er entdeckt hatte. Es kommt auf das Leben an, einzig und allein auf das Leben, darauf, daß man ununterbrochen, lebenslänglich damit beschäftigt ist, zu entdecken, und ganz und gar nicht auf das Entdeckte

selbst! Aber wozu rede ich! Ich fürchte, alles, was ich jetzt sage, hat mit den landläufigsten Redensarten eine solche Ähnlichkeit, daß man mich wahrscheinlich für einen Schüler der untersten Klasse halten wird, der einen Aufsatz über den Sonnenuntergang schreibt, oder sagen wird, ich hätte zwar etwas vorbringen wollen, beim besten Willen aber nicht verstanden, mich auszudrücken. Aber ich möchte doch hinzufügen, daß bei jedem genialen oder neuen Menschengedanken oder einfach sogar bei jedem ernsten Menschengedanken, der in jemandes Kopf entsteht, immer ein Rest übrigbleibt, den man andern Menschen nicht mitteilen kann, und wenn man ganze Bände vollschriebe und seinen Gedanken fünfunddreißig Jahre lang kommentierte; es bleibt immer ein Rest übrig, der nicht aus dem Schädel des Urhebers herausgehen will und lebenslänglich darinbleibt; und so stirbt man denn, ohne jemandem vielleicht gerade den Kernpunkt seines Gedankens mitgeteilt zu haben. Aber wenn ich auch gleichfalls nicht verstanden haben sollte, alles mitzuteilen, was mich in diesen sechs Monaten gequält hat, so werden die Leser wenigstens verstehen, daß ich meine jetzige ‚letzte Überzeugung', zu der ich gelangt bin, vielleicht recht teuer bezahlt habe; ich habe in bestimmter Absicht für notwendig befunden, dies hier in meiner ‚Erklärung' hervorzuheben.

„Indessen, ich fahre fort.

VI

„Ich will nicht lügen: das tätige Leben hat in diesen sechs Monaten auch nach mir seinen Angelhaken ausgeworfen und auf mich manchmal eine solche Anziehungskraft ausgeübt, daß ich mein Todesurteil vergaß oder, rich-

tiger gesagt, nicht daran denken wollte und sogar anfing, tätig zu sein. Ich schiebe bei dieser Gelegenheit einige Worte über meine damalige äußere Lage ein. Als ich vor acht Monaten schon recht krank wurde, brach ich alle meine Beziehungen ab und sagte mich von all meinen bisherigen Kameraden los. Da ich von jeher ein recht mürrischer Geselle gewesen war, so vergaßen sie mich leicht; natürlich hätten sie mich auch ohne das vergessen. Auch zu Hause, das heißt in der Familie, stand ich einsam da. Vor etwa fünf Monaten schloß ich mich ein für allemal von den Meinigen ab und betrat seitdem die Zimmer der Familie gar nicht mehr. Die Meinigen gehorchten mir stets, und niemand wagte, zu mir hereinzukommen, außer um zu bestimmter Stunde das Zimmer aufzuräumen und mir das Mittagessen zu bringen. Meine Mutter nahm zitternd meine Befehle entgegen und wagte nicht einmal vor meinen Ohren zu jammern, wenn ich mich mitunter entschloß, sie zu mir hereinzulassen. Die Kinder schlug sie um meinetwillen beständig, damit sie nicht Lärm machten und mich dadurch störten; denn ich beklagte mich oft über ihr Geschrei; ich kann mir denken, wie lieb sie mich jetzt haben! Den ‚treuen Kolja', wie ich ihn benannt habe, werde ich wohl auch gehörig gequält haben. In der letzten Zeit hat auch er mich gepeinigt: das alles war ganz natürlich; die Menschen sind eben dazu geschaffen, einander zu peinigen. Aber ich merkte, daß er mein reizbares Wesen so ertrug, als hätte er sich von vornherein vorgenommen, mit mir als einem Kranken schonend umzugehen. Natürlich reizte mich das noch mehr; aber wie es schien, beabsichtigte er, dem Fürsten in christlicher Sanftmut nachzueifern, was ziemlich lächerlich herauskam. Er ist

ein junger, heißblütiger Mensch und macht natürlich alles mögliche nach; aber es wollte mir manchmal scheinen, daß es für ihn an der Zeit sei, seinen eigenen Verstand zur Richtschnur zu nehmen. Ich habe ihn sehr gern. Ich habe auch Surikow gequält, der über uns wohnt und vom Morgen bis zum Abend herumläuft, um allerlei Aufträge auszuführen; ich suchte ihm fortwährend zu beweisen, daß er an seiner Armut selbst schuld sei, so daß er endlich ängstlich wurde und aufhörte, zu mir zu kommen. Er ist ein sehr sanftmütiger Mensch, das sanftmütigste Wesen, das man sich nur denken kann. (Nota bene! Ich habe die Behauptung gehört, die Sanftmut sei eine gewaltige Kraft; ich muß den Fürsten danach fragen; es ist das sein eigener Ausdruck.) Aber als ich im März zu ihm nach oben gegangen war, um zu sehen, wie sie dort das kleine Kind nach seinem Ausdruck ‚hatten erfrieren lassen', und, neben der Leiche des Kindes stehend, lächelte, weil ich diesem Surikow wieder zu beweisen anfing, daß er ‚selbst daran schuld' sei, da begannen diesem Jammermenschen auf einmal die Lippen zu beben; er faßte mich mit der einen Hand an der Schulter, wies mit der andern nach der Tür und sagte leise, beinah flüsternd, zu mir: ‚Gehen Sie weg!' Ich ging hinaus, und sein Benehmen gefiel mir sehr, gefiel mir gleich damals, gleich in dem Augenblicke, als er mich hinauswies; aber seine Worte riefen nachher, wenn ich mich an sie erinnerte, lange Zeit bei mir das peinliche Gefühl eines seltsamen, geringschätzigen Mitleides mit ihm hervor, das ich eigentlich gar nicht empfinden wollte. Sogar im Augenblick einer solchen Kränkung (ich fühle ja, daß ich ihn gekränkt habe, obgleich das nicht in meiner Absicht lag), sogar in einem solchen Augenblicke brachte

dieser Mensch es nicht fertig, böse zu werden! Ich kann beschwören, daß seine Lippen damals nicht vor Zorn bebten, und als er mich am Arm faßte und sein prächtiges ‚Gehen Sie weg!‘ sprach, da war er entschieden nicht zornig. Eine gewisse Würde lag darin, sogar viel Würde, eine Würde, die zu seinem ganzen Wesen gar nicht recht passen wollte (so daß sie, die Wahrheit zu sagen, einen recht komischen Anstrich hatte); aber Zorn lag nicht darin. Vielleicht hatte er einfach angefangen, mich zu verachten. Seit jener Zeit begann er auf einmal, als ich ihm ein paarmal auf der Treppe begegnete, vor mir den Hut abzunehmen, was er früher nie getan hatte; aber er blieb nicht mehr stehen wie früher, sondern lief verlegen an mir vorbei. Wenn er mich auch verachtete, so machte er das doch auf seine Weise: er ‚verachtete mich sanftmütig‘. Vielleicht aber nahm er seinen Hut auch einfach aus Furcht ab, weil ich der Sohn seiner Gläubigerin war; denn er war meiner Mutter beständig Geld schuldig und nie imstande, sich aus den Schulden herauszuarbeiten. Und das ist sogar das wahrscheinlichste. Ich hätte mich gern mit ihm ausgesprochen und weiß sicher, daß er nach zehn Minuten mich um Verzeihung gebeten hätte; aber ich war doch der Meinung, daß es das beste sei, ihn in Ruhe zu lassen.

„Zu derselben Zeit, das heißt um die Zeit, als Surikow sein Kind ‚erfrieren ließ‘, Mitte März, besserte sich ohne sichtbaren Grund mein Befinden auf einmal erheblich, und das dauerte etwa vierzehn Tage. Ich fing an auszugehen, am häufigsten in der Abenddämmerung. Ich liebte diese Tageszeit im März, wo es anfängt, kalt zu werden und das Gas angezündet wird; ich machte manch-

mal weite Wege. Einmal überholte mich in der Schestilawotschnaja-Straße in der Dunkelheit ein ‚den besseren Ständen angehöriger‘ Herr; ich konnte ihn nicht genauer sehen; er trug etwas in Papier Eingewickeltes und hatte einen kurzen, unschönen Paletot an, der für die Jahreszeit zu leicht war. Als er bei einer Laterne vorbeikam, die sich in einer Entfernung von ungefähr zehn Schritten vor mir befand, bemerkte ich, daß ihm etwas aus der Tasche fiel. Ich beeilte mich, es aufzuheben, — und es war die höchste Zeit, da bereits ein Mann in einem langen Kaftan hinzusprang; als dieser aber den Gegenstand in meinen Händen erblickte, machte er ihn mir nicht streitig, warf nur einen eiligen Blick danach hin und schlüpfte vorbei. Dieser Gegenstand war eine große, lederne, altmodische, ganz vollgestopfte Brieftasche; aber ich vermutete, ich weiß nicht woher, gleich beim ersten Blicke, daß alles mögliche darin sei, nur kein Geld. Der Passant, der die Brieftasche verloren hatte, ging bereits etwa vierzig Schritte vor mir, und ich verlor ihn in der Menge bald aus dem Gesichte. Ich fing an zu laufen und ihm nachzurufen; aber da ich nichts weiter rufen konnte als ‚He!‘, so drehte er sich nicht um. Auf einmal bog er nach links in den Torweg eines Hauses ein. Als ich in den Torweg hineinlief, in dem es sehr dunkel war, war niemand mehr da. Das Haus war von gewaltiger Größe, eines jener Riesenbauwerke, wie sie von Spekulanten mit lauter kleinen Wohnungen errichtet werden; in manchen derartigen Häusern gibt es bis zu hundert Wohnungen. Als ich durch den Torweg lief, kam es mir so vor, als ob in dem hinten rechts befindlichen Winkel des riesigen Hofes ein Mensch ginge, wiewohl ich es in der Dunkelheit kaum unterschei-

den konnte. Ich lief nach jenem Winkel hin und sah einen Eingang mit einer Treppe. Die Treppe war eng, sehr schmutzig und ganz ohne Beleuchtung; aber ich hörte, daß oben ein Mensch noch die Stufen hinanstieg, und begann ebenfalls hinaufzusteigen, indem ich darauf rechnete, ihn einzuholen, während ihm irgendwo eine Tür werde geöffnet werden. So ähnlich kam es denn auch. Die Treppen waren zwar sehr kurz, aber sehr zahlreich, so daß ich furchtbar außer Atem kam; im fünften Stock wurde eine Tür geöffnet und wieder zugemacht, das merkte ich, als ich noch drei Treppen tiefer war. Während ich hinauflief, auf dem Treppenabsatz wieder Atem schöpfte und die Klingel suchte, waren mehrere Minuten vergangen. Endlich öffnete mir eine Frau, die in einer winzigen Küche einen Samowar anblies; sie hörte schweigend meine Fragen an, verstand natürlich nichts davon und öffnete mir schweigend die Tür zu dem anstoßenden Zimmer, einem ebenfalls kleinen, furchtbar niedrigen Raum; hier standen nur die notwendigsten Möbel, und zwar von sehr schlechter Art, und ein gewaltiges, breites, mit Vorhängen versehenes Bett, auf welchem ‚Terentjitsch' (so rief ihn die Frau) lag, wie mir schien, in betrunkenem Zustande. Auf dem Tische brannte ein Lichtstümpfchen in einem eisernen Nachtleuchter; auch stand dort eine fast geleerte Flasche Branntwein. Terentjitsch brummte, ohne aufzustehen, mir etwas zu und wies mit der Hand nach der folgenden Tür; die Frau war weggegangen, so daß mir weiter nichts übrig blieb, als diese Tür zu öffnen. Das tat ich denn auch und trat in das folgende Zimmer.

„Dieses Zimmer war noch schmaler und enger als das vorhergehende, so daß ich nicht einmal wußte, wie ich mich

darin umdrehen sollte; ein schmales, einschläfriges Bett in der Ecke nahm einen großen Teil des Raumes in Anspruch; von andern Möbeln war weiter nichts vorhanden als drei einfache Stühle, die mit allerlei Lumpenkram bepackt waren, und ein ganz einfacher hölzerner Küchentisch vor einem alten Wachstuchsofa, so daß man zwischen dem Tisch und dem Bette kaum durchgehen konnte. Auf dem Tische brannte ein Talglicht auf einem ebensolchen Leuchter wie im ersten Zimmer, und auf dem Bette quäkte ein ganz kleines Kind, nach dem Schreien zu urteilen vielleicht erst drei Wochen alt; eine kranke, blasse, anscheinend noch junge Frau in tiefem Negligé, die vielleicht nach der Entbindung eben erst wieder angefangen hatte aufzustehen, war damit beschäftigt, das Kind mit trockenen Windeln zu versehen; aber das Kind wollte sich nicht beruhigen und schrie in Erwartung der mageren Mutterbrust weiter. Auf dem Sofa schlief ein anderes Kind, ein dreijähriges Mädchen, das, wie es schien, mit einem Frack zugedeckt war. Am Tische stand der Herr in einem sehr abgetragenen Rocke (den Paletot hatte er schon ausgezogen, und dieser lag auf dem Bette) und wickelte ein blaues Papier auseinander, in welches zwei Pfund Weißbrot und zwei kleine Würste eingeschlagen waren. Auf dem Tische stand außerdem eine Teekanne mit Tee; auch lagen dort ein paar Stücke Schwarzbrot umher. Unter dem Bette schaute ein offener Koffer hervor, desgleichen zwei Bündel mit alten Kleidern.

„Kurz, es herrschte eine furchtbare Unordnung. Ich hatte auf den ersten Blick den Eindruck, daß sie beide, sowohl der Herr als die Dame, von besserem Stande, aber durch die Armut in jenen erniedrigenden Zustand versetzt

waren, in dem die Unordnung schließlich jeden Versuch, gegen sie anzukämpfen, niederschlägt und es den Menschen sogar zu einem schmerzlichen Bedürfnis macht, in dieser täglich wachsenden Unordnung selbst ein gewisses bitteres und sozusagen rachsüchtiges Gefühl des Vergnügens zu finden.

„Als ich eintrat, war dieser Herr, der ebenfalls erst kurz vor mir hereingekommen war und seine Lebensmittel auswickelte, mit der Frau in schnellem, lebhaftem Gespräche begriffen; obwohl diese noch mit dem Trockenlegen des Kindes beschäftigt war, hatte sie doch bereits zu jammern angefangen; denn die Nachrichten, die der Mann mitgebracht hatte, waren offenbar wie gewöhnlich schlecht gewesen. Das magere Gesicht dieses der äußeren Erscheinung nach etwa achtundzwanzigjährigen Mannes zeigte eine bräunliche Farbe und war umrahmt von einem schwarzen Backenbarte mit glatt ausrasiertem Kinn; es machte mir einen recht anständigen, sogar angenehmen Eindruck; die Miene war ingrimmig, aber mit einer krankhaften Beimischung von sehr reizbarem Stolze. Als ich eintrat, spielte sich eine seltsame Szene ab.

„Es gibt Leute, die in ihrer reizbaren Empfindlichkeit einen besonderen Genuß finden, namentlich wenn diese (was sich immer sehr schnell vollzieht) ihren höchsten Grad erreicht; in diesem Augenblick ist es ihnen, wie es scheint, sogar angenehmer, beleidigt zu sein, als nicht beleidigt zu sein. Diese reizbaren Menschen werden nachher immer von heftiger Reue gequält, selbstverständlich wenn sie klug genug sind, um einzusehen, daß sie sich zehnmal so empfindlich benommen haben, wie es angemessen gewesen wäre. Dieser Herr blickte mich eine Weile erstaunt an, die Frau

dagegen war so erschrocken, als wäre es ein furchtbares Wunderereignis, daß auch zu ihnen jemand kam; plötzlich aber stürzte der Herr, als ich noch kaum ein paar Worte gemurmelt hatte, mit einer wahren Wut auf mich los; aber namentlich weil er sah, daß ich anständig gekleidet war, hielt er sich wohl dadurch für schrecklich beleidigt, daß ich gewagt hatte, so ungeniert in seine elende Wohnung hereinzukommen und die ganze unordentliche Einrichtung zu betrachten, deren er sich selbst schämte. Er freute sich gewiß, daß er eine Gelegenheit gefunden hatte, an irgend jemand seinen Ärger über all seine Mißerfolge auszulassen. Einen Augenblick lang dachte ich sogar, er werde auf mich losschlagen: er wurde blaß wie eine Frau bei einem hysterischen Anfall, worüber seine Frau einen furchtbaren Schreck bekam.

„‚Wie können Sie es wagen, so einzutreten? Hinaus!‘ schrie er zitternd und kaum imstande, die Worte ordentlich herauszubringen. Aber plötzlich erblickte er in meiner Hand seine Brieftasche.

„‚Sie haben das wohl verloren?‘ sagte ich in möglichst ruhigem, trockenem Tone. (Das war übrigens das Richtige.)

„Er stand ganz erschrocken vor mir da und konnte eine Weile nichts begreifen; dann griff er schnell nach seiner Seitentasche, öffnete vor Schreck den Mund und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn.

„‚O Gott! Wo haben Sie es gefunden? Wie ist das zugegangen?‘

„Ich erklärte ihm in kurzen Worten und womöglich in noch trocknerem Tone als vorher, wie ich die Brieftasche aufgehoben hätte, ihm noch nachgeeilt wäre und ihm nach-

gerufen hätte, und wie ich endlich auf meine Vermutung hin, und beinah nur von meinem Gefühl geleitet, hinter ihm her die Treppe hinaufgelaufen wäre.

„‚O Gott!‘ rief er, zu seiner Frau gewendet; ‚hier sind all unsere Dokumente darin und meine letzten Instrumente; hier ist alles . . . o, mein Herr, wissen Sie, was Sie für mich getan haben? Ich wäre verloren gewesen!‘

„Ich griff unterdessen nach der Türklinke, um ohne Antwort fortzugehen; aber ich selbst hatte keine Luft, und plötzlich kam meine Aufregung in einem so heftigen Hustenanfall zum Ausbruch, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Ich sah, wie der Herr nach allen Seiten umherstürzte, um für mich einen leeren Stuhl zu finden, wie er endlich die auf dem einen Stuhl liegenden Lumpen packte, sie auf den Fußboden warf, mir eilig den Stuhl reichte und mir vorsichtig behilflich war, mich darauf zu setzen. Aber mein Husten dauerte fort und beruhigte sich erst nach etwa drei Minuten. Als ich wieder zu mir kam, saß er schon neben mir auf einem anderen Stuhle, von dem er wahrscheinlich ebenfalls die Lumpen auf den Fußboden geworfen hatte, und betrachtete mich unverwandt.

„‚Sie scheinen leidend zu sein?‘ sagte er in dem Tone, in dem gewöhnlich die Ärzte reden, wenn sie zu einem Kranken kommen. ‚Ich selbst bin Mediziner‘ (er sagte nicht: Arzt), und bei diesen Worten wies er zu irgendwelchem Zwecke mit der Hand auf das Zimmer hin, wie wenn er gegen seine jetzige Lage protestierte. ‚Ich sehe, daß Sie . . .‘

„‚Ich bin schwindsüchtig,‘ sagte ich möglichst kurz und stand auf.

„Er sprang ebenfalls auf.

„‚Vielleicht sehen Sie die Sache zu schwarz an, und . . . bei Anwendung geeigneter Mittel . . .‘

„Er war in größter Verwirrung und schien seine Fassung immer noch nicht wiedergewinnen zu können; die Brieftasche hielt er in der linken Hand.

„‚O, beunruhigen Sie sich nicht!‘ unterbrach ich ihn und griff wieder nach der Türklinke; ‚in der vorigen Woche hat mich B***n untersucht‘ (ich brachte also wieder B***n hinein), ‚und mein Fall liegt ganz klar. Entschuldigen Sie nur . . .‘

„Ich wollte wieder die Tür öffnen und meinen verlegenen, dankbaren, beschämten Arzt verlassen; aber der nichtswürdige Husten befiel mich in diesem Augenblicke von neuem. Nun bestand mein Arzt darauf, daß ich wieder Platz nähme und mich erholte; er wandte sich zu seiner Frau, und diese sagte mir, ohne ihren Platz zu verlassen, ein paar dankbare, höfliche Worte. Sie wurde dabei sehr verlegen, so daß sogar eine Röte auf ihren blaßgelben, hageren Wangen spielte. Ich blieb, nahm aber dabei eine Miene an, die in jedem Augenblicke zeigte, daß ich sehr fürchtete, sie zu genieren. (Das war auch das Richtige.) Mein Arzt wurde schließlich von peinlicher Reue gequält; das sah ich.

„‚Wenn ich . . .‘ begann er, fortwährend abbrechend und in andere Konstruktion übergehend. ‚Ich bin Ihnen so dankbar und habe mir so viel gegen Sie zuschulden kommen lassen . . . ich . . . Sie sehen . . .‘ er zeigte wieder auf das Zimmer, ‚ich befinde mich augenblicklich in einer solchen Lage . . .‘

„‚O,‘ sagte ich, ‚da ist nichts dabei; das ist nichts

Ungewöhnliches. Sie haben wohl Ihre Stelle verloren und sind hergekommen, um sich vor den maßgebenden Persönlichkeiten zu rechtfertigen und eine neue Stelle zu suchen?'

„,Woher ... woher wissen Sie das?' fragte er erstaunt.

,Das sieht man auf den ersten Blick,' antwortete ich, unwillkürlich in spöttischem Tone. ,Es kommen viele aus der Provinz hoffnungsvoll hierher, laufen hier herum und führen ein ebensolches Leben wie Sie.'

„Er fing auf einmal an, mit zitternden Lippen lebhaft zu reden; er beklagte sich über das, was ihm widerfahren war, erzählte alles ausführlich und erregte, wie ich bekennen muß, mein Interesse; ich saß bei ihm fast eine Stunde. Er erzählte mir seine Geschichte, die übrigens von ganz gewöhnlicher Art war. Er war Arzt in der Provinz gewesen und hatte ein staatliches Amt bekleidet; aber da hatten nun Intrigen begonnen, in die auch seine Frau mit hineingezogen worden war. Er hatte seinen Stolz herausgekehrt und sich hitzköpfig benommen; bei der Gouvernementsbehörde war eine für seine Feinde günstige Personalveränderung eingetreten; sie hatten gegen ihn miniert und Beschwerden über ihn eingereicht; er hatte seine Stelle verloren und war, seine letzten Mittel zusammennehmend, nach Petersburg gekommen, um sich zu rechtfertigen; in Petersburg hatte man, nach dem bekannten Verfahren, ihm lange Zeit überhaupt kein Gehör gegeben, dann ihn angehört, dann ihn abschlägig beschieden, dann ihm lockende Versprechungen gemacht, dann ihm scharf und streng geantwortet, dann ihn aufgefordert, eine Rechtfertigungsschrift zu verfassen, dann deren Annahme verweigert, ihn aufgefordert, eine Bittschrift einzureichen,

— kurz, er war hier schon über vier Monate herumgelaufen und hatte all seine Mittel aufgezehrt; die letzten Sachen seiner Frau waren ins Leihhaus gewandert, und nun war das Kind geboren, und ... und ... ‚heute habe ich auf die eingereichte Bittschrift endgültig einen ablehnenden Bescheid erhalten; und ich habe fast kein Brot mehr, nichts habe ich, und nun ist noch meine Frau niedergekommen. Ich ... ich ...‘

„Er sprang vom Stuhle auf und wandte sich ab. Seine Frau weinte in der Ecke; das Kind begann wieder zu wimmern. Ich zog mein Notizbuch heraus und begann darin zu schreiben. Als ich damit fertig war und mich erhob, stand er vor mir und sah mich in ängstlicher Spannung an.

„‚Ich habe mir Ihren Namen notiert,‘ sagte ich zu ihm, ‚nun, und auch alles übrige: den Ort, wo Sie angestellt waren, den Namen Ihres Gouverneurs und die Daten. Ich habe einen Bekannten, noch von der Schule her, er heißt Bachmutow; dessen Onkel ist der Wirkliche Staatsrat Peter Matwejewitsch Bachmutow, der als Departementsdirektor ...‘

„‚Peter Matwejewitsch Bachmutow!‘ rief mein Mediziner, zitternd vor Aufregung. ‚Aber das ist ja gerade der Mann, von dem fast alles abhängt!‘

„Tatsächlich nahm die Geschichte meines Mediziners, an deren weiterer Entwicklung ich, durch den Zufall veranlaßt, mitwirkte, nun einen so glücklichen Gang, als ob alles dazu sorgsam vorbereitet gewesen wäre, ganz wie in einem Roman. Ich sagte diesen armen Leuten, sie sollten sich bemühen, auf mich keinerlei Hoffnungen zu setzen; ich sei selbst nur ein armer Gymnasiast (ich setzte

mich selbst absichtlich herunter; ich hatte das Gymnasium schon längst absolviert und war nicht mehr Gymnasiast); es habe keinen Zweck, ihnen meinen Namen anzugeben; aber ich würde mich sofort nach der Wasili-Insel zu meinem Kameraden Bachmutow begeben, und da ich zuverlässig wisse, daß sein Onkel, der Wirkliche Staatsrat, ein kinderloser Junggeselle, an seinem Neffen, in dem er den letzten Sproß seines Geschlechtes sehe, außerordentlich hänge und ihn sehr in sein Herz geschlossen habe, so ‚wird mein Kamerad vielleicht imstande sein, mir zu Gefallen bei seinem Onkel etwas für Sie durchzusetzen . . .‘

„‚Wenn mir nur gestattet würde, mich vor Seiner Exzellenz zu rechtfertigen! Könnte ich nur der Ehre teilhaftig werden, die Sache mündlich darzulegen!‘ rief er; er zitterte wie im Fieber, und seine Augen glänzten.

„So drückte er sich aus: ‚Könnte ich nur der Ehre teilhaftig werden!‘ Nachdem ich noch einmal wiederholt hatte, die Sache werde wahrscheinlich mißlingen und alles sich als Torheit herausstellen, fügte ich hinzu, wenn ich morgen vormittag nicht zu ihnen käme, so sei die Sache aus, und sie hätten nichts mehr zu erwarten. Sie begleiteten mich unter Verbeugungen hinaus und waren fast wie von Sinnen. Nie werde ich ihren Gesichtsausdruck vergessen. Ich nahm mir eine Droschke und fuhr sogleich nach der Wasili-Insel.

„Mit diesem Bachmutow hatte ich auf dem Gymnasium mehrere Jahre lang auf gespanntem Fuße gelebt. Er galt bei uns für einen Aristokraten; wenigstens nannte ich ihn so: er war stets elegant gekleidet und kam in eigener Equipage angefahren; indessen renommierte er nicht, sondern benahm sich stets als guter Kamerad; er

war immer außerordentlich heiter und sogar manchmal recht witzig, obgleich es mit seinem Verstande nicht weit her war, trotzdem er in der Klasse immer den ersten Platz innehatte; ich dagegen war nie in irgendeinem Gegenstande der Erste. Alle Kameraden mochten ihn gern leiden, nur ich nicht. Mehrmals hatte er sich mir im Laufe jener Jahre zu nähern versucht; aber ich hatte mich jedesmal mürrisch und gereizt von ihm abgewandt. Jetzt hatte ich ihn schon seit einem Jahre nicht mehr gesehen; er besuchte die Universität. Als ich zwischen acht und neun Uhr abends zu ihm ins Zimmer trat (es war sehr zeremoniös zugegangen, indem ich erst angemeldet worden war), empfing er mich zunächst erstaunt, auch nicht einmal eigentlich freundlich; dann aber wurde er sofort heiter und lachte, mich anblickend, auf einmal laut auf.

„‚Wie sind Sie denn auf den Einfall gekommen, mich zu besuchen, Terentjew?‘ rief er mit seiner gewöhnlichen liebenswürdigen Ungeniertheit, die manchmal etwas Dreistes, aber nie etwas Verletzendes hatte, die mir an ihm so gefiel, und um derentwillen ich ihn so haßte. ‚Aber was ist das?‘ rief er erschrocken. ‚Sie sehen ja so krank aus!‘

„Der Husten quälte mich wieder; ich sank auf einen Stuhl und konnte mich nur mit Mühe wieder erholen.

„‚Beunruhigen Sie sich nicht; ich habe die Schwindsucht,‘ sagte ich. ‚Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen.‘

„Erstaunt setzte er sich hin; ich trug ihm sofort die ganze Geschichte des Arztes vor und bemerkte, er selbst könne bei dem großen Einflusse, den er auf seinen Onkel ausübe, vielleicht für den Unglücklichen etwas auswirken.

„‚Das werde ich, das werde ich unbedingt tun; gleich morgen werde ich meinen Onkel in dieser Angelegenheit überfallen; ich freue mich sogar sehr; Sie haben das alles so hübsch erzählt . . . Aber wie sind Sie denn eigentlich auf den Einfall gekommen, Terentjew, sich an mich zu wenden?‘

„‚Von Ihrem Onkel hängt hier so viel ab, und außerdem waren wir beide, Sie und ich, immer Feinde, Bachmutow, und da Sie ein anständig denkender Mensch sind, so dachte ich, daß Sie es einem Feinde nicht abschlagen würden,‘ fügte ich ironisch hinzu.

„‚Gerade wie Napoleon sich an England gewendet hat!‘ rief er lachend. ‚Ich werde es tun, ich werde es tun! Ich werde sogar sofort hingehen, wenn es möglich ist!‘ fügte er eilig hinzu, als er sah, daß ich ernst und gemessen vom Stuhle aufstand.

„Und wirklich nahm ganz unerwarteter Weise diese unsere Sache einen solchen Verlauf, wie man sich einen besseren gar nicht denken konnte. Nach anderthalb Monaten erhielt unser Mediziner wieder eine Stelle in einem andern Gouvernement; er bekam das Umzugsgeld und sogar eine Unterstützung. Ich vermute, daß Bachmutow, der die beiden Leute häufig zu besuchen pflegte (während ich seitdem absichtlich nicht mehr zu ihnen ging und den Arzt, wenn er zu mir kam, ziemlich trocken empfing), — Bachmutow überredete, wie ich vermute, den Arzt sogar, ein Darlehen von ihm anzunehmen. Mit Bachmutow kam ich in diesen sechs Wochen zweimal zusammen, und wir trafen uns zum drittenmal, als wir von dem Arzte bei seiner Abreise Abschied nahmen. Bachmutow hatte bei sich zu Hause eine Abschiedsfeier in Form eines Mit-

tagessens mit Champagner arrangiert; dabei war auch die Frau des Arztes zugegen; indes fuhr sie sehr bald wieder nach Hause zu ihrem Kinde. Das war zu Anfang Mai; es war ein klarer Abend, und der gewaltige Sonnenball senkte sich in die Bucht hinab. Bachmutow begleitete mich nach Hause; wir gingen über die Nikolajewski-Brücke; der genossene Wein hatte auf uns beide seine Wirkung ausgeübt. Bachmutow sprach sein Entzücken darüber aus, daß die Sache zu einem so guten Ende gelangt war, bedankte sich bei mir für irgend etwas, sagte, eine wie angenehme Empfindung er jetzt nach dieser guten Tat habe, versicherte, daß das ganze Verdienst mir gebühre, und bemerkte, es sei ein arger Irrtum, wenn heutzutage viele lehrten und predigten, daß die gute Tat eines einzelnen keinen Wert habe. Auch mich drängte es, mich auszusprechen.

„‚Wer das sogenannte Einzelalmosen angreift,‘ begann ich, ‚der greift die Natur des Menschen an und verachtet dessen persönliche Würde. Aber die Organisation des staatlichen Almosenwesens und die Frage der persönlichen Freiheit sind zwei verschiedene Fragen und schließen sich gegenseitig nicht aus. Die gute Tat des einzelnen wird stets bestehen bleiben; denn sie ist ein Bedürfnis der Persönlichkeit, das lebendige Bedürfnis einer direkten Einwirkung der einen Persönlichkeit auf die andere. In Moskau lebte ein alter Herr mit einem deutschen Namen, ein ‚General‘, das heißt ein Wirklicher Staatsrat; der ging sein ganzes Leben lang fortwährend in die Gefängnisse zu den Verbrechern; jeder Trupp von Verschickten, der nach Sibirien abging, wußte im voraus, daß ‚der alte General‘ ihm

auf den Sperlingsbergen* einen Besuch machen werde. Er verfuhr dabei mit größtem Ernst und größter Frömmigkeit; er erschien, ging durch die Reihen der Verschickten, die ihn umringten, blieb vor einem jeden stehen, erkundigte sich bei einem jeden nach seinen Bedürfnissen, hielt fast nie jemandem eine Strafpredigt und nannte sie alle ‚Täubchen'. Er gab ihnen Geld und schickte ihnen notwendige Gebrauchsgegenstände, wie Fußlappen und Leinewand; auch brachte er ihnen manchmal geistliche Büchelchen mit und beschenkte damit jeden des Lesens Kundigen in der festen Überzeugung, daß diese sie unterwegs lesen und ihren des Lesens unkundigen Schicksalsgenossen vorlesen würden. Nach den begangenen Verbrechen fragte er nur selten; indes hörte er zu, wenn der Verbrecher von selbst davon zu reden anfing. Alle Verbrecher behandelte er gleich; er machte darin keinen Unterschied. Er sprach mit ihnen wie mit Brüdern; sie selbst aber betrachteten ihn schließlich als ihren Vater. Wenn er unter den Verschickten eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm bemerkte, so trat er hinzu, liebkoste das Kind und schnipste ihm etwas mit den Fingern vor, damit es anfinge zu lachen. So verfuhr er viele Jahre lang, bis zu seinem Tode; es kam so weit, daß er in ganz Rußland und in ganz Sibirien bekannt war, das heißt bei allen Verbrechern. Jemand, der in Sibirien gewesen ist, hat mir erzählt, er sei selbst Zeuge gewesen, wie die verstocktesten Verbrecher sich des Generals erinnerten; und dabei konnte der General, wenn er einen Trupp besuchte, jedem einzelnen Verschickten selten mehr als zwanzig Kopeken geben. Allerdings gedachten sie seiner nicht eigentlich mit

* Berge bei Moskau. Anmerkung des Übersetzers.

warmer, tiefer Empfindung. Ein oder der andere dieser ‚Unglücklichen‘, der vielleicht zwölf Menschen ermordet und ein halbes Dutzend Kinder lediglich zu seinem Vergnügen abgeschlachtet hatte (es heißt ja, daß es solche Menschen gibt), seufzte plötzlich aus heiler Haut und vielleicht nur einmal im Laufe seiner zwanzigjährigen Strafzeit auf und sagte: ‚Was mag jetzt der alte General machen? Ob er wohl noch lebt?‘ Dabei lächelte er vielleicht; das war alles. Aber woher wissen Sie, was für ein Samenkorn in die Seele dieses Verbrechers von diesem alten General gestreut war, den derselbe in den zwanzig Jahren nicht vergessen hatte? Woher wissen Sie, Bachmutow, welche Bedeutung diese Einverleibung einer Persönlichkeit in die andere für die Schicksale der einverleibten Persönlichkeit haben wird? . . . Hierbei kommt ja das ganze Leben mit seiner zahllosen Menge uns unbekannter Verzweigungen in Betracht. Der beste Schachspieler, auch der scharfsinnigste, kann nur einige Züge vorausberechnen; von einem französischen Spieler, der zehn Züge vorausberechnen konnte, wurde in den Zeitungen wie von einem Weltwunder berichtet. Wieviele Züge aber und wieviel uns Unbekanntes gibt es in einem Menschenleben? Indem Sie Ihr Samenkorn, Ihr ‚Almosen‘, Ihre gute Tat in irgendeiner Form ausstreuen, geben Sie einen Teil Ihrer Persönlichkeit weg und nehmen einen Teil einer andern in sich auf; Sie verleiben sich wechselseitig einer dem andern ein; es bedarf dann nur noch einiger Aufmerksamkeit, und Sie werden sich durch eine schöne Erkenntnis und durch ganz ungeahnte Entdeckungen belohnt sehen. Sie werden schließlich mit Sicherheit Ihre Tätigkeit wie eine Wissen-

schaft betrachten; diese Wissenschaft wird Ihr ganzes Leben in sich schließen und kann Ihr ganzes Leben ausfüllen. Auf der andern Seite werden all Ihre Gedanken und alle von Ihnen ausgestreuten Samenkörner, wenn Sie sie auch vielleicht längst vergessen haben, sich verkörpern und wachsen; wer sie von Ihnen empfangen hat, wird sie an einen andern weitergeben. Und wie können Sie wissen, welchen Anteil Sie dadurch an der künftigen Gestaltung der Schicksale der Menschheit haben werden? Wenn die theoretische Erkenntnis und ein ganzes dieser Arbeit gewidmetes Leben Sie schließlich dahin bringen, daß Sie imstande sind, ein gewaltiges Samenkorn auszustreuen, der Welt einen gewaltigen Gedanken als Erbe zu hinterlassen, dann ...' Und so weiter; ich redete damals noch viel über diesen Gegenstand.

„,Und wenn man dabei daran denken muß, daß gerade Ihnen ein solches Leben nicht vergönnt ist!' rief Bachmutow im Ton eines erregten Vorwurfs, der sich gegen irgend jemand richtete.

„In diesem Augenblicke standen wir auf der Brücke, mit den Ellbogen auf das Geländer gestützt, und blickten auf die Newa hinunter.

„,Wissen Sie, was mir eben durch den Kopf gegangen ist?' sagte ich, indem ich mich noch weiter über das Geländer bog.

„,Doch nicht, sich in das Wasser zu stürzen?' rief Bachmutow beinah in Entsetzen. Vielleicht glaubte er, diesen Gedanken auf meinem Gesichte gelesen zu haben.

„,Nein, vorläufig nur eine Erwägung, nämlich diese: ich habe jetzt noch zwei bis drei Monate zu leben, vielleicht vier; wenn ich aber zum Beispiel nur noch zwei

Monate übrig hätte und große Lust bekäme, ein gutes Werk zu tun, das eine Menge Arbeit, Lauferei und Mühe erforderte, in der Art wie die Angelegenheit unseres Arztes, so müßte ich in solchem Falle aus Mangel an noch verfügbarer Zeit von dem betreffenden Werke Abstand nehmen und mir ein kleineres, meinen „Mitteln" entsprechendes Werk suchen (wenn es mich nun einmal so nach guten Werken gelüstet). Geben Sie zu, daß das ein amüsanter Gedanke ist!'

„Der arme Bachmutow war um mich sehr beunruhigt; er begleitete mich ganz bis zu mir nach Hause und war so zartfühlend, daß er sich gar nicht auf Tröstungsversuche einließ und fast immer schwieg. Als er von mir Abschied nahm, drückte er mir warm die Hand und bat mich um die Erlaubnis, mich besuchen zu dürfen. Ich antwortete ihm, wenn er als ‚Tröster' zu mir kommen wolle (und auch sein Schweigen würde diesen selben Sinn haben; ich machte ihm das klar), so werde er mich ja dadurch jedesmal erst recht an den Tod erinnern. Er zuckte die Schultern, gab mir aber recht; wir schieden recht höflich voneinander, was ich gar nicht erwartet hatte.

„Aber an diesem Abend und in dieser Nacht wurde das erste Samenkorn meiner ‚letzten Überzeugung' gesät. Eifrig erfaßte ich diesen neuen Gedanken; eifrig durchdachte ich ihn in allen Einzelheiten und Möglichkeiten (ich schlief die ganze Nacht nicht), und je mehr ich mich in ihn vertiefte, je mehr ich ihn in meine Seele aufnahm, um so größer wurde meine Angst. Sie wuchs schließlich zu furchtbarer Größe heran und wich auch an den folgenden Tagen nicht von mir. Manchmal, wenn ich an diese beständige Angst dachte, überlief es mich eiskalt

infolge einer neuen Angst: aus dieser Angst konnte ich ja schließen, daß meine ‚letzte Überzeugung‘ in mir sehr fest Wurzel gefaßt hatte und mich jedenfalls zur Ausführung drängen werde. Aber zur Ausführung fehlte es mir an Entschlossenheit. Nach drei Wochen war dies alles zum Ende gelangt, und die Entschlossenheit hatte sich eingestellt, aber infolge eines sehr merkwürdigen Umstandes.

„Ich verzeichne hier in meiner Erklärung all diese Zeitangaben. Mir kann das natürlich gleichgültig sein; aber jetzt (und vielleicht erst in diesem Augenblicke) hege ich den Wunsch, es möchten diejenigen, die über meine Handlung ein Urteil fällen werden, klar erkennen, aus welcher Kette logischer Schlüsse meine ‚letzte Überzeugung‘ hervorging. Ich habe im Obigen soeben die Bemerkung hergeschrieben, daß die endgültige Entschlossenheit, an der es mir zur Ausführung meiner ‚letzten Überzeugung‘ gemangelt hatte, bei mir anscheinend gar nicht aus einem logischen Schlusse hervorging, sondern aus einem sonderbaren äußeren Anstoße, aus einem sonderbaren, mit dem Gange der Sache selbst vielleicht gar nicht in Zusammenhang stehenden Umstande. Vor zehn Tagen kam Rogoschin zu mir, und zwar in einer ihn betreffenden Angelegenheit, auf die hier näher einzugehen ich für überflüssig halte. Ich hatte Rogoschin früher nie gesehen, aber sehr viel von ihm gehört. Ich gab ihm alle nötigen Auskünfte, und er ging bald wieder weg; und da er nur um dieser Auskünfte willen gekommen war, so hätte unser Verkehr damit beendet sein können. Aber er hatte in hohem Grade mein Interesse erregt, und ich befand mich diesen ganzen Tag über im Banne sonderbarer Gedan-

ken, so daß ich beschloß, am andern Tage zu ihm zu gehen und seinen Besuch zu erwidern. Rogoschin war über mein Kommen offenbar nicht erfreut und deutete sogar ‚zart‘ an, wir hätten eigentlich keinen Anlaß, unsere Bekanntschaft fortzusetzen; aber trotzdem verbrachte ich eine sehr interessante Stunde, und wahrscheinlich auch er. Es war zwischen uns ein solcher Gegensatz, daß er uns beiden notwendigerweise auffallen mußte, namentlich mir: ich war ein Mensch, der schon die ihm noch übrigen Lebenstage zählte, er aber überließ sich dem vollen, unmittelbaren Lebensgenusse, dem Genusse des gegenwärtigen Augenblicks ohne alle Sorge um die ‚letzten‘ Ergebnisse, um zeitliche Daten oder um irgend etwas, was nicht mit dem Gegenstande seiner . . . seiner . . . nun meinetwegen seiner Verrücktheit zusammenhing; möge mir Herr Rogoschin diesen Ausdruck verzeihen, meinetwegen als einem schlechten Stilisten, der seine Gedanken nicht recht auszudrücken versteht. Trotz all seiner Unliebenswürdigkeit schien es mir, daß er ein Mensch von gutem Verstande sei und vieles begreifen könne, obgleich er für das, was ihn nicht unmittelbar angeht, wenig Interesse hat. Ich machte ihm keine Andeutungen über meine ‚letzte Überzeugung‘; aber ich hatte aus einem nicht recht verständlichen Grunde den Eindruck, daß er sie erriet, indem er mir zuhörte. Er schwieg meist; er ist sehr schweigsam. Beim Fortgehen deutete ich ihm an, daß trotz aller zwischen uns bestehenden Verschiedenheit und trotz aller Gegensätzlichkeit doch les extrêmités se touchent (ich erklärte es ihm auf russisch), so daß vielleicht auch er selbst von meiner ‚letzten Überzeugung‘ gar nicht so weit entfernt sei, wie es scheine. Hierauf antwortete er mir mit

einer sehr mürrischen, sauren Grimasse, stand auf, suchte mir meine Mütze, tat so, als ob ich von selbst hätte weggehen wollen, und führte mich unter dem Anscheine, mir höflich das Geleit zu geben, ganz einfach aus seinem finsteren Hause hinaus. Sein Haus überraschte mich; es hat Ähnlichkeit mit einem Kirchhof; ihm aber scheint es zu gefallen, was übrigens begreiflich ist: ein so volles, unmittelbares Leben, wie er es führt, ist an sich schon zu voll, als daß es einer besonderen Umgebung bedürfte.

„Dieser Besuch bei Rogoschin hatte mich sehr ermüdet. Außerdem hatte ich mich schon vom Morgen an nicht wohl gefühlt; gegen Abend wurde ich sehr schwach und legte mich zu Bett; zeitweilig verspürte ich eine starke Hitze und redete in manchen Augenblicken sogar irre. Kolja blieb bis nach zehn Uhr bei mir. Ich erinnere mich jedoch an alles, worüber wir miteinander sprachen. Aber wenn mir für einige Minuten die Lider zufielen, stand mir sofort Iwan Fomitsch vor Augen, der in den Besitz mehrerer Millionen Rubel gelangt war. Er wußte gar nicht, wo er damit bleiben sollte, zerbrach sich darüber den Kopf, zitterte vor Angst, das Geld könnte ihm gestohlen werden, und beschloß endlich, es in der Erde zu vergraben. Ich riet ihm nun, statt einen so großen Haufen Gold nutzlos in die Erde zu legen, möchte er aus der ganzen Masse einen kleinen Sarg für das erfrorene Kind gießen lassen und zu diesem Zwecke das Kind wieder ausgraben. Diesen meinen Spott nahm Surikow mit Tränen der Dankbarkeit auf und schritt sogleich zur Ausführung des Planes. Angeekelt spuckte ich aus und ging von ihm weg. Als ich wieder ganz zur Besinnung gekommen war, sagte mir Kolja, ich hätte gar nicht geschlafen und die ganze

Zeit über mit ihm von Surikow gesprochen. Zeitweilig befand ich mich in außerordentlicher Angst und Verwirrung, so daß Kolja in großer Unruhe fortging. Als ich selbst aufstand, um hinter ihm die Tür zuzuschließen, fiel mir plötzlich ein Gemälde ein, das ich vorher bei Rogoschin in einem der düstersten Säle seines Hauses über der Tür gesehen hatte. Er selbst hatte es mir im Vorbeigehen gezeigt, und ich hatte ungefähr fünf Minuten lang davorgestanden. In künstlerischer Hinsicht war an ihm nichts Hervorragendes; aber es hatte in mir eine eigentümliche Unruhe hervorgerufen.

„Auf diesem Bilde ist der soeben vom Kreuze abgenommene Christus dargestellt. Ich glaube, die Maler pflegen Christus sowohl am Kreuze als auch nach der Abnahme von demselben immer noch mit außerordentlich schönem Gesichte darzustellen; diese Schönheit suchen sie ihm sogar bei den furchtbarsten Leiden zu bewahren. Auf Rogoschins Bilde aber kann von Schönheit nicht die Rede sein; dies ist in jeder Hinsicht der Leichnam eines Menschen, der schon vor der Kreuzigung, während er das Kreuz auf seinen Schultern trug und unter ihm zusammensank, grenzenlose Qualen erlitten hat, Verwundungen, Martern, Schläge von seiten der Wache und des Volkes, und dann schließlich die sechsstündige Kreuzesqual (solange dauerte sie nach meiner Berechnung mindestens). Das ist allerdings wirklich das Gesicht eines *soeben* vom Kreuze abgenommenen Menschen; das heißt, es bewahrt noch sehr viel Lebenswärme, es ist an ihm noch nichts erstarrt, so daß auf dem Gesichte des Toten noch immer ein Ausdruck des Schmerzes liegt, wie wenn er ihn noch jetzt empfände (dies hat der Künstler

sehr gut erfaßt); aber dafür ist das Gesicht auch ohne jede Schonung dargestellt, durchaus naturgetreu; so mußte in Wahrheit der Leichnam eines Menschen, wer dieser auch sein mochte, nach solchen Qualen aussehen. Ich weiß, daß die christliche Kirche schon in den ersten Jahrhunderten als Dogma festgestellt hat, daß Christus nicht figürlich, sondern tatsächlich gelitten habe, und daß folglich sein Körper am Kreuze dem Naturgesetze voll und ganz unterworfen gewesen sei. Auf dem Bilde ist dieses Gesicht furchtbar von Stockhieben zerschlagen, verschwollen, von schrecklichen, blutunterlaufenen, blauen Flecken bedeckt; die Augen stehen weit offen; die Pupillen schielen; die großen, offen sichtbaren Augäpfel haben einen toten, gläsernen Glanz. Aber es ist seltsam: betrachtet man diesen Leichnam eines gepeinigten Menschen, so drängt sich einem eine eigenartige, interessante Frage auf: wenn alle seine Jünger, die seine wichtigsten Apostel werden sollten, und die Weiber, die ihm nachgefolgt waren und an seinem Kreuze gestanden hatten, und alle, die an ihn glaubten und ihn für den Sohn Gottes hielten, wenn diese alle einen genau solchen Leichnam sahen (und er mußte unbedingt genau so aussehen): wie konnten sie dann trotzdem glauben, daß dieser Märtyrer auferstehen werde? Hier kommt einem unwillkürlich der Gedanke: wenn der Tod so furchtbar und die Naturgesetze so stark sind, wie kann man sie dann überwinden? Wie kann man sie überwinden, wenn selbst derjenige sie jetzt nicht besiegte, der zu seinen Lebzeiten der Natur überlegen war, derjenige, dem sie gehorchte, derjenige, der da rief: ‚Talitha kumi!‘ und das Mägdelein stand auf, oder: ‚Lazarus, komm heraus!‘ und der Tote kam heraus? Wenn man dieses Ge-

mälde anschaut, so erscheint die Natur als eine riesige, unerbittliche, stumme Bestie oder, um es richtiger, weit richtiger, wiewohl etwas sonderbar auszudrücken, als eine riesige Maschine neuester Konstruktion, die ohne Sinn und Verstand dieses herrliche, unschätzbare Wesen ergriff, zermalmte und verschlang, dieses Wesen, das allein so viel wert war wie die ganze Natur und all ihre Gesetze und der ganze Erdball, der vielleicht einzig und allein zu dem Zwecke geschaffen wurde, damit dieses Wesen auf ihm erschiene! Gerade diese Vorstellung von einer dunklen, brutalen, sinnlosen Macht, der alles gehorcht, wird durch dieses Bild zum Ausdruck gebracht und teilt sich dem Beschauer unwillkürlich mit. Diese Menschen, die den Toten umgaben, und von denen hier keiner auf dem Gemälde dargestellt ist, mußten an diesem Abend, der mit einem Schlage all ihre Hoffnungen und beinah ihren Glauben vernichtete, die entsetzlichste Angst und Bestürzung empfinden. Sie mußten in der schrecklichsten Furcht auseinandergehen, obgleich ein jeder von ihnen eine gewaltige Idee in sich trug, die ihnen nie wieder entrissen werden konnte. Und wenn der Herr und Meister selbst am Tage vor der Hinrichtung sein eigenes Bild hätte sehen können, hätte er dann wohl so, wie es jetzt wirklich geschehen ist, sich kreuzigen lassen und den Tod erlitten? Auch diese Frage steigt einem bei Betrachtung dieses Gemäldes unwillkürlich auf.

„Alles dies schwebte auch mir ganze anderthalb Stunden lang, nachdem Kolja weggegangen war, bruchstückweise vor, vielleicht tatsächlich im Fieberwahn, manchmal aber auch in klarer Gestalt. Kann einem denn das in klarer Gestalt vorschweben, was überhaupt keine Ge-

stalt hat? Aber es schien mir zeitweilig, als sähe ich diese grenzenlose Macht, dieses taube, dunkle, stumme Wesen in einer seltsamen, unglaublichen Form vor mir. Ich erinnere mich, daß es mir vorkam, als leite mich jemand, der eine Kerze hielt, an der Hand und zeige mir eine riesige, widerliche Tarantel und versichere mir, das sei eben jenes dunkle, taube, allmächtige Wesen, und lache über meine Empörung. In meinem Zimmer wird vor dem Heiligenbilde immer für die Nacht das Lämpchen angezündet, das zwar nur ein schwaches, trübes Licht gibt, indes kann man doch alles erkennen und dicht bei ihm sogar lesen. Ich glaube, es war schon Mitternacht vorüber; ich war völlig wach und lag mit offenen Augen da; plötzlich wurde die Tür meines Zimmers geöffnet, und Rogoschin trat herein.

„Er trat herein, machte die Tür wieder zu, sah mich schweigend an und ging leise in die Ecke zu dem Stuhle, der dicht unter dem Heiligenlämpchen steht. Ich war sehr erstaunt und blickte erwartungsvoll hin; Rogoschin stützte sich mit dem Ellbogen auf ein Tischchen und begann, mich schweigend anzuschauen. So vergingen zwei bis drei Minuten, und ich erinnere mich, daß sein Stillschweigen mich sehr verletzte und ärgerte. Warum wollte er denn nicht reden? Daß er so spät kam, schien mir allerdings sonderbar; aber ich erinnere mich, daß ich gerade darüber eigentlich nicht erstaunt war. Im Gegenteil: ich hatte ihm zwar am Morgen meinen Gedanken nicht deutlich ausgesprochen; aber ich wußte, daß er ihn verstanden hatte; und dieser Gedanke war von der Art, daß Rogoschin aus Anlaß desselben allerdings herkommen konnte, um nochmals darüber zu reden, selbst zu so später Stunde.

Ich meinte auch, daß er deswegen gekommen sei. Wir hatten uns am Vormittag in einigermaßen feindseliger Stimmung getrennt, und ich erinnere mich sogar, daß er mich ein paarmal sehr spöttisch angesehen hatte. Und nun las ich in seinem Blicke diesen selben Spott, und der war eben das, was mich beleidigte. Daran, daß dies wirklich Rogoschin selbst war und nicht eine Erscheinung, ein Fieberwahn, daran zweifelte ich anfangs nicht im geringsten. Ein solcher Gedanke kam mir überhaupt gar nicht in den Kopf.

„Unterdessen saß er noch immer da und schaute mich mit demselben Lächeln an. Ich drehte mich zornig im Bette herum, stützte mich ebenfalls mit dem Ellbogen auf das Kopfkissen und beschloß absichtlich, auch meinerseits zu schweigen, und wenn wir noch so lange so dasitzen sollten. Aus irgendwelchem Grunde wollte ich durchaus, daß er zuerst anfangen sollte zu reden. Ich glaube, so vergingen etwa zwanzig Minuten. Plötzlich kam mir der Gedanke: wie, wenn das nicht Rogoschin ist, sondern eine Erscheinung?

„Weder in meiner Krankheit noch sonst je in der vorhergehenden Zeit hatte ich eine Erscheinung gesehen; aber ich hatte immer, schon seit meiner Knabenzeit, gemeint, und das meinte ich auch jetzt, das heißt noch vor kurzem, wenn ich auch nur ein einziges Mal eine Erscheinung sähe, so würde ich auf der Stelle sterben; und zwar meinte ich das, obwohl ich an keine Erscheinungen glaube. Aber als mir der Gedanke kam, daß dies nicht Rogoschin, sondern nur eine Erscheinung sei, so erschrak ich, wie ich mich erinnere, gar nicht darüber. Noch mehr: ich wurde darüber sogar zornig. Sonderbar war auch das, daß die

Beantwortung der Frage, ob das eine Erscheinung sei oder Rogoschin selbst, mich eigentlich gar nicht so beschäftigte und beunruhigte, wie das in der Natur der Sache zu liegen schien; ich glaube, daß ich damals an etwas ganz anderes dachte. Es interessierte mich zum Beispiel weit mehr, warum Rogoschin, der vorhin in Schlafrock und Pantoffeln gewesen war, jetzt einen Frack, eine weiße Weste und eine weiße Krawatte trug. Es tauchte in meinem Kopfe auch der Gedanke auf: wenn das eine Erscheinung war und ich mich nicht vor ihr fürchtete, warum sollte ich dann nicht aufstehen und zu ihr hingehen und mich selbst vergewissern? Vielleicht wagte ich es übrigens auch nicht und fürchtete mich doch. Aber sowie ich auf den Gedanken gekommen war, daß ich mich fürchtete, war es mir, als ob man mir mit einem Stück Eis über den ganzen Körper führe; ich fühlte eine Kälte im Rücken, und die Knie zitterten mir. Gerade in diesem Augenblicke ließ Rogoschin, wie wenn er erraten hätte, daß ich mich fürchtete, den Arm, mit dem er sich aufgestützt hatte, sinken, richtete sich gerade und öffnete den Mund, wie wenn er loslachen wollte; dabei sah er mich starr an. Mich ergriff eine solche Wut, daß ich mich wirklich auf ihn stürzen wollte; aber da ich mir fest vorgenommen hatte, daß ich nicht zuerst anfangen wollte zu reden, so blieb ich im Bette, um so mehr, da ich immer noch nicht im klaren darüber war, ob es Rogoschin selbst sei oder nicht.

„Ich erinnere mich nicht genau, wie lange das dauerte; auch habe ich keine sichere Erinnerung dafür, ob ich manchmal auf einige Minuten das Bewußtsein verlor oder nicht. Endlich jedoch stand Rogoschin auf, musterte

mich ebenso langsam und aufmerksam wie vorher, als er hereinkam, lächelte aber nicht mehr und ging leise, beinah auf den Zehen, zur Tür, öffnete sie und ging hinaus. Ich stand nicht vom Bette auf; ich erinnere mich nicht, wie lange ich noch mit offenen Augen dalag und nachdachte; Gott weiß, worüber ich nachdachte; ebensowenig erinnere ich mich, wie mir das Bewußtsein schwand und ich einschlief. Am andern Morgen erwachte ich, als nach neun Uhr an meine Tür geklopft wurde. Ich hatte ein für allemal die Anordnung getroffen, wenn ich nicht selbst bis neun Uhr die Tür öffnete und nach Tee riefe, so solle Matrona bei mir anklopfen. Als ich ihr die Tür aufmachte, kam mir sofort der Gedanke: wie hat er nur hereinkommen können, da doch die Tür verschlossen war? Ich erkundigte mich und überzeugte mich, daß es für den wirklichen Rogoschin unmöglich gewesen war, hereinzukommen, da all unsere Türen zur Nacht zugeschlossen werden.

„Dieses eigenartige Erlebnis, das ich so ausführlich erzählt habe, war nun auch die Ursache, weshalb ich mich endgültig entschloß. Diesen endgültigen Entschluß führte also nicht die Logik, nicht eine logische Überzeugung herbei, sondern der Ekel. Es war mir unmöglich, in einem Leben zu verharren, welches so seltsame, für mich beleidigende Formen annahm. Diese Gespenstererscheinung hatte mich erniedrigt. Ich konnte mich nicht einer dunklen Macht unterordnen, die die Gestalt einer Tarantel annahm. Und erst dann, als ich (die Dämmerung war schon hereingebrochen) zum festen, endgültigen Entschlusse gelangt war, erst dann wurde mir leichter ums Herz. Dies war nur das erste Moment; um das zweite Moment zu

erlangen, fuhr ich nach Pawlowsk; aber das ist bereits hinreichend klargestellt.

VII

„Ich besaß eine kleine Taschenpistole, die ich mir noch als Kind angeschafft hatte, in jenem komischen Lebensalter, wo man auf einmal anfängt, an Geschichten von Duellen und räuberischen Überfällen Gefallen zu finden, und wo ich mir ausmalte, wie ich zum Duell herausgefordert werden und mit welchem edlen Anstande ich vor der Pistole des Gegners dastehen würde. Vor einem Monat habe ich sie mir wieder angesehen und in Bereitschaft gesetzt. In dem Kasten, in dem sie lag, fanden sich zwei Kugeln und im Pulverhorne Pulver für drei Schüsse. Die Pistole ist ein elendes Ding; sie schießt seitwärts und trägt nur auf fünfzehn Schritt; aber sie kann doch wohl einen Schädel zerschmettern, wenn man sie dicht an die Schläfe setzt.

„Ich beschloß, in Pawlowsk bei Sonnenaufgang zu sterben und dazu in den Park zu gehen, um die Bewohner der Landhäuser nicht zu stören. Meine ‚Erklärung' wird der Polizei die ganze Sache hinreichend klarlegen. Freunde der Psychologie, und wer sonst Lust hat, mögen aus ihr alle ihnen beliebigen Schlüsse ziehen. Ich würde jedoch nicht wünschen, daß dieses Manuskript der Öffentlichkeit übergeben würde. Ich bitte den Fürsten, ein Exemplar für sich zu behalten und ein zweites Aglaja Iwanowna Jepantschina zu geben. Dies ist mein Wille. Ich vermache mein Skelett der medizinischen Akademie zum Besten der Wissenschaft.

„Ich erkenne keine Richter über mir an und weiß, daß

ich jetzt außerhalb des Machtbereichs eines jeden Gerichtes stehe. Erst neulich noch belustigte mich folgende Vorstellung: wenn es mir jetzt auf einmal in den Sinn käme, einen beliebigen Menschen zu töten, meinetwegen zehn Menschen zugleich, oder sonst eine Handlung zu begehen, die in dieser Welt für besonders schrecklich gilt, in welche Verlegenheit würde dann das Gericht mir gegenüber kommen in Anbetracht dessen, daß ich nur noch zwei bis drei Monate zu leben habe und die Folter und die körperlichen Mißhandlungen abgeschafft sind? Ich würde behaglich in einem Krankenhause sterben, in einem warmen Zimmer und unter der Obhut eines aufmerksamen Arztes, und es vielleicht weit behaglicher und wärmer haben als bei mir zu Hause. Ich verstehe nicht, warum Leuten, die sich in gleicher Lage befinden wie ich, nicht derselbe Gedanke in den Kopf kommt, wenn auch nur zum Scherz. Vielleicht kommt er ihnen übrigens auch in den Kopf; heitere Leute gibt es ja auch bei uns viele.

„Aber wenn ich auch kein Gericht über mir anerkenne, so weiß ich doch, daß man mich richten wird, wenn ich bereits ein tauber und stummer Angeklagter sein werde. Ich will nicht aus der Welt gehen, ohne ein Wort der Entgegnung zurückzulassen, ein freies Wort, ein Wort, das mir nicht abgenötigt ist; nicht zu meiner Entschuldigung, o nein! ich brauche niemand um Verzeihung zu bitten und für nichts; sondern einfach, weil ich es so wünsche.

„Ich setze zunächst einen sonderbaren Gedanken hierher: wer könnte mir jetzt unter Berufung auf irgendwelches Recht oder irgendwelches innere Gefühl das Recht bestreiten wollen, über diese zwei, drei Wochen, die ich

noch Frist habe, nach meinem Belieben zu verfügen? Welches Gericht hat sich darum zu kümmern? Wer hat ein Interesse daran, daß ich nicht nur zum Tode verurteilt bin, sondern auch wohlgesittet den Hinrichtungstermin abwarte? Kann das wirklich jemand verlangen? Etwa um der Moral willen? Wenn ich mir in der Blüte der Gesundheit und Kraft das Leben nehmen wollte, das ‚meinem Nächsten noch nützlich sein könnte' und so weiter, dann würde ich es noch verstehen, daß moralisch denkende Leute auf Grund der alten Anschauung es als tadelnswert ansähen, daß ich über mein Leben, ohne jemand um Erlaubnis zu fragen, Verfügung träfe, oder was sie sonst noch vorbringen möchten. Aber jetzt, jetzt, wo mir der Hinrichtungstermin bereits verkündigt ist? Welche Moral kann denn außer dem Leben des Todeskandidaten auch noch das letzte Röcheln beanspruchen, mit dem er den letzten Lebenshauch von sich gibt, während er die Trostworte des Fürsten anhört, der in seinen christlichen Beweisen sich sicher zu dem glücklichen Gedanken versteigen wird, daß es im Grunde für den Betreffenden sogar das beste ist, wenn er stirbt. (Christen von seinem Schlage versteigen sich immer zu diesem Gedanken; das ist ihr liebstes Steckenpferd.) Und was wollen diese Menschen immer mit ihren lächerlichen ‚Bäumen von Pawlowsk'? Mir die letzten Lebensstunden versüßen? Können sie denn nicht begreifen, daß sie mich um so unglücklicher machen, je mehr ich meine Lage vergesse, je mehr ich mich diesem letzten Trugbilde von Leben und Liebe hingebe, mit dem sie mir meine Meyersche Mauer und alles, was ich so offenherzig und schlicht darauf geschrieben habe, verdecken wollen? Was helfen mir eure freie

Natur, euer Pawlowsker Park, eure Sonnenauf- und -untergänge, euer blauer Himmel und eure zufriedenen Gesichter, wenn dieser ganze Festschmaus, der kein Ende nimmt, damit angefangen hat, daß ich allein als überflüssiger Gast fortgewiesen werde? Was soll ich inmitten all dieser Schönheit, wenn ich in jeder Minute, in jeder Sekunde denken muß, daß sogar diese winzige Fliege, die jetzt im Sonnenstrahl um mich herumsummt, an diesem ganzen Festschmaus und Festchor teilnimmt, ihren Platz in ihm kennt und liebt und glücklich ist, während ich allein ein Ausgestoßener bin und nur infolge meiner Schwachmütigkeit das bisher nicht habe begreifen wollen? O, ich weiß ja, wie gern der Fürst und all diese Leute mich dahin bringen möchten, daß auch ich statt all dieser ‚grimmigen, boshaften' Reden sittsam zum Triumph der Moral in Millevoyes berühmte klassische Strophe einstimmte:

‚O, puissent voir votre beauté sacrée
Tant d'amis, sourds à mes adieux!
Qu'ils meurent pleins de jours, que leur mort soit pleurée,
Qu'un ami leur ferme les yeux!'

„Aber glaubt es nur, glaubt es nur, ihr harmlosen Leute, daß auch in dieser wohlgesitteten Strophe, in diesem akademischen Segen, den der Dichter der Welt in seinen französischen Versen erteilt, so viel heimliche Galle, so viel unversöhnlicher, sich selbst an den Reimen erquickender Groll steckt, daß vielleicht sogar der Dichter selbst sich hat täuschen lassen und diesen Groll für Tränen der Rührung gehalten hat und in diesem Glauben gestorben ist; Friede seiner Asche! Wisset, daß es in dem Bewußtsein der eigenen Nichtigkeit und Schwäche eine

Grenze der Schande gibt, über die der Mensch nicht mehr hinausgehen kann, und bei der er anfängt, in seiner Schande selbst einen großen Genuß zu empfinden . . . Nun, gewiß, die Sanftmut ist eine gewaltige Kraft in diesem Sinne; das gebe ich zu, wiewohl nicht in dem Sinne, in welchem die Religion die Sanftmut für eine Kraft hält.

„Die Religion! Daß es ein ewiges Leben gibt, gebe ich zu und habe ich vielleicht immer zugegeben. Nehmen wir an, mein Bewußtsein sei nach dem Willen einer höheren Macht aufgeflammt; nehmen wir an, dieses mit Bewußtsein begabte Wesen habe sich in der Welt umgeschaut und gesagt: ‚Ich bin!' und nehmen wir an, diese höhere Macht schreibe ihm plötzlich vor, wieder zu verschwinden, weil das zu irgendwelchem Zwecke, der ihm nicht einmal erklärt wird, notwendig sei, — dies alles zugegeben, so erhebt sich doch immer wieder die stete Frage: wozu ist unter solchen Umständen von meiner Seite Sanftmut erforderlich? Kann ich denn nicht einfach aufgefressen werden, ohne daß man von mir ein Loblied auf dasjenige verlangt, was mich auffrißt? Trete ich wirklich jemandem damit zu nahe, daß ich nicht noch zwei Wochen warten will? Ich kann das nicht glauben; weit richtiger dürfte die Annahme sein, daß mein nichtiges Leben, das Leben eines Atoms, einfach erforderlich war, um irgendwelche allgemeine Harmonie im Weltall zu vervollständigen, um irgendein Plus oder Minus herbeizuführen, irgendeinen Kontrast herzustellen und so weiter und so weiter, gerade so wie täglich der Opfertod vieler Millionen von Wesen erfordert wird, ohne den die übrige Welt nicht existieren kann (wiewohl dazu bemerkt

werden muß, daß diese Einrichtung an und für sich nicht sehr edelmütig ist). Aber nehmen wir dies an! Ich will zugeben, daß es unmöglich war, die Welt auf andere Weise einzurichten, das heißt ohne ein fortwährendes gegenseitiges Auffressen; ich will sogar zugeben, daß ich von dieser Einrichtung nichts verstehe; aber dafür weiß ich etwas anderes mit Bestimmtheit: wenn mir auch das Bewußtsein meines Ichs verliehen ist, so ist es doch nicht meine Sache, daß die Welt fehlerhaft eingerichtet ist und nicht anders bestehen kann. Wer wird unter solchen Umständen über mich zu Gericht sitzen und weswegen? Man mag sagen, was man will, das alles erscheint unmöglich und ungerecht.

„Und doch habe ich niemals, sogar trotz meines lebhaften Wunsches nicht, mir vorstellen können, daß es kein zukünftiges Leben und keine Vorsehung gebe. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß dies alles existiert, daß wir aber vom zukünftigen Leben und seinen Gesetzen nichts begreifen. Aber wenn es so schwer, ja ganz unmöglich ist, dies zu begreifen, kann ich denn dann dafür verantwortlich gemacht werden, daß ich nicht imstande gewesen bin, das Unfaßbare zu ergründen? Allerdings sagen nun die Menschen, und natürlich der Fürst mit ihnen, hier sei eben Gehorsam vonnöten; man müsse gehorchen, ohne zu räsonieren, einzig und allein infolge guter Gesittung, und ich würde mit Sicherheit in jener Welt für meine Sanftmut belohnt werden. Wir erniedrigen die Vorsehung zu sehr, wenn wir aus Ärger darüber, daß wir sie nicht begreifen können, ihr unsere eigenen Anschauungen zuschreiben. Aber ich wiederhole noch einmal: wenn es unmöglich ist, sie zu begreifen, dann kann der Mensch

auch schwer für das verantwortlich gemacht werden, was zu begreifen ihm nicht vergönnt ist. Aber wenn dem so ist, wie kann ich dann dafür verurteilt werden, daß ich den wahren Willen und die wahren Gesetze der Vorsehung nicht habe begreifen können? Nein, das beste ist schon, die Religion aus dem Spiele zu lassen.

„Nun genug! Wenn ich bis zu diesen Zeilen gelangt sein werde, wird gewiß die Sonne schon aufgehen und ‚am Himmel ertönen‘, und eine gewaltige, unberechenbare Kraft wird sich über die ganze von ihr beschienene Erde ergießen. Sei es denn! Ich werde sterben, indem ich auf die Quelle der Kraft und des Lebens gerade hinblicke, und dieses Leben verschmähen! Hätte es in meiner Macht gestanden, nicht geboren zu werden, so würde ich ein an so höhnische Bedingungen geknüpftes Dasein gewiß nicht angenommen haben. Aber es steht noch in meiner Macht, zu sterben, obgleich ich nur einen kargen, zählbaren Rest hingebe. Das ist keine große Machtäußerung und auch keine große Auflehnung gegen das Schicksal.

„Eine letzte Erklärung: ich sterbe ganz und gar nicht deswegen, weil ich nicht imstande wäre, diese drei Wochen noch zu ertragen; o, meine Kraft würde schon dazu ausreichen, und wenn ich wollte, würde ich schon an dem bloßen Bewußtsein des mir angetanen Unrechts einen ausreichenden Trost haben; aber ich bin kein französischer Dichter und mag solchen Trost nicht. Endlich noch etwas, was mich vielleicht lockt: die Natur hat dadurch, daß sie mir bis zu meiner Hinrichtung nur drei Wochen Frist gegeben hat, meine Tätigkeit dermaßen eingeschränkt, daß vielleicht der Selbstmord die einzige Handlung ist, die

nach eigenem Willen anzufangen und zu beenden ich noch Zeit habe. Nun, vielleicht will ich die letzte Möglichkeit, etwas zu t u n , benutzen? Auch ein Protest ist manchmal keine kleine Tat . . ."

Die „Erklärung" war zu Ende. Ippolit hielt endlich inne . . .

Es gibt in extremen Fällen einen höchsten Grad zynischer Offenherzigkeit, bei welchem ein nervöser Mensch, der auf das äußerste gereizt und ganz außer sich geraten ist, nichts mehr fürchtet und zu jedem Skandal bereit ist, ja sogar mit Freuden einen solchen hervorruft; er fällt über andere Menschen her, indem er dabei die unklare, aber feste Absicht hat, sich im nächsten Augenblick unbedingt von einem Kirchturm herabzustürzen und dadurch mit einem Schlage alle etwa entstandenen Mißverständnisse zu beseitigen. Ein Merkmal dieses Zustandes ist gewöhnlich auch die herannahende Erschöpfung der physischen Kräfte. Die außerordentliche, fast unnatürliche Anspannung, infolge deren Ippolit sich bis dahin aufrecht erhalten hatte, war nun bis auf diesen höchsten Grad gelangt. An sich erschien dieser achtzehnjährige, von der Krankheit erschöpfte junge Mensch schwach wie ein vom Baum abgerissenes, zitterndes Blättchen; aber sobald er Zeit fand, einen Blick über seine Zuhörer gleiten zu lassen (was er jetzt zum erstenmal seit einer ganzen Stunde tat), prägte sich sofort der hochmütigste, verächtlichste, beleidigendste Widerwille in seinem Blicke und in seinem Lächeln aus. Er beeilte sich mit dieser Herausforderung. Aber auch die Zuhörer befanden sich in voller Entrüstung. Alle erhoben sich geräuschvoll und ärgerlich vom Tische. Die Müdigkeit, der Wein, die Anspannung

steigerten noch den Wirrwarr und, wenn man sich so ausdrücken kann, die Unreinlichkeit der Empfindungen.

Plötzlich sprang Ippolit schnell vom Stuhle auf, als ob ihn jemand in die Höhe gerissen hätte.

„Die Sonne ist aufgegangen!" rief er, indem er nach den leuchtenden Baumwipfeln hinblickte und, zum Fürsten gewendet, mit der Hand auf sie wie auf ein Wunder hinwies. „Sie ist aufgegangen!"

„Haben Sie denn gedacht, sie würde nicht aufgehen?" bemerkte Ferdyschtschenko.

„Das verspricht wieder Hitze für den ganzen Tag," murmelte Ganja lässig und ärgerlich; er hielt den Hut in der Hand, reckte sich und gähnte. „Die Trockenheit scheint den ganzen Monat anzuhalten! . . . Wollen wir gehen, Ptizyn?"

Ippolit wurde, als er ihn so reden hörte, fast starr vor Staunen; auf einmal erbleichte er furchtbar und begann am ganzen Leibe zu zittern.

„Sie bringen die Gleichgültigkeit, mit der Sie mich kränken wollen, in recht ungeschickter Weise zum Ausdruck," wandte er sich an Ganja und sah ihn dabei starr an. „Sie sind ein Nichtswürdiger!"

„Na, weiß der Teufel, was das vorstellen soll, sich so aufzuknöpfen!" schrie Ferdyschtschenko. „Was ist das für eine unerhörte Schwachmütigkeit!"

„Er ist einfach ein Narr," sagte Ganja.

Ippolit hatte wieder ein wenig Kraft gesammelt.

„Ich verstehe das, meine Herren," begann er, immer noch wie vorher zitternd und bei jedem Worte stockend, „daß ich Ihre persönliche Rache verdient habe, und . . . ich bedaure, Sie mit diesen Fieberphantasien" (er wies

auf das Manuskript) „halbtot gequält zu haben. Übrigens bedaure ich, daß es mir nicht gelungen ist, Sie ganz totzuquälen . . ." (Er lächelte dumm.) „Habe ich Sie totgequält, Jewgeni Pawlowitsch?" fragte er diesen, sich plötzlich zu ihm herumwendend. „Habe ich Sie totgequält oder nicht? Antworten Sie!"

„Es war etwas zu weit ausgesponnen; aber im übrigen . . ."

„Sagen Sie alles! Lügen Sie wenigstens ein einziges Mal in Ihrem Leben nicht!" rief Ippolit zitternd in befehlendem Tone.

„O, mir ist die Sache ganz gleichgültig! Bitte, tun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich in Ruhe!" erwiderte Jewgeni Pawlowitsch und wandte sich geringschätzig ab.

„Gute Nacht, Fürst!" sagte Ptizyn, zu diesem herantretend.

„Aber er wird sich gleich erschießen! Was machen Sie denn! Sehen Sie ihn doch nur an!" rief Wjera, stürzte in größter Angst zu Ippolit hin und faßte ihn sogar an den Armen. „Er hat ja gesagt, bei Sonnenaufgang wolle er sich erschießen! Was machen Sie denn!"

„Er wird sich nicht erschießen!" murmelten einige spöttisch, darunter auch Ganja.

„Meine Herren, nehmen Sie sich in acht!" rief Kolja und faßte Ippolit ebenfalls beim Arm. „Sehen Sie ihn nur an! Fürst! Fürst, warum tun Sie denn nichts?"

Um Ippolit drängten sich Wjera, Kolja, Keller und Burdowski; alle vier hatten ihn an den Armen gepackt.

„Er hat ein Recht . . . ein Recht . . ." murmelte Burdowski, der übrigens ebenfalls ganz fassungslos war.

„Erlauben Sie, Fürst, was wollen Sie nun anordnen?“ fragte Lebedew herzutretend; er war betrunken und bis zur Frechheit erbost.

„Was ich anordnen will?“

„Nein, erlauben Sie; ich bin der Hausherr, obgleich ich es an Achtung Ihnen gegenüber nicht fehlen lassen will . . . Allerdings sind auch Sie hier Hausherr; aber ich will nicht, daß so etwas in meinem eigenen Hause . . . Jawohl.“

„Er wird sich nicht erschießen; der Junge treibt nur Possen!“ rief ganz unerwartet General Iwolgin entrüstet und mit großartiger Würde.

„Der General hat's getroffen!“ stimmte Ferdyschtschenko bei.

„Das weiß ich, daß er sich nicht erschießen wird, General, hochverehrter General; aber doch . . . denn ich bin der Hausherr.“

„Hören Sie mal, Herr Terentjew,“ sagte auf einmal Ptizyn, nachdem er sich von dem Fürsten verabschiedet hatte, und streckte Ippolit seine Hand hin; „Sie reden ja wohl in Ihrem Hefte von Ihrem Skelett und vermachen es der Akademie? Meinen Sie damit Ihr eigenes Skelett? Vermachen Sie also der Akademie Ihre eigenen Knochen?“

„Ja, meine Knochen . . .“

„So so. Sonst wäre nämlich ein Mißverständnis möglich. Man sagt, ein solcher Fall sei bereits vorgekommen.“

„Warum hänseln Sie ihn?“ rief der Fürst.

„Die Tränen kommen ihm schon,“ fügte Ferdyschtschenko hinzu.

Aber Ippolit weinte ganz und gar nicht. Er wollte sich

von seinem Platze rühren; aber die vier Personen, die ihn umringten, griffen gleichzeitig nach seinen Armen. Man hörte lachen.

„Das hat er ja gerade gewollt, daß man ihn bei den Armen halten sollte; dazu hat er ja sein Heft vorgelesen," bemerkte Rogoschin. „Lebe wohl, Fürst! Ach, ich habe zu lange gesessen; die Knochen tun mir weh."

„Wenn Sie sich wirklich haben erschießen wollen, Terentjew," sagte Jewgeni Pawlowitsch lachend, „so würde ich an Ihrer Stelle nach all den Komplimenten, die man Ihnen gemacht hat, mich nun gerade nicht erschießen, um die Leute zu foppen."

„Diese Menschen möchten alle furchtbar gern sehen, wie ich mich erschieße!" warf ihm Ippolit entgegen.

Er sprach, als wollte er auf alle losfahren.

„Und sie ärgern sich darüber, daß sie es nicht zu sehen bekommen."

„Also glauben auch Sie nicht, daß ich es tun werde?"

„Ich will Sie nicht anstacheln; ich halte es im Gegenteil für sehr möglich, daß Sie sich erschießen werden. Vor allen Dingen werden Sie nicht böse! . . ." sagte Jewgeni Pawlowitsch langsam, indem er die Worte in gönnerhafter Weise dehnte.

„Ich sehe erst jetzt, was für einen ungeheuren Fehler ich damit begangen habe, daß ich Ihnen dieses Heft vorgelesen habe!" erwiderte Ippolit und blickte Jewgeni Pawlowitsch auf einmal mit so vertrauensvoller Miene an, als ob er einen Freund um einen freundschaftlichen Rat bäte.

„Es ist eine komische Situation für Sie; aber . . .

ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen raten soll," antwortete Jewgeni Pawlowitsch lächelnd.

Ippolit sah ihn mit unverwandten Augen ernst und starr an und schwieg. Man konnte denken, daß er für eine Weile völlig geistesabwesend war.

„Nein, erlauben Sie, was ist denn das für eine Art!" ereiferte sich Lebedew. „‚Ich will mich im Park erschießen,' sagt er, ‚um niemanden zu stören!' Er denkt wohl, daß er niemand stört, wenn er die Stufen hinuntersteigt und drei Schritte weit in den Garten geht."

„Meine Herren . . ." begann der Fürst.

„Nein, erlauben Sie, hochverehrter Fürst," unterbrach ihn Lebedew wütend, „da Sie selbst sehen, daß das kein Scherz ist, und da mindestens die Hälfte Ihrer Gäste der gleichen Meinung und der bestimmten Überzeugung ist, daß er jetzt, nach allem hier Gesprochenen, um der Ehre willen sich unter allen Umständen erschießen muß, so erkläre ich als der Hausherr in Gegenwart dieser Zeugen, daß ich Sie auffordere, mir behilflich zu sein!"

„Was sollen wir denn tun, Lebedew? Ich bin gern bereit, Ihnen zu helfen."

„Was geschehen muß, ist dies: erstens soll er sofort die Pistole ausliefern, mit der er uns etwas vorgeprahlt hat, sowie das sämtliche Zubehör. Wenn er das tut, so will ich in Anbetracht seines krankhaften Zustandes damit einverstanden sein, daß er diese Nacht im Hause bleibt, natürlich unter der Bedingung, daß er von mir beaufsichtigt wird. Morgen aber muß er unter allen Umständen fort; da mag er gehen, wohin es ihm beliebt; nehmen Sie es nicht übel, Fürst! Wenn er aber seine Waffe nicht ausliefert, so werde ich ihn unverzüglich an den

Armen packen, ich am einen, der General am andern, und ich werde sofort zur Polizei schicken und sie benachrichtigen; die wird dann schon das Weitere veranlassen. Herr Ferdyschtschenko wird, als ein guter Bekannter von mir, so freundlich sein hinzugehen."

Ein großer Lärm erhob sich. Lebedew war in eine Hitze geraten, die bereits über alles Maß ging; Ferdyschtschenko machte sich fertig, um zur Polizei zu gehen; Ganja verblieb ärgerlich bei seiner Behauptung, es werde sich niemand erschießen. Jewgeni Pawlowitsch schwieg.

„Fürst, sind Sie einmal von einem Kirchturm hinabgestürzt?" flüsterte Ippolit ihm plötzlich zu.

„N=nein . . ." antwortete der Fürst naiv.

„Haben Sie etwa geglaubt, ich hätte diesen ganzen Haß nicht vorhergesehen?" flüsterte Ippolit wieder und sah den Fürsten mit funkelnden Augen an, als erwarte er tatsächlich von ihm eine Antwort. „Nun genug!" rief er, indem er sich an alle Anwesenden wandte. „Ich bin daran schuld . . . in höherem Grade als Sie alle! Lebedew, da ist der Schlüssel" (er zog sein Portemonnaie heraus und entnahm ihm einen Stahlring mit drei oder vier kleinen Schlüsseln); „dieser ist es, der vorletzte . . . Kolja wird es Ihnen zeigen . . . Kolja! Wo ist Kolja?" rief er; er starrte Kolja an, ohne ihn zu sehen. „Ja . . . er wird es Ihnen zeigen; er hat vorhin mit mir zusammen meinen Koffer gepackt. Führen Sie ihn hin, Kolja; mein Koffer steht . . . im Zimmer des Fürsten unter dem Tisch . . . mit diesem Schlüssel . . . Unten im Koffer . . . liegt meine Pistole und das Pulverhorn. Er selbst hat diese Sachen vorhin eingepackt, Herr Lebedew; er wird sie Ihnen zeigen; aber unter der Bedingung, daß Sie mir morgen

früh, wenn ich nach Petersburg fahre, die Pistole zurückgeben. Hören Sie wohl? Ich tue das mit Rücksicht auf den Fürsten, nicht um Ihretwillen."

„So ist es recht!" rief Lebedew, griff nach dem Schlüssel und lief, spöttisch lächelnd, nach dem anstoßenden Zimmer.

Kolja blieb stehen; er schien etwas sagen zu wollen, aber Lebedew zog ihn hinter sich her.

Ippolit blickte die lachenden Gäste an. Der Fürst bemerkte, daß seine Zähne wie im stärksten Fieberschauer klapperten.

„Was sind das hier alles für nichtswürdige Menschen!" flüsterte Ippolit, ganz außer sich, dem Fürsten wieder zu.

Wenn er mit dem Fürsten sprach, bog er sich immer zu ihm hin und flüsterte.

„Lassen Sie sie doch; Sie sind sehr schwach . . ."

„Gleich, gleich . . . gleich werde ich fortgehen."

Plötzlich umarmte er den Fürsten.

„Sie finden vielleicht, daß ich verrückt bin?" fragte er, indem er ihn, seltsam auflachend, ansah.

„Nein, aber Sie . . ."

„Gleich, gleich, seien Sie still; reden Sie nicht; bleiben Sie stehen . . . ich will Ihnen in die Augen sehen . . . Bleiben Sie so stehen; ich will Sie ansehen. Ich will von einem Menschen Abschied nehmen."

Er stand und blickte, ohne sich zu rühren, den Fürsten schweigend etwa zehn Sekunden lang an. Er war sehr blaß, seine Schläfen waren feucht von Schweiß. Er hielt den Fürsten in sonderbarer Weise an der Schulter gefaßt, als fürchtete er sich, ihn loszulassen.

„Ippolit, Ippolit, was ist Ihnen?“ rief der Fürst.

„Sogleich . . . es ist genug . . . ich werde mich hinlegen. Ich will einen Schluck auf die Gesundheit der Sonne trinken . . . Ich will es, ich will es, lassen Sie mich!“

Er ergriff schnell ein Glas vom Tische, stürzte davon und stand im nächsten Augenblick am Ausgange der Veranda. Der Fürst wollte ihm nachlaufen; aber es traf sich, daß gerade in diesem Moment Jewgeni Pawlowitsch ihm die Hand hinstreckte, um ihm Lebewohl zu sagen. Es verging eine Sekunde, und plötzlich erscholl ein allgemeiner Aufschrei in der Veranda. Dann folgte ein Augenblick ärgster Verwirrung.

Was sich ereignet hatte, war folgendes:

Als Ippolit ganz nahe an den Ausgang der Veranda gelangt war, blieb er stehen; in der linken Hand hielt er das Glas, die rechte hatte er in die rechte Seitentasche seines Paletots gesteckt. Keller versicherte nachher, Ippolit habe schon vorher diese Hand immer in der rechten Tasche gehabt, schon als er mit dem Fürsten gesprochen und ihn mit der linken Hand an die Schulter und den Kragen gefaßt habe, und diese rechte Hand in der Tasche habe schon damals seinen, Kellers, ersten Verdacht erregt. Wie dem nun auch sein mochte, jedenfalls veranlaßte ihn eine gewisse Unruhe, Ippolit ebenfalls nachzulaufen. Aber auch er kam zu spät. Er sah nur, wie auf einmal in Ippolits rechter Hand etwas schimmerte, und wie in derselben Sekunde die kleine Taschenpistole sich dicht an seiner Schläfe befand. Keller stürzte hinzu, um ihn am Arme zu packen; aber im selben Augenblick drückte Ippolit ab. Es ertönte das scharfe, trockene Knacken des Hahnes; aber ein Schuß erfolgte nicht. Als Keller Ippolit um-

faßte, sank ihm dieser wie bewußtlos in die Arme, vielleicht wirklich in der Vorstellung, daß er schon tot sei. Die Pistole befand sich in Kellers Händen. Man ergriff Ippolit, stellte ihm einen Stuhl hin, setzte ihn darauf, und alle umdrängten ihn, alle schrien, alle fragten. Alle hatten das Knacken des Hahnes gehört und erblickten nun einen Menschen, der lebte und nicht die geringste Verletzung aufwies. Ippolit selbst saß da, ohne zu begreifen, was vorging, und ließ wie geistesabwesend seinen Blick über alle Umstehenden hingleiten. Lebedew und Kolja kamen in diesem Augenblicke wieder hereingelaufen.

„Hat die Pistole versagt?" fragten mehrere.

„Vielleicht war sie gar nicht geladen?" vermuteten andere.

„Geladen ist sie!" rief Keller, der die Pistole untersuchte. „Aber . . ."

„Also hat sie versagt?"

„Es war gar kein Zündhütchen darauf," meldete Keller.

Es ist schwer, die nun folgende klägliche Szene zu schildern. Der ursprüngliche allgemeine Schreck wurde schnell von heiterem Gelächter abgelöst. Manche wollten sich sogar vor Lachen ausschütten und fanden darin ein schadenfrohes Vergnügen. Ippolit schluchzte krampfhaft, rang die Hände, stürzte zu allen hin, sogar zu Ferdyschtschenko, faßte ihn mit beiden Händen an und schwur ihm, er habe vergessen, „ganz zufällig, nicht absichtlich vergessen", ein Zündhütchen aufzusetzen; die Zündhütchen befänden sich alle, zehn Stück an der Zahl, in seiner Westentasche (er zeigte sie allen ringsherum); er habe vorher keines aufgesetzt aus Besorgnis, der Schuß könne

durch Zufall in der Tasche losgehen; er habe damit gerechnet, daß er dazu auch später noch Zeit haben werde, sobald es nötig sei, und habe es nun auf einmal vergessen. Er stürzte zum Fürsten und zu Jewgeni Pawlowitsch hin und flehte Keller an, ihm die Pistole zurückzugeben; er werde allen sofort beweisen, daß er „Ehre im Leibe habe" . . . er sei jetzt „lebenslänglich entehrt"!

Schließlich fiel er bewußtlos hin. Man trug ihn in das Zimmer des Fürsten, und Lebedew, der nun wieder ganz nüchtern geworden war, schickte ohne Verzug zu einem Arzte; er selbst aber sowie seine Tochter, sein Sohn, Burdowski und der General blieben bei dem Bette des Kranken. Als der bewußtlose Ippolit hinausgetragen war, stellte sich Keller mitten in der Veranda hin und verkündete, so daß alle es hörten, in wirklicher Begeisterung, indem er jedes Wort einzeln und deutlich aussprach:

„Meine Herren, wenn jemand von Ihnen noch einmal laut in meiner Gegenwart einen Zweifel daran äußern sollte, daß das Zündhütchen nur zufällig vergessen war, und behaupten sollte, der unglückliche junge Mensch habe nur Komödie gespielt, so wird der Betreffende es mit mir zu tun haben."

Aber es antwortete ihm niemand. Die Gäste entfernten sich endlich in einzelnen Trupps. Ptizyn, Ganja und Rogoschin gingen zusammen.

Der Fürst war sehr erstaunt darüber, daß Jewgeni Pawlowitsch seine Absicht geändert hatte und, ohne sich mit ihm ausgesprochen zu haben, fortgehen wollte.

„Sie wollten doch mit mir sprechen, sobald alle fortgegangen wären?" fragte er ihn.

„Ganz richtig," erwiderte Jewgeni Pawlowitsch, setzte sich auf einen Stuhl und veranlaßte den Fürsten, sich neben ihn zu setzen; „aber ich habe meine Absicht jetzt vorläufig geändert. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich etwas verwirrt bin, und Ihnen wird es wohl ebenso gehen. Meine Gedanken sind mir ganz in Unordnung gekommen; zudem ist der Gegenstand, über den ich mit Ihnen sprechen wollte, für mich sehr wichtig, und auch für Sie. Sehen Sie, Fürst, ich möchte wenigstens einmal in meinem Leben ganz ehrlich handeln, das heißt ganz ohne Hintergedanken; nun, ich glaube aber, daß ich jetzt, in diesem Augenblicke, einer ganz ehrlichen Handlung nicht fähig bin, und Sie vielleicht auch nicht . . . ja . . . und . . . nun, wir wollen uns also später miteinander aussprechen. Vielleicht gewinnt auch die Sache sowohl für mich als auch für Sie an Klarheit, wenn wir noch die drei Tage warten, während deren ich jetzt in Petersburg sein werde."

Darauf stand er wieder vom Stuhle auf, so daß es nicht recht verständlich war, warum er sich überhaupt hingesetzt hatte. Der Fürst hatte auch den Eindruck, als ob Jewgeni Pawlowitsch unzufrieden und gereizt sei und ihn feindselig ansehe, und daß in seinem Blick etwas ganz anderes liege als vorher.

„Apropos, Sie gehen jetzt zu dem Kranken?"

„Ja . . . ich bin um ihn besorgt," erwiderte der Fürst.

„Seien Sie unbesorgt; er wird gewiß noch sechs Wochen leben und sich vielleicht hier noch ganz erholen. Aber das beste wäre, wenn Sie ihn morgen wegjagten."

„Ich habe ihn vielleicht wirklich dadurch verletzt, daß ich nichts gesagt habe; er hat schließlich gedacht, ich zweifelte daran, daß er sich erschießen werde. Wie denken Sie darüber, Jewgeni Pawlowitsch?“

„Nein, nein. Sie sind zu gutherzig, daß Sie sich um ihn noch Sorge machen. Ich habe wohl sagen hören, aber nie in natura gesehen, daß sich jemand absichtlich deswegen erschießt, um gelobt zu werden, oder aus Ärger darüber, daß man ihn deswegen nicht lobt. Vor allen Dingen hätte ich eine solche offene Kundgebung der eigenen Schwachmütigkeit nicht für möglich gehalten! Aber ich möchte Ihnen doch raten, ihn morgen wegzujagen.“

„Sie glauben, daß er noch einmal auf sich schießen wird?“

„Nein, jetzt wird er sich nicht mehr erschießen. Aber nehmen Sie sich vor diesen einheimischen Lacenaires* in acht! Ich wiederhole Ihnen: diese talentlose, ungeduldige, begehrliche Nichtigkeit nimmt sehr gewöhnlich ihre Zuflucht zum Verbrechen.“

„Ist er etwa ein Lacenaire?“

„Dem eigentlichen Wesen nach ja, wiewohl die theatralischen Rollen vielleicht verschieden sind. Achten Sie einmal darauf, ob dieser Herr nicht imstande ist, ein Dutzend Menschen abzuschlachten, bloß um einen auffallenden Streich zu begehen, genau so, wie er uns das selbst vorhin in seiner Erklärung vorgelesen hat. Jetzt werden mich diese Worte am Einschlafen hindern.“

* Lacenaire, ein berüchtigter Mörder, der 1836 in Paris hingerichtet wurde. Es gibt Mémoires, révélations et poésies de Lacenaire, 1836, 2 Bände, 8⁰ (ob echt?). Anmerkung des Übersetzers.

„Sie beunruhigen sich vielleicht zu sehr."

„Ich muß mich über Sie wundern, Fürst; glauben Sie nicht, daß er imstande ist, jetzt ein Dutzend Menschen zu töten?"

„Ich scheue mich, Ihnen darauf zu antworten; all dies ist so seltsam, aber ..."

„Nun, wie Sie wollen, wie Sie wollen!" schloß Jewgeni Pawlowitsch gereizt. „Überdies sind Sie ja ein so tapferer Mann; nehmen Sie sich nur in acht, daß Sie nicht selbst einer von diesem Dutzend werden."

„Das Wahrscheinlichste ist, daß er niemand töten wird," sagte der Fürst, indem er Jewgeni Pawlowitsch nachdenklich anblickte.

Dieser lachte ärgerlich.

„Auf Wiedersehen! Es wird Zeit, daß ich gehe! Haben Sie wohl beachtet, daß er eine Abschrift seiner Beichte Aglaja Iwanowna vermacht hat?"

„Ja, es ist mir aufgefallen, und ... ich denke darüber nach."

„Denken Sie darüber nach, wenn es zu dem Dutzend Morde kommen sollte," antwortete Jewgeni Pawlowitsch, von neuem lachend, und ging weg.

Eine Stunde darauf (es war schon drei Uhr vorüber) ging der Fürst in den Park hinunter. Er hatte in seiner Wohnung zu schlafen versucht, es aber vor starkem Herzklopfen nicht vermocht. Im Hause war übrigens alles angemessen eingerichtet worden, und man hatte sich wieder einigermaßen beruhigt; der Kranke war eingeschlafen, und der Arzt, der gekommen war, hatte erklärt, es bestehe keinerlei besondere Gefahr. Lebedew, Kolja und Burdowski hatten sich im Zimmer des Kranken hingelegt, um

einander in der Nachtwache abzulösen; es war also kein Grund, sich Sorge zu machen.

Aber die Unruhe des Fürsten wuchs von Minute zu Minute. Er schweifte, zerstreut um sich blickend, im Parke umher und blieb erstaunt stehen, als er zu dem freien Platze vor dem Bahnhof gelangte und die Reihen leerer Bänke und die Pulte für die Musiker erblickte. Dieser Ort machte einen überraschenden Eindruck auf ihn und kam ihm aus unklarem Grunde furchtbar häßlich vor. Er kehrte wieder um und gelangte auf eben dem Wege, auf dem er tags zuvor mit Jepantschins zum Bahnhof gegangen war, zu der grünen Bank, die ihm für das Rendezvous bezeichnet war, setzte sich darauf und lachte plötzlich laut auf, worüber er sofort in starke Entrüstung geriet. Seine traurige Stimmung hielt immer noch an; er wäre am liebsten irgendwohin davongegangen, er wußte nur nicht, wohin. Über ihm auf einem Baume sang ein Vögelchen, und er begann es mit den Augen im Laubwerk zu suchen; plötzlich flatterte das Vögelchen von dem Baume fort, und in demselben Augenblicke mußte er unwillkürlich an jene Fliege im warmen Sonnenstrahl denken, von welcher Ippolit in seiner Erklärung gesagt hatte, sie kenne ihren Platz in dem allgemeinen Festchor und nehme an diesem teil, während er allein ein Ausgestoßener sei. Dieser Gedanke hatte schon vorhin auf ihn einen starken Eindruck gemacht, und er erinnerte sich jetzt daran. Längst Vergessenes wurde jetzt in ihm rege und trat ihm plötzlich klar vor die Seele.

Das war in der Schweiz gewesen, im ersten Jahre seiner Kur, sogar in den ersten Monaten. Er war damals noch ganz wie ein Idiot, konnte nicht einmal ordentlich sprechen

und war manchmal nicht imstande, zu verstehen, was man von ihm verlangte. Er war einmal an einem klaren, sonnigen Tage in die Berge gegangen und wanderte dort, mit einem qualvollen Gedanken beschäftigt, der aber durchaus keine deutliche Gestalt annehmen wollte, lange umher. Über ihm war der leuchtende Himmel, unten der See, ringsum der helle Horizont in weiter, weiter Entfernung. Er schaute dies alles lange an und wurde dabei von einem schmerzlichen Gefühl gepeinigt. Er erinnerte sich jetzt, daß er damals seine Hände nach dieser hellen, endlosen Bläue ausstreckte und weinte. Es war ihm eine Qual, daß er all dem ganz fremd gegenüberstand. Was war denn dies für ein Festschmaus, was war denn dies für ein steter, endloser, großer Feiertag, zu dem es ihn schon lange, schon immer, schon seit seiner Kindheit hinzog, und zu dem er doch nie gelangen konnte? Jeden Morgen ging dieselbe helle Sonne auf; jeden Morgen stand über dem Wasserfall ein Regenbogen; jeden Abend flammte der höchste, schneebedeckte Berg dort in der Ferne am Rande des Himmels in purpurner Glut auf; jede kleine Fliege, die im warmen Sonnenstrahl um ihn herumsummte, nahm an diesem ganzen Festchor teil, kannte ihren Platz, liebte ihn und war glücklich; jedes Gräschen wuchs und war glücklich! Und alles hatte seinen gewiesenen Weg, und alles kannte seinen Weg und kam singend und ging singend; nur er wußte nichts und verstand nichts, weder die Menschen noch die Töne; er stand allem fremd gegenüber; er war ein Ausgestoßener. Er konnte seinen Gedanken damals natürlich nicht mit diesen Worten aussprechen und ausdrücken; er quälte sich taub und stumm; aber jetzt schien es ihm, als habe

er all dies schon damals gesagt, all diese selben Worte, und als habe Ippolit das über die Fliege Gesagte von ihm selbst, aus seinen damaligen Worten und Tränen, herübergenommen. Er war davon überzeugt, und das Herz begann ihm bei diesem Gedanken heftig zu klopfen . . .

Er schlief auf der Bank ein; aber seine Unruhe setzte sich auch im Schlafe fort. Unmittelbar vor dem Einschlafen erinnerte er sich an die Befürchtung, daß Ippolit ein Dutzend Menschen ermorden werde, und mußte über das Absurde dieser Vorstellung lächeln. Um ihn herum herrschte eine schöne, reine Stille; nur die Blätter rauschten leise, und davon schien es ringsumher noch stiller und einsamer zu werden. Er träumte sehr viel, und es waren lauter unruhige Träume, infolge deren er alle Augenblicke zusammenschrak. Schließlich träumte er, es käme eine Frau zu ihm; er kannte sie, kannte sie mit Schmerzen; er konnte einem jeden ihren Namen nennen, sie einem jeden zeigen; aber seltsam: sie hatte jetzt ein ganz anderes Gesicht als dasjenige, das er immer gekannt hatte, und er gab sich mit innerer Qual alle mögliche Mühe, sie nicht als jene Frau wiederzuerkennen. In diesem Gesichte lag so viel Reue und Angst, daß es schien, sie sei eine furchtbare Verbrecherin und habe soeben eine schreckliche Tat begangen. Eine Träne zitterte auf ihrer blassen Wange; sie winkte ihm mit der Hand und legte den Finger an die Lippen, wie wenn sie ihn auffordern wollte, ihr leise zu folgen. Das Herz stand ihm still; um keinen Preis, um keinen Preis wollte er sie für eine Verbrecherin halten; aber er fühlte, daß sogleich etwas Schreckliches vorgehen werde, durch das sein ganzes

Leben werde beeinflußt werden. Sie schien ihm etwas zeigen zu wollen, ganz in der Nähe, im Park. Er erhob sich, um ihr nachzugehen, und auf einmal hörte er, wie neben ihm jemand frisch und fröhlich lachte; eine Hand befand sich in der seinigen; er erfaßte diese Hand, drückte sie kräftig und erwachte. Vor ihm stand laut lachend Aglaja.

VIII

Sie lachte; aber sie war zugleich unwillig.

„Er schläft! Sie haben geschlafen!“ rief sie verwundert und geringschätzig.

„Sie sind es!“ murmelte der Fürst, der noch nicht ganz zu sich gekommen war und sie mit Erstaunen erkannte. „Ach ja! Das Rendezvous! ... Ich habe hier geschlafen.“

„Das habe ich gesehen.“

„Hat mich außer Ihnen niemand geweckt? War außer Ihnen niemand hier? Ich glaubte, es sei ... eine andere Frau hier gewesen.“

„Eine andere Frau sollte hier gewesen sein?“

Endlich hatte er seine Gedanken wieder vollständig gesammelt.

„Es war nur ein Traum,“ sagte er nachdenklich. „Sonderbar, daß mir in einem solchen Augenblicke so etwas träumte ... Setzen Sie sich!“

Er faßte sie bei der Hand und veranlaßte sie, sich auf die Bank zu setzen; er selbst setzte sich neben sie und überließ sich seinen Gedanken. Aglaja begann das Gespräch nicht, sondern blickte den neben ihr Sitzenden nur unverwandt an. Er schaute sie ebenfalls an, aber manchmal so, als ob er sie überhaupt nicht vor sich sähe. Sie errötete.

„Ach ja!“ sagte der Fürst zusammenfahrend. „Ippolit hat sich erschossen!“

„Wann? In Ihrer Wohnung?“ fragte sie, aber ohne großes Erstaunen. „Gestern abend lebte er ja doch wohl noch? Wie konnten Sie denn nach einem solchen Vorfall hier schlafen?“ rief sie, plötzlich lebhaft werdend.

„Aber er ist ja nicht tot; die Pistole versagte.“

Auf Aglajas dringendes Verlangen mußte der Fürst sogleich und in aller Ausführlichkeit alle Ereignisse der vergangenen Nacht erzählen. Sie trieb ihn während der Erzählung alle Augenblicke zur Eile, unterbrach ihn aber selbst fortwährend mit Fragen, und zwar betrafen diese fast immer nebensächliche Dinge. Unter anderm hörte sie mit großem Interesse an, was Jewgeni Pawlowitsch gesagt hatte, und stellte einige Male sogar Fragen darüber.

„Nun aber genug! Wir müssen uns beeilen,“ schloß sie, nachdem sie alles gehört hatte. „Wir können hier nur eine Stunde bleiben, bis acht Uhr, weil ich um acht Uhr unter allen Umständen zu Hause sein muß, damit die andern nicht erfahren, daß ich hier gesessen habe. Ich bin aber in einer ernsten Angelegenheit hergekommen und habe Ihnen vieles mitzuteilen. Nur haben Sie mich jetzt ganz aus dem Konzept gebracht. Was Ippolit betrifft, so meine ich, es war das Richtige, daß seine Pistole versagte; das paßt zu seiner Persönlichkeit am besten. Aber sind Sie überzeugt, daß er sich tatsächlich erschießen wollte und es nicht bloß Humbug war?“

„Es war bestimmt kein Humbug.“

„Das ist das Wahrscheinlichste. Er hat also auch ge-

schrieben, Sie sollten mir seine Beichte bringen? Warum haben Sie sie mir nicht gebracht?"

„Aber er ist ja nicht gestorben. Ich werde ihn fragen, ob ich es unter diesen Umständen tun soll."

„Bringen Sie sie mir auf jeden Fall; Sie brauchen gar nicht erst zu fragen. Es wird ihm vielleicht sehr angenehm sein, weil er vielleicht mit der Absicht auf sich geschossen hat, daß ich dann seine Beichte lesen sollte. Bitte, lachen Sie nicht über meine Worte, Ljow Nikolajewitsch; es ist wohl möglich, daß es sich so verhält."

„Ich lache nicht; denn ich bin selbst davon überzeugt, daß dies teilweise sehr wohl möglich ist."

„Sie sind davon überzeugt? Sie glauben das wirklich auch?" fragte Aglaja höchst erstaunt.

Sie stellte ihre Fragen schnell und redete hastig, geriet aber manchmal in Verwirrung und brachte die Sätze oft nicht zu Ende. Alle Augenblicke kündigte sie ihm eilig etwas Bevorstehendes an; überhaupt befand sie sich in außerordentlicher Unruhe, und obwohl sie eine sehr tapfere, herausfordernde Miene annahm, war sie vielleicht doch etwas feige. Sie trug ein ganz einfaches Alltagskleid, das ihr sehr gut stand. Sie zuckte oft zusammen, errötete und saß nur auf dem Rande der Bank. Die Zustimmung des Fürsten zu ihrer Ansicht, daß Ippolit sich erschossen habe, damit sie seine Beichte läse, versetzte sie in großes Erstaunen.

„Gewiß wünschte er," erklärte der Fürst, „daß außer Ihnen auch wir alle ihn loben möchten ..."

„Wieso loben?"

„Das heißt, es ist ... Wie soll ich Ihnen das deutlich machen? Es ist sehr schwer zu sagen. Aber er wünschte

gewiß, alle möchten ihn umringen und zu ihm sagen, daß sie ihn sehr liebten und achteten, und alle möchten ihn dringend bitten am Leben zu bleiben. Sehr möglich, daß er dabei Sie mehr als alle andern im Auge hatte, weil er sich Ihrer in einem solchen Augenblick erinnerte ... wiewohl er vielleicht selbst nicht wußte, daß er Sie im Auge hatte."

„Das ist mir ganz unverständlich: er hatte jemand im Auge und wußte nicht, daß er ihn im Auge hatte. Übrigens habe ich für seine Handlungsweise wohl Verständnis: wissen Sie, daß ich selbst gegen dreißigmal, von der Zeit an, als ich noch ein dreizehnjähriges Mädchen war, daran dachte, mich zu vergiften, und das alles in einem Briefe an meine Eltern niederschrieb und mir sogar überlegte, wie ich im Sarge liegen würde, und wie alle um mich herumstehen und weinen und sich anklagen würden, weil sie so hart gegen mich gewesen seien ... Warum lächeln Sie wieder?" fügte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen schnell hinzu. „Woran denken Sie denn immer im stillen, wenn Sie so ganz für sich allein sich Ihren Träumereien überlassen? Vielleicht stellen Sie sich vor, Sie seien Feldmarschall und schlügen Napoleon."

„Wahrhaftig, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daran denke ich, besonders beim Einschlafen," antwortete der Fürst lachend. „Nur schlage ich nicht Napoleon, sondern immer die Österreicher."

„Ich habe gar keine Lust, mit Ihnen zu scherzen, Ljow Nikolajewitsch. Mit Ippolit will ich selbst sprechen und bitte Sie, ihm das mitzuteilen. Aber was Sie betrifft, so mißfällt mir Ihre Handlungsweise sehr; denn es ist sehr roh, eine Menschenseele in der Weise zu untersuchen

und zu kritisieren, wie Sie es mit Ippolits Seele machen. Es fehlt Ihnen an Zärtlichkeit; die Wahrheit ist Ihnen alles, und darüber werden Sie ungerecht."

Der Fürst dachte nach.

„Mir scheint, daß Sie gegen mich ungerecht sind," sagte er dann. „Ich finde nichts Schlechtes daran, daß er so gedacht hat; denn es neigen ja alle Menschen dazu, so zu denken; zudem hat er vielleicht überhaupt nicht so gedacht, sondern nur einen Wunsch gehabt ... er wünschte zum letzten Male mit Menschen zusammen zu sein und ihre Achtung und Liebe zu verdienen; das sind doch sehr gute Gefühle; nur daß die Sache einen ganz andern Ausgang nahm; das kam von seiner Krankheit und noch aus einem andern Grunde her! Manche Menschen haben eben immer in allem Glück, während andern alles mißlingt ..."

„Das haben Sie gewiß mit Bezug auf sich selbst hinzugefügt?" bemerkte Aglaja.

„Allerdings," antwortete der Fürst, ohne die in der Frage liegende Schadenfreude zu beachten.

„Aber an Ihrer Stelle wäre ich hier doch nicht eingeschlafen. Aber wohin Sie nur kommen, da schlafen Sie auch gleich ein; das ist gar nicht hübsch von Ihnen."

„Ich habe ja die ganze Nacht nicht geschlafen, und dann bin ich immerzu umhergewandert; ich war auf dem Musikplatz."

„Auf welchem Musikplatz?"

„Da, wo gestern konzertiert wurde; und dann bin ich hierher gekommen, habe mich hingesetzt, vielerlei überlegt und bin eingeschlafen."

„Ah, so ist das! Das ändert die Sache zu Ihren Gun-

sten ... Aber warum sind Sie nach dem Musikplatze gegangen?"

„Das weiß ich nicht; ich hatte dabei keine besondere Absicht ..."

„Gut, gut, davon ein andermal; Sie unterbrechen mich immer, und was geht es mich an, daß Sie nach dem Musikplatz gegangen sind? Von was für einer Frau haben Sie denn geträumt?"

„Von ... von ... Sie haben sie gesehen ..."

„Ich verstehe ... verstehe sehr wohl. Sie haben sie also sehr ... Wie haben Sie sie denn im Traume gesehen, in welcher Gestalt? Übrigens will ich es gar nicht wissen," fügte sie, plötzlich abbrechend, in ärgerlichem Tone hinzu. „Unterbrechen Sie mich nicht ..."

Sie wartete ein wenig, wie wenn sie sich ein Herz fassen wollte oder ihren Ärger zu überwinden suchte.

„Der Grund, weswegen ich Sie herbestellt habe, ist der: ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, mein Freund zu sein. Warum sehen Sie mich auf einmal so starr an?" fügte sie beinahe zornig hinzu.

Der Fürst blickte sie in diesem Augenblicke tatsächlich sehr aufmerksam an, da er bemerkte, daß sie wieder anfing furchtbar rot zu werden. Sie schien in solchen Fällen, je mehr sie errötete, sich um so mehr über sich zu ärgern, was in ihren blitzenden Augen deutlich zum Ausdruck kam; gewöhnlich übertrug sie dann unmittelbar darauf ihren Zorn auf denjenigen, mit dem sie sprach, mochte diesen nun eine Schuld treffen oder nicht, und fing an, sich mit ihm zu streiten. Da sie ihr scheues Wesen kannte und wußte, wie leicht sie sich schämte, so beteiligte sie sich gewöhnlich an dem Gespräche nur wenig und war schweig-

samer als ihre Schwestern, mitunter sogar im Übermaß. Wenn sie, besonders in heiklen Fällen, schlechterdings nicht umhin konnte zu reden, so tat sie das zunächst in sehr hochmütiger und gewissermaßen herausfordernder Weise. Sie fühlte es immer vorher, wenn sie anfangen wollte zu erröten.

„Sie wollen meinen Vorschlag vielleicht nicht annehmen?“ fragte sie und blickte dabei den Fürsten hochmütig an.

„O doch, ich will ihn annehmen; nur ist das gar nicht erforderlich ... ich meine, ich habe nie geglaubt, daß man einen solchen Vorschlag zu machen brauchte,“ erwiderte der Fürst verlegen.

„Aber was haben Sie denn eigentlich gedacht, weswegen ich Sie hierherbestellt hätte? Was machen Sie sich denn für Vorstellungen? Sie halten mich vielleicht für eine kleine Närrin, wie sie das bei mir zu Hause alle tun?“

„Ich habe nicht gewußt, daß man Sie für eine Närrin hält; ich ... ich halte Sie nicht dafür.“

„Sie halten mich nicht dafür? Das ist sehr verständig von Ihnen. Und namentlich ist es sehr verständig von Ihnen, daß Sie es sagen.“

„Meiner Ansicht nach sind Sie sogar vielleicht mitunter sehr verständig,“ fuhr der Fürst fort. „Sie haben vorhin einen sehr verständigen Gedanken ausgesprochen. Sie sagten in bezug auf meine zweifelnde Beurteilung Ippolits: ‚Die Wahrheit ist Ihnen alles, und darüber werden Sie ungerecht.‘ Das hat sich mir eingeprägt, und darüber denke ich nach.“

Aglaja wurde auf einmal dunkelrot vor Freude. Alle

Gefühlsveränderungen vollzogen sich bei ihr mit großer Offenheit und außerordentlicher Schnelligkeit. Der Fürst freute sich ebenfalls und lachte sogar vor Vergnügen, indem er sie anblickte.

„So hören Sie denn," begann sie wieder; „ich habe lange auf Sie gewartet, um Ihnen das alles zu erzählen, gleich von der Zeit an, wo Sie mir von dort den Brief geschrieben hatten, und sogar schon früher ... Die Hälfte haben Sie von mir schon gestern gehört: ich halte Sie für den ehrlichsten und wahrheitsliebendsten Menschen; Sie sind ehrlicher und wahrheitsliebender als alle andern, und wenn man von Ihnen sagt, daß Ihr Verstand ... das heißt, daß Ihr Verstand mitunter nicht ganz gesund ist, so ist das ungerecht; das ist meine entschiedene Überzeugung, die ich auch verfochten habe; denn wenn Ihr Verstand auch wirklich nicht ganz gesund sein sollte (Sie werden mir das ja gewiß nicht übelnehmen; ich rede von einem höheren Gesichtspunkte aus), so ist dafür Ihr Hauptverstand besser als bei ihnen allen, sogar so gut, wie sie es sich gar nicht träumen lassen. Denn es gibt zwei Arten von Verstand, einen Hauptverstand und einen Nebenverstand. Nicht wahr? So ist es doch?"

„Vielleicht ist es so," sagte der Fürst kaum vernehmbar; das Herz zitterte und klopfte ihm gewaltig.

„Ich wußte, daß Sie es verstehen würden," fuhr sie mit wichtiger Miene fort: „Fürst Schtsch. und Jewgeni Pawlowitsch verstehen von diesen beiden Arten von Verstand nichts und Alexandra ebensowenig; aber denken Sie sich: Mama verstand es!"

„Sie haben sehr viel Ähnlichkeit mit Lisaweta Prokofjewna."

„Wieso? Wirklich?“ fragte Aglaja erstaunt.

„Wahrhaftig, das ist meine Ansicht.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie nach kurzem Nachdenken. „Ich freue mich sehr, daß ich mit Mama Ähnlichkeit habe. Sie schätzen sie also wohl sehr hoch?“ fügte sie hinzu, ohne die Naivität der Frage gewahr zu werden.

„Sehr hoch, sehr hoch, und ich freue mich, daß Sie das so ohne weiteres herausgefühlt haben.“

„Ich freue mich ebenfalls; denn ich habe bemerkt, daß man sich manchmal . . . über sie lustig macht. Aber nun hören Sie die Hauptsache: ich habe es lange überlegt und schließlich Sie ausgewählt. Ich will nicht, daß man sich zu Hause über mich lustig macht; ich will nicht, daß man mich für eine kleine Närrin hält; ich will nicht, daß man mich aufzieht . . . Ich habe das alles durchschaut und habe Jewgeni Pawlowitsch mit aller Entschiedenheit abgewiesen, weil ich nicht will, daß man mich ununterbrochen unter die Haube zu bringen sucht! Ich will . . . ich will . . . nun, ich will von Hause weglaufen, und ich habe Sie dazu ausgewählt, mir zu helfen.“

„Von Hause weglaufen!?“ rief der Fürst.

„Ja, ja, ja, von Hause weglaufen!“ rief sie plötzlich, in heftigem Zorne aufflammend. „Ich will nicht, ich will nicht, daß sie mich dort fortwährend zwingen zu erröten. Ich will nicht vor ihnen erröten, auch nicht vor dem Fürsten Schtsch., auch nicht vor Jewgeni Pawlowitsch und vor keinem Menschen, und darum habe ich Sie ausgewählt. Mit Ihnen will ich alles, alles besprechen, sobald ich nur Lust habe, sogar das Wichtigste; und Sie dürfen mir Ihrerseits auch nichts verbergen. Ich will wenigstens

mit e i n e m Menschen über alles so reden können wie mit mir selbst. Die Meinigen haben auf einmal angefangen so zu reden, als ob ich auf Sie wartete und Sie liebte. Das ging schon so vor Ihrer Ankunft, und ich hatte ihnen Ihren Brief doch gar nicht gezeigt; aber jetzt reden sie nun schon alle davon. Ich will kühn sein und mich vor nichts fürchten. Ich will nicht auf ihre Bälle gehen; ich will Nutzen bringen. Ich habe schon längst davongehen wollen. Ich habe zwanzig Jahre lang bei ihnen wie in einem Käfig gesessen, und immer wollen sie mich unter die Haube bringen. Schon als ich vierzehn Jahre alt war, dachte ich daran, davonzulaufen, obwohl ich damals noch dumm war. Jetzt aber habe ich mir schon alles gut überlegt und habe auf Sie gewartet, um Sie gründlich über das Ausland zu befragen. Ich habe noch nie einen gotischen Dom gesehen; ich will in Rom sein; ich will alle wissenschaftlichen Sammlungen ansehen; ich will in Paris studieren; ich habe mich das ganze letzte Jahr über vorbereitet und studiert und sehr viele Bücher gelesen; ich habe auch alle möglichen verbotenen Bücher gelesen. Alexandra und Adelaida lesen allerlei Bücher; die dürfen das. Aber mir werden nicht alle in die Hände gegeben; ich stehe unter Aufsicht. Ich will mich mit meinen Schwestern nicht herumstreiten; aber meiner Mutter und meinem Vater habe ich schon längst erklärt, daß ich meine soziale Stellung vollständig verändern will. Ich beabsichtige erzieherisch tätig zu sein und habe dabei auf Sie gerechnet, weil Sie gesagt haben, Sie hätten Kinder gern. Können wir zusammen eine erzieherische Tätigkeit ausüben, wenn nicht sogleich, so doch in zukünftiger Zeit? Wir werden vereint Nutzen stiften; ich will kein Generalstöchterchen

sein ... Sagen Sie, Sie sind wohl ein sehr gelehrter Mann?"

„O, durchaus nicht!"

„Das ist schade; ich hatte es geglaubt; . . . wie bin ich nur dazu gekommen, es zu glauben? Aber Sie werden dabei doch mein Leiter sein; denn ich habe Sie ausgewählt."

„Das ist eine Torheit, Aglaja Iwanowna."

„Ich will von Hause weglaufen, ich will es!" rief sie, und ihre Augen funkelten wieder auf. „Wenn Sie mir Ihre Beihilfe versagen, so heirate ich Gawrila Ardalionowitsch. Ich will nicht, daß man mich zu Hause für ein abscheuliches Frauenzimmer hält und mir Gott weiß was schuld gibt."

„Sind Sie bei Sinnen!?" rief der Fürst und sprang beinah von der Bank in die Höhe. „Was gibt man Ihnen schuld? Wer tut so etwas?"

„Alle bei uns zu Hause, meine Mutter, meine Schwestern, mein Vater, Fürst Schtsch., sogar Ihr abscheulicher Kolja! Und wenn sie es nicht geradeheraus sagen, so denken sie es wenigstens. Ich habe es ihnen allen ins Gesicht gesagt, sowohl meiner Mutter als auch meinem Vater. Mama war infolgedessen einen ganzen Tag krank, und am andern Tage sagten mir Alexandra und Papa, ich wüßte selbst nicht, was ich zusammenphantasierte, und was für Ausdrücke ich gebrauchte. Aber ich habe ihnen sehr entschieden geantwortet, ich verstände schon alles, alle Ausdrücke, und ich wäre kein kleines Kind mehr, und ich hätte schon vor zwei Jahren absichtlich zwei Romane von Paul de Kock gelesen, um alles zu erfahren. Als Mama das hörte, fiel sie beinahe in Ohnmacht."

Dem Fürsten ging plötzlich ein seltsamer Gedanke durch den Kopf. Er blickte Aglaja prüfend an und lächelte.

Er konnte gar nicht glauben, daß dasselbe hochmütige Mädchen vor ihm saß, das ihm früher einmal mit so stolzer, hochfahrender Miene Gawrila Ardalionowitschs Brief zum Lesen gegeben hatte. Er vermochte nicht zu begreifen, wie in diesem hochmütigen, abweisenden schönen Mädchen ein solches Kind stecken konnte, ein Kind, das vielleicht in Wirklichkeit auch jetzt noch nicht „alle Ausdrücke" verstand.

„Haben Sie immer nur im Elternhause gelebt, Aglaja Iwanowna?" fragte er. „Ich meine, sind Sie nie in einer Schule gewesen, haben Sie nie ein Unterrichtsinstitut besucht?"

„Nein, niemals; ich habe immer wie in einer verkorkten Flasche zu Hause gesessen und werde direkt aus der Flasche heiraten; warum lächeln Sie wieder? Ich mache die Wahrnehmung, daß anscheinend auch Sie sich über mich lustig machen und sich zur Gegenpartei halten," fügte sie, finster die Stirn runzelnd, hinzu. „Machen Sie mich nicht ärgerlich; ich weiß sowieso schon nicht, was in meinem Kopfe vorgeht . . . Ich bin überzeugt, Sie sind in dem festen Glauben hierher gekommen, daß ich in Sie verliebt wäre und Sie zu einem Rendezvous bestellt hätte," sagte sie in gereiztem Tone.

„Ich habe das gestern wirklich befürchtet," versetzte der Fürst in unbedachtsamer Offenherzigkeit (er war sehr verwirrt). „Aber heute bin ich überzeugt, daß Sie . . ."

„Wie!" rief Aglaja, und ihre Unterlippe fing auf einmal an zu zittern. „Sie haben befürchtet, daß ich . . . Sie haben zu denken gewagt, daß ich . . . O Gott! Sie

haben vielleicht geargwöhnt, ich hätte Sie mit der Absicht hierher bestellt, Sie in meine Netze zu locken, damit man uns dann hier zusammen überraschte und Sie nötigte, mich zu heiraten . . ."

„Aglaja Iwanowna! Schämen Sie sich denn nicht? Wie konnte nur ein so unreiner Gedanke in Ihrem reinen, unschuldigen Herzen entstehen? Ich möchte darauf wetten, daß Sie selbst kein Wort von dem, was Sie eben sagten, für wahr halten . . . Sie wissen selbst nicht, was Sie reden!"

Aglaja saß mit beharrlich gesenktem Kopfe da, wie wenn sie selbst über das, was sie gesagt hatte, einen Schreck bekommen hätte.

„Ich schäme mich ganz und gar nicht," murmelte sie. „Woher wissen Sie, daß ich ein unschuldiges Herz habe? Wie konnten Sie wagen, mir damals den Liebesbrief zu schicken?"

„Einen Liebesbrief? Mein Brief ein Liebesbrief! Das war ein höchst respektvoller Brief; was in diesem Briefe stand, das war meinem Herzen in der schwersten Stunde meines Lebens entquollen! Ich erinnerte mich damals Ihrer wie einer Lichtgestalt ... ich ..."

„Nun gut, gut," unterbrach sie ihn, aber in ganz verändertem Tone, aus welchem man tiefe Reue und Angst heraushörte; sie bog sich sogar zu ihm hin, wobei sie es aber immer noch vermied, ihn gerade anzusehen, und war nahe daran, ihn an der Schulter zu berühren, um ihre Bitte, daß er ihr nicht böse sein möge, noch eindringlicher zu machen. „Gut," fügte sie, sich furchtbar schämend, hinzu, „ich fühle, daß ich mich eines schrecklich dummen Ausdrucks bedient habe. Ich habe das gesagt ... um Sie zu prüfen.

Nehmen Sie an, ich hätte es nicht gesagt! Und wenn ich Sie gekränkt habe, so verzeihen Sie mir! Bitte, sehen Sie mich nicht gerade an; wenden Sie sich ab! Sie sagten, das sei ein sehr unreiner Gedanke: ich habe es absichtlich gesagt, um Sie zu verletzen. Manchmal bekomme ich selbst einen Schreck über das, was ich sagen möchte; aber auf einmal sage ich es doch. Sie sagten soeben, Sie hätten diesen Brief in der schwersten Stunde Ihres Lebens geschrieben . . . Ich weiß, was das für eine Stunde war," sagte sie leise und blickte wieder zur Erde.

„O, wenn Sie alles wissen könnten!"

„Ich weiß alles!" rief sie in erneuter Erregung. „Sie lebten damals einen ganzen Monat lang in ein und derselben Wohnung mit dieser abscheulichen Frau, mit der Sie davongegangen waren . . ."

Sie errötete jetzt nicht mehr, während sie das sagte, sondern wurde blaß; auf einmal stand sie wie geistesabwesend von der Bank auf, setzte sich aber, zur Besinnung kommend, sogleich wieder hin; ihre Lippe zuckte noch lange weiter. Das Schweigen dauerte etwa eine Minute lang. Der Fürst war über diese plötzliche Heftigkeit sehr überrascht und wußte nicht, worauf er sie zurückführen sollte.

„Ich liebe Sie durchaus nicht," sagte sie plötzlich kurz und scharf.

Der Fürst antwortete nicht; sie schwiegen wieder ungefähr eine Minute lang.

„Ich liebe Gawrila Ardalionowitsch . . ." sagte sie hastig, aber kaum hörbar und ließ den Kopf noch tiefer sinken.

„Das ist nicht wahr," erwiderte der Fürst, ebenfalls beinah flüsternd.

„Dann lüge ich also? Es ist doch wahr, ich habe ihm mein Wort gegeben, vorgestern, auf dieser selben Bank."

Der Fürst erschrak und dachte einen Augenblick nach.

„Das ist nicht wahr," sagte er noch einmal in entschiedenem Tone. „Sie haben sich das alles nur ausgedacht."

„Sehr höflich von Ihnen! Wissen Sie, er hat sich gebessert; er liebt mich mehr als sein Leben. Er hat vor meinen Augen seine Hand verbrannt, nur um mir zu beweisen, daß er mich mehr liebt als sein Leben."

„Er hat seine Hand verbrannt?"

„Jawohl, seine Hand. Sie mögen es glauben oder nicht, das ist mir ganz gleich."

Der Fürst schwieg wieder. Aglajas Worte klangen nicht scherzhaft; sie war ärgerlich.

„Wie? Hat er denn eine Kerze hierher mitgebracht, wenn das hier vorgegangen ist? Anders kann ich mir die Sache nicht vorstellen . . ."

„Jawohl . . . eine Kerze. Was ist daran unwahrscheinlich?"

„Eine bloße ganze Kerze oder eine auf einem Leuchter?"

„Nun ja . . . nein . . . eine halbe Kerze . . . ein Stümpfchen . . . eine ganze Kerze, . . . das ist ja ganz egal; lassen Sie doch das Gerede! . . . Meinetwegen kann er auch Zündhölzer mitgebracht haben! Er zündete die Kerze an und hielt eine ganze halbe Stunde lang den Finger in die Flamme; ist das etwa nicht möglich?"

„Ich habe ihn gestern gesehen; seine Finger sind ganz heil."

Aglaja brach nun auf einmal ganz wie ein Kind in ein prustendes Gelächter aus.

„Wissen Sie, warum ich eben gelogen habe?" wandte

sie sich dann mit der kindlichsten Zutraulichkeit an den Fürsten; ihre Lippen zitterten immer noch vor Lachen. „Deswegen: wenn man lügt und dabei in geschickter Weise etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches einflicht, wissen Sie, etwas, was sehr selten ist oder überhaupt nicht vorkommt, dann erscheint die Lüge weit glaubhafter. Das habe ich früher beobachtet. Es ist mir nur deshalb mißglückt, weil ich es nicht richtig verstanden habe ..."

Auf einmal machte sie wieder ein finsteres Gesicht, wie wenn ihr etwas einfiele.

„Wenn ich damals," sagte sie, indem sie sich zu dem Fürsten hinwandte und ihn mit ernster, ja trauriger Miene ansah, „wenn ich Ihnen damals das Gedicht vom ‚armen Ritter' deklamiert habe, so wollte ich Sie damit zwar für einiges loben, zugleich aber wollte ich auch Ihr Benehmen in gewisser Hinsicht als Torheit hinstellen und Ihnen beweisen, daß ich alles wußte . . ."

„Sie sind sehr ungerecht gegen mich und gegen jene unglückliche Frau, von der Sie soeben einen so schrecklichen Ausdruck gebrauchten, Aglaja."

„Ich habe den Ausdruck deswegen gebraucht, weil ich alles weiß! Ich weiß, daß Sie vor einem halben Jahre vor aller Ohren ihr Ihre Hand antrugen. Unterbrechen Sie mich nicht; Sie sehen, ich führe nur Tatsachen an, ohne eine Kritik daran zu knüpfen. Darauf ist sie mit Rogoschin davongelaufen; dann haben Sie mit ihr in irgendeinem Dorfe oder in irgendeiner Stadt zusammen gelebt, und sie ist von Ihnen weggegangen und hat sich zu irgendeinem andern begeben." (Aglaja errötete stark.) „Dann ist sie wieder zu Rogoschin zurückgekehrt, der sie wie . . . wie ein Wahnsinniger liebte. Darauf sind Sie,

der Sie ebenfalls ein sehr verständiger Mensch sind, ihr jetzt schleunigst hierher nachgereist, sowie Sie erfahren hatten, daß sie nach Petersburg zurückgekehrt war. Gestern abend haben Sie sich zu ihrem Verteidiger aufgeworfen, und jetzt eben haben Sie von ihr geträumt . . . Sie sehen, daß ich alles weiß; Sie sind ja doch um ihretwillen hierher gereist, nicht wahr, um ihretwillen?"

„Ja, um ihretwillen," antwortete der Fürst leise; er ließ traurig und nachdenklich den Kopf sinken und ahnte nicht, mit was für einem funkelnden Blick Aglaja ihn betrachtete. „Um ihretwillen, nur um zu erfahren . . . Ich glaube nicht an ihr Glück mit Rogoschin, obgleich . . . kurz, ich weiß nicht, was ich hier für sie tun, wie ich ihr helfen könnte; aber ich bin trotzdem hergekommen."

Er zuckte zusammen und sah Aglaja an; diese hörte ihm voll Haß zu.

„Wenn Sie hergereist sind, ohne zu wissen, wozu, so lieben Sie sie sehr," sagte sie schließlich.

„Nein," versetzte der Fürst, „nein, ich liebe sie nicht. O, wenn Sie wüßten, mit welchem Entsetzen ich an jene Zeit zurückdenke, die ich mit ihr verlebte!"

Ein Schauder überlief bei diesen Worten seinen Körper.

„Erzählen Sie mir alles!" sagte Aglaja.

„Es ist nichts darunter, was Sie nicht anhören könnten. Warum ich den Wunsch hegte, gerade Ihnen all dies zu erzählen und einzig und allein Ihnen, das weiß ich nicht; vielleicht weil ich Sie tatsächlich sehr liebte. Diese unglückliche Frau ist fest überzeugt, daß sie das am tiefsten gesunkene, lasterhafteste Wesen der ganzen Welt ist. O, reden Sie nicht Übles von ihr, werfen Sie keinen Stein

auf sie! Sie hat sich schon selbst mit dem Bewußtsein ihrer unverdienten Schande nur zu sehr gequält! Und was trifft sie denn für eine Schuld, o mein Gott? O, alle Augenblicke ruft sie ingrimmig aus, sie bekenne sich nicht schuldig; sie sei das Opfer andrer Leute, das Opfer eines Wüstlings und Bösewichtes; aber obgleich sie so redet, ist sie doch die erste, es nicht zu glauben, und ist vielmehr in tiefster Seele davon überzeugt, daß sie selbst daran schuld ist. Sobald ich versuchte, diese ihre düstere Auffassung zu bekämpfen, stieg ihre Seelenpein dermaßen, daß mein Herz, solange ich an diese schreckliche Zeit zurückdenken werde, nie wieder recht fröhlich sein wird. Es ist mir, als hätte ich einen Stich ins Herz bekommen, der nicht aufhört zu bluten. Sie lief von mir weg; wissen Sie, warum? In Wirklichkeit nur, um mir zu beweisen, daß sie ein gemeines Weib sei. Aber das Schrecklichste dabei ist dies: sie wußte vielleicht selbst nicht, daß sie nichts weiter wollte als mir das beweisen, sondern lief weg, weil sie sich innerlich getrieben fühlte, eine schändliche Handlung zu begehen, um sich dann selbst sagen zu können: ‚Siehst du, du hast eine neue Schandtat begangen; also bist du ein gemeines Geschöpf!‘ O, vielleicht verstehen Sie das nicht, Aglaja! Wissen Sie wohl, daß in diesem steten Bewußtsein der Schande für sie vielleicht ein schrecklicher, unnatürlicher Genuß liegt, eine Art von Rache, die sie an jemand nimmt? Mitunter brachte ich sie dahin, daß sie wieder Licht um sich zu sehen glaubte; aber sofort regte sie sich dann wieder von neuem auf, und das ging so weit, daß sie mich voll Bitterkeit beschuldigte, ich dächte hoch über ihr zu stehen (obgleich mir das nie in den Sinn gekommen war), und mir schließlich, als ich ihr die Ehe an-

bot, geradezu erklärte, sie verlange von niemand ein hochmütiges Mitleid oder irgendwelche Hilfe oder ein ‚zu sich Hinaufheben'. Sie haben sie gestern gesehen; glauben Sie wirklich, daß sie sich in dieser Gesellschaft glücklich fühlt, daß sie in diesen Kreis hineinpaßt? Sie wissen nicht, wie hochgebildet sie ist, und was sie alles begreifen kann! Sie hat mich manchmal geradezu in Erstaunen versetzt!"

„Haben Sie ihr dort auch solche . . . Predigten gehalten?"

„O nein," fuhr der Fürst nachdenklich fort, ohne den Ton der Frage zu beachten; „ich habe fast immer geschwiegen. Ich wollte oft reden; aber ich wußte manchmal wirklich nicht, was ich sagen sollte. Wissen Sie, in manchen Fällen ist es das beste, wenn man gar nichts sagt. O, ich liebte sie; ich liebte sie sehr . . . aber dann . . . dann . . . dann hat sie alles erraten."

„Was hat sie erraten?"

„Daß ich nur Mitleid mit ihr habe, und daß ich . . . sie nicht mehr liebe."

„Woher wissen Sie, ob sie sich nicht wirklich in jenen . . . Gutsbesitzer verliebt hatte, mit dem sie davonging?"

„Nein, das war nicht der Fall; ich weiß alles: sie machte sich nur über ihn lustig."

„Und hat sie sich niemals über Sie lustig gemacht?"

„N-nein. Sie hat vor Ärger über mich gelacht; o, sie hat mir damals im Zorne schreckliche Vorwürfe gemacht, — und hat selbst furchtbar dabei gelitten! Aber . . . dann . . . o, erinnern Sie mich nicht daran, erinnern Sie mich nicht daran!"

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Wissen Sie wohl, daß sie fast täglich an mich Briefe schreibt?"

„Also das ist wahr!" rief der Fürst in starker Aufregung. „Ich hatte es gehört, wollte es aber immer noch nicht glauben."

„Von wem hatten Sie es gehört?" fragte Aglaja, erschrocken zusammenfahrend.

„Rogoschin sagte es mir gestern, nur nicht sehr deutlich."

„Gestern? Gestern morgen? Wann gestern? Vor dem Konzert oder nachher?"

„Nachher, am Abend, kurz vor Mitternacht."

„Ah so! Nun, wenn es Rogoschin war . . . Aber wissen Sie, was sie mir in diesen Briefen schreibt?"

„Ich werde mich über nichts wundern; sie ist geisteskrank."

„Da sind die Briefe." (Aglaja zog drei in Kuverts steckende Briefe aus der Tasche und warf sie vor den Fürsten hin.) „Schon eine ganze Woche lang redet sie mir zu, bittet und beschwört mich, ich möchte Sie heiraten. Sie . . . nun ja, sie ist klug, obwohl sie geisteskrank ist, und Sie sagen ganz richtig, daß sie viel klüger ist als ich . . . sie schreibt mir, sie habe sich in mich verliebt; sie suche täglich eine Gelegenheit, mich zu sehen, wenn auch nur von weitem. Sie schreibt mir, Sie liebten mich; sie wisse das, sie habe es schon längst bemerkt, und Sie hätten mit ihr dort von mir gesprochen. Sie will Sie glücklich sehen; sie ist überzeugt, daß nur ich Sie glücklich machen kann . . . Sie schreibt so wild . . . so sonderbar . . . Ich habe die Briefe niemandem gezeigt; ich habe damit auf Sie ge-

wartet; wissen Sie vielleicht, was das alles zu bedeuten hat? Haben Sie keine Vermutung?"

„Das ist Irrsinn, ein Beweis ihrer Geisteskrankheit," sagte der Fürst, und seine Lippen bebten.

„Sie weinen doch nicht?"

„Nein, Aglaja, nein, ich weine nicht," erwiderte der Fürst, sie anblickend.

„Was soll ich denn dabei tun? Wozu raten Sie mir? Ich darf doch solche Briefe nicht länger annehmen!"

„O, unternehmen Sie nichts gegen diese Frau, ich flehe Sie an!" rief der Fürst. „Was haben Sie mit dieser geistigen Dunkelheit zu tun; ich werde alles aufbieten, damit sie nicht mehr an Sie schreibt."

„Wenn es so steht, dann sind Sie ein herzloser Mensch!" rief Aglaja. „Sehen Sie denn nicht, daß sie nicht in mich verliebt ist, sondern daß sie Sie liebt, einzig und allein Sie? Haben Sie wirklich alle Empfindungen ihrer Seele erkennen können und nur dieses Gefühl nicht bemerkt? Wissen Sie, was hier vorliegt, was diese Briefe bedeuten? Das ist Eifersucht; das ist mehr als Eifersucht! Diese Frau... glauben Sie etwa, daß sie wirklich Rogoschin heiraten wird, wie sie hier in den Briefen schreibt? Wenn wir uns trauen lassen, wird sie sich am nächsten Tage das Leben nehmen!"

Der Fürst fuhr zusammen; das Herz wollte ihm stillstehen. Aber er blickte Aglaja erstaunt an: es war für ihn eine sonderbare Empfindung, zu erkennen, daß dieses Kind schon längst ein Weib war.

„Gott weiß es, Aglaja, daß ich mein Leben opfern würde, um ihr die Ruhe der Seele wiederzugeben und

sie glücklich zu machen; aber . . . ich kann sie nicht mehr lieben, und sie weiß das!"

„So bringen Sie sich doch zum Opfer; das steht Ihnen ja so gut! Sie sind ja ein so großer Wohltäter. Und sagen Sie nicht ‚Aglaja' zu mir; Sie haben auch vorhin schon einfach ‚Aglaja' zu mir gesagt . . . Sie müssen ihr zu einem neuen Leben behilflich sein, Sie sind dazu verpflichtet; Sie müssen mit ihr wieder wegreisen, um ihrem Herzen Frieden und Ruhe wiederzugeben. Und Sie lieben sie ja auch!"

„Ich konnte mich nicht in dieser Weise zum Opfer bringen, obgleich ich es einmal gewollt habe und ... vielleicht auch jetzt möchte. Aber ich weiß bestimmt, daß sie mit mir zugrunde gehen würde, und deshalb verlasse ich sie. Ich sollte heute um sieben Uhr zu ihr kommen; aber ich werde jetzt vielleicht nicht hingehen. In ihrem Stolze würde sie mir meine Liebe nie verzeihen, und wir würden beide zugrunde gehen! Das ist ja unnatürlich; aber hierbei ist eben alles unnatürlich. Sie sagen, daß sie mich liebt; aber ist denn das wirklich Liebe? Kann man denn, wenn man bedenkt, was ich schon gelitten habe, das für wahre Liebe halten? Nein, das ist etwas anderes, aber nicht Liebe!"

„Wie blaß Sie geworden sind!" rief Aglaja erschrocken.

„Das macht nichts; ich habe nur wenig geschlafen; da bin ich schwach geworden, ich ... Wir haben damals in der Tat von Ihnen gesprochen, Aglaja ..."

„Also, das ist wahr? Sie haben es wirklich fertig gebracht, mit ihr von mir zu sprechen? Und ... und wie war es nur möglich, daß Sie mich liebgewonnen hatten, da Sie mich doch erst ein einziges Mal gesehen hatten?"

„Ich weiß nicht, wie es hat geschehen können. In meinem damaligen verdüsterten Seelenzustande träumte mir, ahnte mir vielleicht etwas von einer neuen Morgenröte. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß Sie die Erste waren, auf die sich meine Gedanken richteten. Wenn ich Ihnen damals schrieb, ich wisse nicht, wie es zugegangen sei, so war das die Wahrheit. All das war nur ein Hoffnungstraum, der mir infolge meines damaligen Angstzustandes kam ... Ich habe dann angefangen, mich zu beschäftigen, und würde in drei Jahren nicht wieder hergereist sein ..."

„Also sind Sie um ihretwillen hergereist?"

Aglajas Stimme hatte einen zitternden Klang.

„Ja, um ihretwillen."

Es vergingen etwa zwei Minuten in finsterem Schweigen von beiden Seiten. Aglaja stand von der Bank auf.

„Wenn Sie sagen," begann sie mit unsicherer Stimme, „wenn Sie selbst glauben, daß diese ... daß diese Frau ... irrsinnig ist, dann gehen mich ihre irrsinnigen Phantasien nichts an ... Ich bitte Sie, Ljow Nikolajewitsch, diese drei Briefe an sich zu nehmen und sie ihr in meinem Namen wieder zuzustellen! Und sagen Sie ihr," rief Aglaja plötzlich mit erhobener Stimme, „wenn sie sich erdreisten sollte, mir noch einmal auch nur eine Zeile zu schicken, so würde ich mich bei meinem Vater beschweren, und sie würde ins Arbeitshaus gebracht werden ..."

Der Fürst sprang auf und sah Aglaja, ganz erschrocken über ihre plötzliche Wut, an; und auf einmal schien sich ein Nebel vor seinen Augen zu zerteilen...

„Sie können nicht so fühlen ... das ist nicht wahr!" murmelte er.

„Es ist doch wahr! Es ist doch wahr!“ schrie Aglaja, die kaum von sich selbst wußte.

„Was ist wahr? Was soll wahr sein?“ ertönte neben ihnen eine ängstliche Stimme.

Vor ihnen stand Lisaweta Prokofjewna.

„Es ist wahr, daß ich Gawrila Ardalionowitsch heiraten werde! Daß ich Gawrila Ardalionowitsch liebe und mit ihm gleich morgen von Hause davonlaufen werde!“ rief Aglaja ihr heftig zu. „Haben Sie es gehört? Ist Ihre Neugier nun befriedigt? Sind Sie damit einverstanden?“

Und sie lief nach Hause.

Lisaweta Prokofjewna hielt den Fürsten zurück. „Nein, lieber Freund,“ sagte sie, „geh jetzt nicht weg; tu mir den Gefallen und komm zu mir nach Hause, um mir Aufklärung zu geben! ... Was ist das nur wieder für eine neue Qual! Ich habe auch so schon die ganze Nacht nicht geschlafen.“

Der Fürst ging mit ihr nach Hause.

IX

Als Lisaweta Prokofjewna in ihre Wohnung kam, blieb sie gleich im ersten Zimmer; sie war außerstande weiter zu gehen und ließ sich ganz kraftlos auf eine Chaiselongue niedersinken, wobei sie sogar vergaß, den Fürsten zum Platznehmen aufzufordern. Es war dies ein ziemlich großer Saal, mit einem runden Tische in der Mitte, mit einem Kamin, mit einer Menge Blumen auf Gestellen an den Fenstern, und in der Hinterwand mit einer zweiten Glastür, die nach dem Garten führte. Sogleich kamen

Adelaida und Alexandra herein und blickten den Fürsten und ihre Mutter fragend und erstaunt an.

Die jungen Mädchen standen in der Sommerfrische gewöhnlich gegen neun Uhr auf; nur Aglaja hatte es sich in den letzten zwei, drei Tagen angewöhnt, etwas früher aufzustehen und im Garten spazieren zu gehen, aber nicht um sieben Uhr, sondern um acht oder noch später. Lisaweta Prokofjewna, die in der Nacht wirklich vor allerlei Sorgen nicht geschlafen hatte, war gegen acht Uhr aufgestanden in der Absicht, Aglaja im Garten aufzusuchen, da sie annahm, daß diese bereits auf sei, hatte sie aber weder im Garten noch in ihrem Schlafzimmer gefunden. Da war sie unruhig geworden und hatte ihre Töchter geweckt. Von dem Dienstmädchen hatten sie dann erfahren, Aglaja Iwanowna sei schon vor sieben Uhr in den Park gegangen. Die jungen Mädchen hatten über die neue Laune ihres romantisch veranlagten Schwesterchens gelächelt und der Mama bemerkt, Aglaja werde es am Ende noch übelnehmen, wenn diese in den Park ginge, um sie zu suchen; sie sitze jetzt gewiß mit einem Buche auf der grünen Bank, von der sie noch vor drei Tagen gesprochen und um derentwillen sie sich beinah mit dem Fürsten Schtsch. gezankt habe, weil dieser an der Lage der Bank nichts Besonderes habe finden können. Als Lisaweta Prokofjewna den Fürsten und Aglaja bei dem Rendezvous betroffen und die sonderbaren Worte der letzteren gehört hatte, war sie aus vielen Ursachen sehr erschrocken gewesen; aber als sie nun den Fürsten mit nach Hause genommen hatte, tat es ihr in einer Anwandlung von Feigheit leid, daß sie die Sache angefangen hatte; was war denn dabei, wenn Aglaja den Fürsten im Parke traf und sich mit ihm unter-

hielt, selbst wenn es ein vorher verabredetes Rendezvous war?

„Glaube nicht, lieber Freund," begann sie endlich, Mut fassend, „daß ich dich hierher geschleppt habe, um dich einem Verhör zu unterwerfen ... Nach dem gestrigen Abend hatte ich vielleicht überhaupt für lange Zeit nicht den Wunsch, mit dir zusammenzukommen, mein Bester . . ."

Sie stockte ein wenig.

„Aber doch möchten Sie gern wissen, wie es zugegangen ist, daß ich jetzt mit Aglaja Iwanowna zusammen war?" sprach der Fürst ihren Gedanken sehr ruhig zu Ende.

„Nun ja, gewiß möchte ich das gern!" versetzte Lisaweta Prokofjewna auffahrend. „Ich fürchte mich nicht, offen zu reden; denn ich kränke niemand und beabsichtige niemand zu kränken ..."

„Aber ich bitte Sie, von Kränkung kann ja nicht die Rede sein; es ist ja sehr natürlich, daß Sie als Mutter das zu erfahren wünschen. Ich habe mich heute morgen mit Aglaja Iwanowna bei der grünen Bank Punkt sieben Uhr getroffen, und zwar infolge einer gestrigen Aufforderung von ihrer Seite. Sie ließ mich gestern abend durch ein Billett wissen, daß sie mit mir zusammenkommen und mit mir über eine wichtige Angelegenheit sprechen müsse. Wir haben uns demzufolge getroffen und eine ganze Stunde lang über Dinge gesprochen, die ausschließlich Aglaja Iwanowna angehen. Das ist alles."

„Natürlich wird das alles sein, lieber Freund, ohne allen Zweifel," erwiderte Lisaweta Prokofjewna mit würdevoller Miene.

„Sehr gut, Fürst!" sagte Aglaja, die plötzlich ins Zim-

mer trat. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür, daß Sie auch mich für unfähig gehalten haben, mich durch eine Lüge zu erniedrigen. Haben Sie nun genug gehört, Mama, oder beabsichtigen Sie, das Verhör noch weiter fortzusetzen?"

„Du weißt, daß ich bisher noch nie vor dir habe zu erröten brauchen, obwohl du dich vielleicht darüber freuen würdest," antwortete Lisaweta Prokofjewna tadelnd. „Lebewohl, Fürst; verzeih, daß ich dir Umstände gemacht habe! Ich hoffe, du bist nach wie vor von meiner unveränderlichen Hochachtung gegen dich überzeugt."

Der Fürst verbeugte sich sofort nach beiden Seiten und entfernte sich schweigend. Alexandra und Adelaida lächelten und flüsterten miteinander. Lisaweta Prokofjewna warf ihnen einen strengen Blick zu.

„Wir amüsieren uns nur darüber, Mama," sagte Adelaida lachend, „daß der Fürst so wundervolle Verbeugungen machte; manchmal ist er plump wie ein Sack und nun auf einmal so gewandt wie . . . wie Jewgeni Pawlowitsch."

„Zartgefühl und Würde lehrt uns das Herz und nicht der Tanzmeister," versetzte Lisaweta Prokofjewna in Form einer allgemeinen Sentenz, beendete damit das Gespräch und ging in ihr Zimmer hinauf, ohne Aglaja auch nur anzusehen.

Als der Fürst in seine Wohnung zurückkehrte (es war schon gegen neun Uhr), fand er in der Veranda Wjera Lukjanowna und das Dienstmädchen vor. Beide räumten zusammen auf und fegten nach der gestrigen Unordnung aus.

„Gott sei Dank! Wir sind noch gerade vor Ihrer Rückkehr fertig geworden!" sagte Wjera erfreut.

„Guten Morgen; mir ist ein wenig schwindlig; ich habe schlecht geschlafen; ich möchte es jetzt noch ein bißchen nachholen.“

„Hier in der Veranda, wie gestern? Schön! Ich werde allen sagen, daß sie Sie nicht wecken sollen. Papa ist weggegangen.“

Das Dienstmädchen ging hinaus; Wjera war schon im Begriff ihr zu folgen, wendete sich aber noch einmal um und trat mit besorgter Miene an den Fürsten heran.

„Fürst, haben Sie Mitleid mit diesem ... mit diesem Unglücklichen; jagen Sie ihn nicht heute weg!“

„Um keinen Preis werde ich ihn wegjagen; er kann so lange bleiben, wie er selbst will.“

„Er wird jetzt nichts anrichten, und ... verfahren Sie nicht zu streng mit ihm!“

„O nein! Warum sollte ich das tun?“

„Und ... lachen Sie ihn nicht aus; das ist das Allerwichtigste.“

„O, durchaus nicht!“

„Ich bin dumm, daß ich einem Manne, wie Sie, das erst noch sage,“ sagte Wjera errötend. „Aber, obwohl Sie müde sind,“ fügte sie lachend hinzu, indem sie sich halb umwandte, um fortzugehen, „haben Sie doch in diesem Augenblicke so prächtige Augen ... so glückliche Augen.“

„Wirklich glückliche?“ fragte der Fürst lebhaft und lachte fröhlich auf.

Aber Wjera, die sonst natürlich und ungeniert wie ein Knabe war, wurde auf einmal verlegen, errötete noch stärker und ging, immer weiterlachend, schnell hinaus.

„Was für ein prächtiges Mädchen ...“ dachte der Fürst, vergaß sie aber im nächsten Augenblick wieder. Er

ging in eine Ecke der Veranda, wo eine Chaiselongue mit einem Tischchen davor stand, setzte sich hin, bedeckte das Gesicht mit den Händen und saß so etwa zehn Minuten lang; dann fuhr er auf einmal eilig und unruhig mit der Hand in die Seitentasche und zog die drei Briefe heraus.

Aber die Tür öffnete sich von neuem, und Kolja kam herein. Der Fürst freute sich ordentlich, daß er die Briefe wieder in die Tasche stecken und die Lektüre verschieben mußte.

„Na, das war heute nacht eine tolle Geschichte!" sagte Kolja, indem er sich auf die Chaiselongue setzte und wie alle Menschen seines Schlages ohne weiteres zur Sache kam. „Was haben Sie jetzt für ein Urteil über Ippolit? Versagen Sie ihm Ihre Achtung?"

„Warum sollte ich das tun? ... Aber, Kolja, ich bin müde ... Außerdem ist es gar zu traurig, davon wieder anzufangen. ... Was macht er aber jetzt?"

„Er schläft und wird noch zwei Stunden fortschlafen. Ich verstehe: Sie haben zu Hause nicht geschlafen, sondern sind im Park umhergewandert ... natürlich, die Aufregung ... wie wäre es auch anders möglich?"

„Woher wissen Sie, daß ich im Park umhergewandert bin und zu Hause nicht geschlafen habe?"

„Wjera hat es mir soeben gesagt. Sie sagte, ich sollte jetzt nicht zu Ihnen hereingehen; aber ich konnte es doch nicht unterlassen; ich bin nur auf ein Augenblickchen gekommen. Ich habe die letzten zwei Stunden am Bette Wache gehalten; jetzt hat mich Kostja Lebedew abgelöst. Burdowski ist weggegangen. Also legen Sie sich nur hin, Fürst! Gute Nacht ... na, oder guten Tag! Aber wissen Sie, ich bin doch sehr ergriffen!"

„Gewiß ... dieser ganze Vorgang ...“

„Nein, Fürst, nein; was mich so ergriffen hat, war die ‚Beichte‘. Namentlich die Stelle, wo er von der Vorsehung und von dem zukünftigen Leben sprach. Das war ein gi—gan—tischer Gedanke!“

Der Fürst sah Kolja freundlich an, der natürlich nur gekommen war, um möglichst bald über den gigantischen Gedanken sprechen zu können.

„Aber die Hauptsache, die Hauptsache ist nicht der Gedanke selbst, sondern daß er unter solchen Umständen geäußert wurde! Hätte das Voltaire oder Rousseau oder Proudhon geschrieben, so würde ich es gelesen und mir eingeprägt haben; aber es hätte mir nicht in dem Grade imponiert. Aber wenn ein Mensch, der bestimmt weiß, daß er nur noch zehn Minuten zu leben hat, wenn ein solcher Mensch so redet, das ist doch etwas Großartiges! Das ist doch die höchste Unabhängigkeit der eigenen Würde; das stellt doch eine direkte Herausforderung dar ... Nein, das ist eine gigantische Geisteskraft! Bei solcher Lage der Dinge zu behaupten, er hätte absichtlich unterlassen, ein Zündhütchen aufzusetzen, das ist eine Gemeinheit, eine Absurdität! Aber wissen Sie, er hat gestern eine listige Täuschung begangen: ich habe nie mit ihm seinen Koffer gepackt und die Pistole nie gesehen; er hat alles selbst gepackt, so daß ich bei seiner Behauptung zunächst ganz verblüfft war. Wjera sagt, Sie würden ihn hierbehalten; ich stehe dafür, daß keinerlei Gefahr droht, um so weniger, da wir alle bei ihm unausgesetzt Wache halten.“

„Wer von Ihnen ist denn in der Nacht bei ihm gewesen?“

„Ich, Kostja Lebedew und Burdowski. Keller war eine Weile da und ist dann zu Lebedew gegangen, um bei dem zu schlafen, weil bei uns nichts war, worauf er hätte liegen können. Ferdyschtschenko hat ebenfalls bei Lebedew geschlafen und ist um sieben Uhr weggegangen. Der General wohnt dauernd bei Lebedew; jetzt ist er ebenfalls weggegangen ... Lebedew wird vielleicht gleich zu Ihnen kommen; er sucht Sie, ich weiß nicht weswegen, und hat schon zweimal nach Ihnen gefragt. Sollen wir ihn hereinlassen oder nicht, wenn Sie sich jetzt schlafen legen wollen? Ich will mich auch hinlegen und schlafen. Ach ja, eines wollte ich Ihnen noch erzählen: ich habe mich vorhin über den General gewundert. Burdowski weckte mich zwischen sechs und sieben oder genauer kurz nach sechs, damit ich die Wache übernähme. Ich ging für einen Augenblick hinaus und stieß plötzlich auf den General, der noch so betrunken war, daß er mich nicht erkannte; er stand wie ein Holzpfahl vor mir. Als er dann seine Gedanken einigermaßen gesammelt hatte, fuhr er ordentlich auf mich los mit der Frage: ‚Was macht der Kranke? Ich bin hergekommen, um mich nach dem Kranken zu erkundigen ...‘ Ich berichtete ihm dies und das. ‚Das ist ja schön,‘ sagte er; ‚aber ich bin hauptsächlich hergekommen und deswegen aufgestanden, um dich zu warnen; ich habe Grund zu der Vermutung, daß man in Herrn Ferdyschtschenkos Gegenwart nicht alles sagen darf und ... sich vor ihm hüten muß.‘ Können Sie das verstehen, Fürst?"

„Eigentümlich; übrigens kann es uns ja ganz gleichgültig sein."

„Ja, zweifellos kann es uns ganz gleichgültig sein; wir sind ja keine Freimaurer! Aber ich habe mich höchlichst

darüber gewundert, daß der General expreß deswegen in der Nacht hinkam und mich wecken wollte."

„Sie sagen, Ferdyschtschenko ist weggegangen?"

„Ja, um sieben Uhr; er kam noch für einen Augenblick zu mir heran; ich hatte die Wache. Er sagte, er wolle zu Wilkin gehen und bei dem weiterschlafen; das ist ein arger Trunkenbold, dieser Wilkin. Na, nun will ich gehen! Da kommt auch Lukjan Timofejewitsch ... Der Fürst will schlafen, Lukjan Timofejewitsch; also kehrt, marsch!"

„Nur auf eine Minute, hochverehrter Fürst, in einer meiner Ansicht nach wichtigen Angelegenheit," sagte der eintretende Lebedew halblaut in ernstem Tone und verbeugte sich würdevoll.

Er war eben erst zurückgekehrt und noch nicht einmal in seine Wohnung gegangen, so daß er den Hut noch in der Hand hielt. Sein Gesicht war sorgenvoll und trug einen besonderen, ungewöhnlichen Ausdruck von selbstbewußter Würde. Der Fürst forderte ihn auf, Platz zu nehmen.

„Sie haben schon zweimal nach mir gefragt? Sie beunruhigen sich vielleicht immer noch wegen des gestrigen Vorfalls?"

„Sie meinen in bezug auf den Jungen, der uns gestern in Erregung versetzte, Fürst? O nein, nein; gestern waren mir meine Gedanken in Unordnung geraten ... aber heute habe ich nicht mehr vor, Ihre Anordnungen irgendwie zu kontrekarrieren."

„Kontreka ... Wie sagten Sie?"

„Ich sagte: kontrekarrieren; ein französisches Wort, wie viele andere, das in den russischen Sprachschatz auf-

genommen worden ist; aber ich will es nicht sonderlich verteidigen."

„Sie benehmen sich ja heute so würdevoll und zeremoniös, Lebedew, und reden so bedächtig," sagte der Fürst lächelnd.

„Nikolai Ardalionowitsch!" wandte sich Lebedew an Kolja in einem Tone, der beinah gerührt klang; „ich habe dem Fürsten eine besondere Sache mitzuteilen: sie betrifft eigentlich ..."

„Nun ja, selbstverständlich, selbstverständlich; was geht es mich an? Auf Wiedersehen, Fürst!" sagte Kolja und entfernte sich sogleich.

„Ich habe den Knaben wegen seiner schnellen Auffassung gern," bemerkte Lebedew, indem er ihm nachsah. „Ein gewandter Junge, nur etwas zudringlich. Es ist mir ein außerordentliches Unglück widerfahren, hochgeehrter Fürst: gestern abend oder heute frühmorgens ... ich bin noch nicht imstande, die Zeit genau anzugeben . . ."

„Was ist denn geschehen?"

„Es sind mir vierhundert Rubel aus der Seitentasche abhanden gekommen, hochgeehrter Fürst; eine nette Geschichte!" fügte Lebedew mit einem sauren Lächeln hinzu.

„Sie haben vierhundert Rubel verloren? Das ist sehr bedauerlich."

„Und besonders, wo es einen armen Menschen betroffen hat, der ehrenhaft von seiner Arbeit lebt."

„Gewiß, gewiß; aber wie ist denn das zugegangen?"

„Es ist eine Folge des Weingenusses. Ich wende mich an Sie wie an die Vorsehung, hochgeehrter Fürst. Ich empfing gestern um fünf Uhr nachmittags eine Summe

von vierhundert Rubeln von einem Schuldner und kehrte mit dem Zuge hierher zurück. Die Brieftasche mit dem Gelde hatte ich in der Tasche. Als ich die Uniform mit einem Zivilrock vertauschte, steckte ich das Geld in den Zivilrock, da ich es am Leibe behalten wollte, weil ich darauf rechnete, daß ich es noch am selben Abend einer an mich gerichteten Bitte zufolge würde auszuzahlen haben ... Ich erwartete einen Vermittler."

„Apropos, Lukjan Timofejewitsch, ist das wahr, daß Sie in den Zeitungen annoncieren, Sie gäben Geld gegen Verpfändung von Gold- und Silbersachen?"

„Durch einen Vermittler; mein eigener Name wird dabei nicht genannt, auch meine Adresse nicht angegeben. ... Da ich nur ein geringfügiges Kapital besitze und auf das Heranwachsen meiner Familie Rücksicht nehmen muß, so werden Sie selbst zugeben müssen, daß ein ehrlicher Prozentsatz ..."

„Nun ja, nun ja; ich wollte mich ja auch nur danach erkundigen; entschuldigen Sie die Unterbrechung."

„Der Vermittler erschien nicht. Unterdessen wurde dieser Unglückliche hergebracht; ich befand mich schon nach dem Mittagessen in animierter Stimmung; nun kamen diese Gäste; wir tranken ... Tee, und ... ich heiterte mich zu meinem Verderben an. Dann (es war schon spät geworden) kam dieser Keller und brachte die Nachricht von Ihrem Geburtstag und von Ihrer Anordnung in betreff des Champagners; da ich nun, teurer und hochgeehrter Fürst, ein Herz besitze (was Sie gewiß schon bemerkt haben; denn ich verdiene es), da ich ein Herz besitze, ich will nicht sagen ein empfindsames, aber ein dankbares, worauf ich stolz bin, so kam ich zu mehrerer Feierlichkeit des

vorbereiteten Zusammenseins und in der Erwartung, daß ich Ihnen meine Glückwünsche würde persönlich aussprechen dürfen, auf den Einfall, meinen alten Hausrock wieder mit der Uniform zu vertauschen, die ich bei meiner Heimkehr abgelegt hatte; dies tat ich denn auch, wie Sie, Fürst, wahrscheinlich bemerkt haben, da Sie mich den ganzen Abend über in Uniform gesehen haben. Bei diesem Kleiderwechsel vergaß ich in dem Zivilrocke die Brieftasche ... Es ist eine alte Wahrheit: wen Gott bestrafen will, dem nimmt er zuerst den Verstand. Und erst heute, als ich aufwachte (es war schon halb acht), sprang ich wie halbverrückt auf und griff vor allen Dingen nach dem Zivilrock: die Tasche war leer! Die Brieftasche war spurlos verschwunden!"

„O, das ist unangenehm!"

„Ja, es ist wirklich unangenehm; und Sie haben mit richtigem Taktgefühl sofort den zutreffenden Ausdruck gefunden," bemerkte Lebedew nicht ohne eine gewisse Tücke.

„Gewiß ist es unangenehm, aber ..." sagte der Fürst, der ein wenig nachgedacht hatte und nun in Aufregung geriet, „die Sache hat doch ihre ernste Seite."

„Ja, sie hat wirklich ihre ernste Seite; da haben Sie wieder einen sehr passenden Ausdruck gefunden, Fürst, zur Bezeichnung ..."

„Ach, hören Sie doch auf, Lukjan Timofejewitsch; was ist denn da zu finden? Die Ausdrücke sind hierbei nicht von Wichtigkeit ... Halten Sie für möglich, daß Sie die Brieftasche im Zustande der Trunkenheit aus der Tasche verloren haben?"

„Möglich ist es; im Zustande der Trunkenheit, wie Sie sich mit aller Offenheit ausgedrückt haben, ist alles möglich, hochgeehrter Fürst! Aber ich bitte Sie, Folgendes zu erwägen: wenn ich die Brieftasche beim Rockwechsel hätte aus der Tasche fallen lassen, so müßte der herausgefallene Gegenstand dort auf dem Fußboden liegen. Wo ist aber dieser Gegenstand?"

„Haben Sie die Brieftasche nicht vielleicht in die Kommode oder in einen Tischkasten gelegt?"

„Ich habe alles durchsucht, alles durchwühlt, obgleich ich mich genau erinnere, sie nirgends verwahrt und kein Schubfach geöffnet zu haben."

„Haben Sie im Schränkchen nachgesehen?"

„Gleich zuerst, und sogar mehrere Male ... Aber wie hätte ich auch dazu kommen sollen, sie in das Schränkchen zu legen, aufrichtig verehrter Fürst?"

„Ich muß bekennen, Lebedew, daß mich die Sache aufregt. Also muß es jemand auf dem Fußboden gefunden haben?"

„Oder aus der Tasche entwendet! Das sind zwei Möglichkeiten."

„Die Sache regt mich sehr auf; denn wer könnte eigentlich ... Das ist die Frage!"

„Ohne allen Zweifel ist das die Hauptfrage! Sie finden mit bewundernswerter Sicherheit die richtigen Gedanken und Ausdrücke und präzisieren die Situation vortrefflich, durchlauchtigster Fürst."

„Ach, Lukjan Timofejewitsch, lassen Sie doch die Spöttereien; hier ..."

„Spöttereien!" rief Lebedew und schlug die Hände zusammen.

„Nun, nun, schon gut, ich bin nicht weiter böse; aber hier handelt es sich um etwas ganz anderes ... Ich fürchte für die Menschen. Wen haben Sie denn im Verdacht?"

„Das ist eine schwierige Frage und ... eine sehr verwickelte Frage! Das Dienstmädchen kann ich nicht im Verdacht haben; die hat sich die ganze Zeit über in ihrer Küche aufgehalten. Meine eigenen Kinder ebenfalls nicht."

„Am Ende gar!"

„Also müßte es einer der Gäste gewesen sein."

„Aber ist das möglich?"

„Das ist völlig unmöglich, ganz und gar unmöglich; aber es muß doch unter allen Umständen der Fall sein. Ich will jedoch zugeben und bin sogar davon überzeugt, daß, wenn ein Diebstahl stattgefunden hat, er nicht am Abend ausgeführt ist, als alle zusammen waren, sondern erst in der Nacht oder gar erst gegen Morgen, von einem der hier Übernachtenden."

„Ach, mein Gott!"

„Burdowski und Nikolai Ardalionowitsch nehme ich natürlich aus; die sind überhaupt nicht zu mir hereingekommen."

„Am Ende gar! Und selbst wenn sie hereingekommen wären! Wer hat bei Ihnen übernachtet?"

„Mich mitgezählt, waren wir unser vier Personen, die in zwei nebeneinander liegenden Zimmern übernachteten: ich, der General, Keller und Herr Ferdyschtschenko. Also muß es einer von uns vieren gewesen sein!"

„Das heißt, einer von den dreien; aber wer denn?"

„Um der Gerechtigkeit und guten Ordnung willen habe ich auch mich selbst mitgezählt; aber Sie werden zugeben

müssen, Fürst, daß ich mich nicht wohl selbst bestehlen konnte, obgleich solche Fälle allerdings in der Welt schon vorgekommen sind ..."

„Ach, Lebedew, wie langweilig das ist!" rief der Fürst ungeduldig. „Kommen Sie doch zur Sache, und ziehen Sie die Vorreden nicht in die Länge ..."

„Es bleiben also drei Personen übrig. Da ist erstens Herr Keller, ein Mensch ohne festen Wohnsitz, ein trunksüchtiger Mensch und in manchen Dingen fortschrittlich gesinnt, das heißt, wo es darauf ankommt, aus anderer Leute Tasche zu leben; im übrigen aber sind seine Neigungen sozusagen mehr alt-ritterlicher als fortschrittlicher Art. Er übernachtete anfangs im Zimmer des Kranken und kam erst in der Nacht zu uns herüber, mit der Begründung, es sei ihm nicht möglich, auf dem harten Fußboden zu schlafen."

„Haben Sie ihn im Verdacht?"

„Ich hatte ihn allerdings im Verdacht. Als ich zwischen sieben und acht Uhr morgens wie ein Halbverrückter aufsprang und mich vor die Stirn schlug, da weckte ich sogleich den General, der den Schlaf der Unschuld schlief. Nachdem wir über Ferdyschtschenkos sonderbares Verschwinden unsere Betrachtungen angestellt hatten, ein Umstand, der schon an und für sich unsern Verdacht erweckte, entschieden wir beide uns sofort dafür, Keller zu visitieren, der wie ... wie ... beinah wie ein Holzklotz dalag. Wir visitierten ihn vollständig: in den Taschen fand sich kein Groschen, und nicht eine einzige Tasche war ohne Löcher. Inhalt: ein baumwollenes, blaukariertes Taschentuch in unanständigem Zustande; ferner ein Liebesbrief von einem Stubenmädchen, enthaltend Geldforderungen und Drohungen, und Fetzen des Ihnen bekannten Feuille-

tons. Der General gab sein Urteil dahin ab, daß Keller unschuldig sei. Zum Zwecke völliger Vergewisserung weckten wir ihn selbst, was uns nur mit Mühe durch viele Püffe gelang; er begriff nur schwer, um was es sich handelte, und sperrte erstaunt den Mund auf. Das betrunkene Aussehen, der alberne, unschuldige, ja dumme Gesichtsausdruck, — er war es nicht gewesen!"

„Nun, da freue ich mich!" rief der Fürst, freudig aufatmend. „Ich hatte schon für ihn gefürchtet!"

„Gefürchtet? Also hatten Sie schon einen Grund dazu?" fragte Lebedew, die Augen zusammenkneifend.

„O nein, ich redete das nur so hin!" erwiderte der Fürst hastig. „Ich habe mich furchtbar dumm ausgedrückt, wenn ich sagte, ich hätte für ihn gefürchtet. Tun Sie mir den Gefallen, Lebedew, und sagen Sie das niemandem weiter!"

„Aber Fürst, Fürst! Ihre Worte ruhen in meinem Herzen . . . in der Tiefe meines Herzens . . . wie in einem Grabe!" rief Lebedew pathetisch und drückte den Hut gegen sein Herz.

„Schon gut, schon gut ... Also dann war es Ferdyschtschenko? Das heißt, ich meine, Sie haben Ferdyschtschenko im Verdacht?"

„Wen sonst?" sagte Lebedew leise, indem er den Fürsten prüfend ansah.

„Nun ja, selbstverständlich ... wen denn sonst ... das heißt, was haben Sie für Beweise dafür?"

„Beweise habe ich schon. Erstens das Verschwinden um sieben Uhr oder sogar noch vor sieben Uhr morgens."

„Ich weiß, Kolja hat mir gesagt, daß er zu ihm herangekommen sei und gesagt habe, er gehe weg, um den Rest

der Nacht bei seinem Freunde zuzubringen . . . ich habe den Namen vergessen."

„Wilkin heißt er. Also Nikolai Ardalionowitsch hat Ihnen das bereits gesagt?"

„Von dem Diebstahl hat er mir nichts gesagt."

„Davon weiß er auch noch nichts; denn ich habe die Sache bis jetzt geheim gehalten. Also er ist zu Wilkin gegangen; man könnte nun meinen: was ist denn Wunderbares dabei, daß ein Trunkenbold zu einem ebensolchen Trunkenbolde, wie er, geht, wenn es auch am frühen Morgen und ohne allen Anlaß geschieht? Aber hier kann man doch eine Spur entdecken: er hat beim Weggehen seine Adresse zurückgelassen . . . Achten Sie jetzt wohl auf die Frage, die dabei entsteht, Fürst: warum hat er seine Adresse zurückgelassen? . . . Warum geht er expreß zu Nikolai Ardalionowitsch heran, wozu er einen Umweg machen muß, und teilt ihm mit: ‚Ich gehe, um den Rest der Nacht bei Wilkin zuzubringen'? Wer kann sich denn dafür interessieren, daß er weggeht, und daß er gerade zu Wilkin geht? Was hat es für Zweck, das hier mitzuteilen? Nein, das ist eine Schlauheit, die Schlauheit eines Diebes! Das bedeutet: ‚Seht ihr wohl? Ich verberge meine Spuren absichtlich nicht; wie kann ich denn dann ein Dieb sein? Würde etwa ein Dieb Mitteilung davon machen, wohin er geht?' Er sucht da mit besonderer Sorgfalt den Verdacht von sich abzulenken und sozusagen seine Spuren im Sande zu verwischen . . . Haben Sie mich auch verstanden, hochgeehrter Fürst?"

„Verstanden habe ich Sie; sehr gut habe ich Sie verstanden; aber das reicht doch noch nicht aus."

„Zweiter Beweis: die Spur erweist sich als gefälscht,

und die angegebene Adresse stimmt nicht. Eine Stunde darauf, das heißt um acht Uhr, klopfte ich schon bei Wilkin; er wohnt da in der Pjataja-Straße, und ich bin sogar mit ihm bekannt. Aber da war kein Ferdyschtschenko vorhanden. Zwar erfuhr ich von dem sehr schwerhörigen Dienstmädchen, daß vor einer Stunde tatsächlich jemand geläutet habe, und zwar so stark, daß der Klingelzug abgerissen sei. Aber das Mädchen hatte nicht geöffnet, da sie Herrn Wilkin nicht hatte wecken mögen und vielleicht auch selbst keine Lust gehabt hatte aufzustehen. Das kommt schon vor."

„Und das sind all Ihre Beweise? Das ist wenig."

„Aber, Fürst, bedenken Sie: wen könnte man denn sonst noch im Verdacht haben?" erwiderte Lebedew in gerührtem Tone; aber aus seinem Lächeln schaute eine gewisse Listigkeit heraus.

„Sie sollten noch einmal in allen Zimmern und Schubfächern nachsehen!" sagte der Fürst nach einigem Nachdenken mit sorgenvoller Miene.

„Das habe ich ja getan!" versetzte Lebedew mit noch größerer Rührung und seufzte dabei.

„Hm! . . . Warum mußten Sie auch den Zivilrock mit der Uniform vertauschen?!" rief der Fürst und schlug ärgerlich auf den Tisch.

„Das ist eine Frage aus einem alten Lustspiel. Aber, großmütigster Fürst, Sie nehmen sich mein Unglück zu sehr zu Herzen! Ich bin so vieler Teilnahme gar nicht wert. Das heißt, ich allein würde nicht wert sein, daß Sie sich so beunruhigen; aber Sie leiden ja auch um des Verbrechers willen . . . um dieses unbedeutenden Herrn Ferdyschtschenko willen!"

„Nun ja, ja, Sie haben mich wirklich in Unruhe versetzt," unterbrach ihn der Fürst zerstreut und mißvergnügt. „Also was beabsichtigen Sie denn nun eigentlich zu tun ... wenn Sie so fest davon überzeugt sind, daß es Ferdyschtschenko gewesen ist?"

„Fürst, hochgeehrter Fürst, wer könnte es denn sonst gewesen sein?" erwiderte Lebedew, mit immer wachsender Rührung sich hin und her windend. „Das Fehlen eines andern, an den man denken könnte, und sozusagen die absolute Unmöglichkeit, auf jemand außer Herrn Ferdyschtschenko Verdacht zu haben, das ist ja sozusagen noch ein Beweis gegen Herrn Ferdyschtschenko, schon der dritte Beweis! Denn ich frage noch einmal: wer könnte es sonst gewesen sein? Ich kann doch nicht Herrn Burdowski verdächtigen, he-he-he!"

„Was für ein Unsinn!"

„Oder schließlich den General, he-he-he?"

„Was für dummes Zeug!" rief der Fürst, beinah zornig, und drehte sich ungeduldig auf seinem Platze hin und her.

„Natürlich ist das dummes Zeug! He-he-he! Dieser Mensch, ich wollte sagen der General, hat mich ordentlich zum Lachen gebracht! Ich ging mit ihm vorhin auf der warmen Fährte zu Wilkin ... ich muß Ihnen noch bemerken, daß der General noch mehr, wie ich selbst, bestürzt war, als ich nach Entdeckung des Verlustes zu allererst ihn weckte, dermaßen bestürzt, daß er die Farbe wechselte und bald rot, bald blaß wurde und schließlich in eine so empörte, edle Aufregung geriet, wie ich sie in solchem Maße gar nicht von ihm erwartet hatte. Ein höchst edeldenkender Mensch! Er lügt zwar fortwährend, aus Schwäche, ist aber von den erhabensten Gefühlen erfüllt; und dabei

ist er ein Mann von geringer geistiger Begabung, der durch seine Harmlosigkeit das größte Vertrauen einflößt. Ich habe Ihnen schon gesagt, hochgeehrter Fürst, daß ich nicht nur eine gewisse Schwäche für ihn habe, sondern ihn sogar liebe. Auf einmal blieb er mitten auf der Straße stehen, knöpfte sich den Rock auf und entblößte seine Brust: ‚Visitiere mich!‘ sagte er, ‚du hast Keller visitiert; warum visitierst du mich nicht? Das verlangt‘, sagte er, ‚die Gerechtigkeit!‘ Dabei zitterten ihm die Arme und die Beine, und er war ganz blaß geworden; ganz grimmig sah er aus. Ich fing an zu lachen und sagte: ‚Hör mal, General,‘ sagte ich, ‚wenn mir ein anderer das von dir sagte, dann würde ich mir gleich auf der Stelle mit eigenen Händen den Kopf abnehmen, ihn auf eine große Schüssel legen und ihn selbst auf der Schüssel zu allen Zweiflern hintragen: „Hier,“ würde ich sagen, „seht mal diesen Kopf an; also mit meinem eigenen Kopfe hier verbürge ich mich für ihn, und nicht nur den Kopf will ich daransetzen, sondern auch dafür ins Feuer gehen!“ Siehst du,‘ sagte ich, ‚in dieser Weise bin ich bereit, mich für dich zu verbürgen!‘ Da umarmte er mich mitten auf der Straße, brach in Tränen aus, fing an zu zittern und drückte mich so fest an seine Brust, daß ich heftig husten mußte. ‚Du‘, sagte er, ‚bist der einzige Freund, der mir in meinem Unglück geblieben ist!‘ Er ist ein gefühlvoller Mensch! Nun, selbstverständlich erzählte er mir sofort unterwegs eine auf diesen Fall passende Geschichte, wie er ebenfalls, noch als junger Mensch, einmal des Diebstahls von fünfhunderttausend Rubeln verdächtigt worden sei; aber er habe sich gleich am folgenden Tage in die Flammen eines brennenden Hauses gestürzt und den Grafen, der ihn verdächtigt habe,

sowie Nina Alexandrowna, die damals noch Mädchen gewesen sei, aus dem Feuer herausgeschleppt. Der Graf habe ihn umarmt, und auf diese Weise sei seine Ehe mit Nina Alexandrowna zustande gekommen; gleich am nächsten Tage aber habe man in den Brandruinen auch die Schatulle mit dem vermißten Gelde gefunden; es sei eine eiserne Schatulle gewesen, von englischer Arbeit, mit einem Geheimschloß, und sie sei auf irgendeine Weise unter den Fußboden geraten gewesen, so daß niemand sie habe bemerken können und sie nur durch diese Feuersbrunst wieder zutage gekommen sei. Alles die reine Lüge! Aber als er auf Nina Alexandrowna zu sprechen kam, da schluchzte er sogar. Nina Alexandrowna ist eine höchst edeldenkende Dame, obwohl sie auf mich böse ist."

„Sind Sie mit ihr bekannt?"

„So gut wie gar nicht; aber ich würde es von ganzem Herzen wünschen, wenn auch nur um mich vor ihr zu rechtfertigen. Nina Alexandrowna ist auf mich schlecht zu sprechen, weil sie meint, ich richte ihren Gatten durch Verführung zum Trinken zugrunde. Aber weit entfernt ihn zu verführen, zähme ich vielmehr diese seine Leidenschaft; ich halte ihn vielleicht von verderblicherer Gesellschaft zurück. Zudem ist er mein Freund, und ich bekenne Ihnen, ich werde ihn jetzt nicht mehr verlassen, das heißt, sogar im allereigentlichsten Sinne: wo er hingeht, da werde ich auch hingehen, weil man nur durch Einwirkung auf seine Gefühle etwas mit ihm anfangen kann. Jetzt besucht er sogar seine Hauptmannsfrau gar nicht mehr, wiewohl es ihn im geheimen zu ihr hinzieht und er sogar manchmal nach ihr stöhnt, namentlich alle Morgen, wenn er aufsteht und sich die Stiefel anzieht; ich weiß nicht, warum gerade

zu dieser Zeit. Geld besitzt er nicht, das ist das Malheur; und ohne Geld kann er sich bei dieser Frau nicht blicken lassen. Hat er Sie nicht um Geld gebeten, hochgeehrter Fürst?"

„Nein, das hat er nicht getan."

„Er schämt sich. Er wollte es schon tun; er hat mir sogar gestanden, daß er Sie mit seiner Bitte belästigen wolle; aber er schämt sich, weil Sie ihm erst unlängst behilflich gewesen sind und er überdies glaubt, Sie würden ihm nichts geben. Er hat mir als seinem Freunde sein Herz ausgeschüttet."

„Und Sie geben ihm kein Geld?"

„Fürst! Hochgeehrter Fürst! Diesem Menschen würde ich nicht nur Geld geben, sondern ich würde für ihn sozusagen sogar mein Leben hingeben . . . übrigens nein, ich will nicht übertreiben, das Leben nicht; aber wenn es sich darum handelte, etwa ein Fieber oder ein Geschwür oder sogar einen Husten zu ertragen, so bin ich, weiß Gott, bereit, das zu tun, vorausgesetzt, daß es sehr nötig ist; denn ich halte ihn für einen bedeutenden, aber heruntergekommenen Menschen! So steht es; also es handelt sich nicht nur um Geld!"

„Also Geld geben Sie ihm?"

„N-nein, Geld habe ich ihm nicht gegeben, und er weiß selbst, daß ich ihm keines geben werde; aber das geschieht einzig und allein, um ihn an Enthaltsamkeit zu gewöhnen und ihn zu bessern. Jetzt hat er sich an mich gehängt, um mit mir nach Petersburg zu fahren; ich fahre nämlich nach Petersburg, um Herrn Ferdyschtschenko abzufassen, solange die Fährte noch warm ist; denn ich weiß sicher, daß er schon dort ist. Mein General kocht nur so vor Entrüstung;

aber ich vermute, daß er sich in Petersburg von mir wegschleichen wird, um die Hauptmannsfrau zu besuchen. Ich gestehe, ich will ihn sogar absichtlich von mir weggehen lassen, und wir haben auch schon verabredet, bei der Ankunft in Petersburg uns sogleich zu trennen und nach verschiedenen Seiten zu gehen, um Herrn Ferdyschtschenko leichter zu fangen. In dieser Weise werde ich ihn also von mir weggehen lassen und ihn dann plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel bei der Hauptmannsfrau überraschen . . . eigentlich um ihn als Familienvater und, allgemein gesagt, als Menschen zu beschämen."

„Führen Sie nur keinen Skandal herbei, Lebedew, um Gottes willen keinen Skandal!" sagte der Fürst halblaut in starker Unruhe.

„O nein, mein Zweck ist ja nur, ihn zu beschämen und zu sehen, was er für ein Gesicht macht; denn aus dem Gesichte kann man auf vieles schließen, hochgeehrter Fürst, und besonders bei einem solchen Menschen! Ach, Fürst! Obgleich mein eigener Schade groß ist, kann ich doch auch jetzt nicht umhin, an ihn und an die Besserung seiner Moral zu denken. Ich habe eine außerordentliche Bitte an Sie, hochgeehrter Fürst; ich bekenne sogar, daß ich eigentlich nur deswegen hergekommen bin: Sie sind schon mit seiner Familie bekannt und haben dort sogar schon gewohnt; wenn also Sie, hochgeehrter Fürst, sich entschließen wollten, mir hierbei zu helfen, eigentlich nur um des Generals und seines Glückes willen . . ."

Lebedew faltete sogar die Hände wie beim Gebet.

„Was meinen Sie denn? Wie soll ich denn helfen? Seien Sie überzeugt, daß ich lebhaft wünsche, Sie ganz zu verstehen, Lebedew!"

„Einzig und allein in dieser Überzeugung bin ich ja auch zu Ihnen gekommen! Man könnte durch Nina Alexandrowna auf ihn einwirken, indem man Seine Exzellenz im Schoße seiner eigenen Familie beständig beobachtet und ihm sozusagen auf den Fersen bleibt. Ich selbst bin unglücklicherweise dort nicht bekannt . . . Und außerdem könnte da auch Nikolai Ardalionowitsch vielleicht mithelfen, der Sie sozusagen mit allen Fibern seiner jungen Seele vergöttert . . ."

„N-nein . . . Nina Alexandrowna dürfen wir in diese Sache nicht hineinziehen, um Gotteswillen nicht! Und Kolja ebensowenig ... Ich verstehe Sie übrigens vielleicht noch nicht ganz, Lebedew."

„Aber es ist ja dabei eigentlich gar nichts zu verstehen!" rief Lebedew und sprang sogar ein wenig auf seinem Stuhl in die Höhe. „Gefühlvolle und zarte Behandlung, das ist die einzige Arznei für unsern Kranken. Sie erlauben mir wohl, Fürst, ihn für einen Kranken anzusehen?"

„Das zeugt sogar von Ihrem Zartgefühl und von Ihrem Verstande."

„Ich möchte es Ihnen durch ein Beispiel klarmachen, das ich der Deutlichkeit wegen aus der Praxis entnehme. Sehen Sie, was das für ein Mensch ist: Da hat er nun jetzt eine Schwäche für diese Hauptmannsfrau, bei der er sich ohne Geld nicht blicken lassen darf, und bei der ich ihn heute zu seinem eigenen Besten abzufassen beabsichtige; aber nehmen wir an, er habe nicht nur dieses Verhältnis mit der Hauptmannsfrau, sondern er begehe ein wirkliches Verbrechen, irgendeine unehrenhafte Handlung (wiewohl er einer solchen durchaus nicht fähig ist), so behaupte ich, man

könnte auch dann einzig und allein durch edelmütige, zarte Behandlung, um mich so auszudrücken, bei ihm alles erreichen; denn er ist ein gefühlvoller Mensch! Glauben Sie mir, er würde es nicht fünf Tage lang aushalten, sondern in Tränen ausbrechen und alles bekennen, und besonders wenn die Familie und Sie sozusagen sein ganzes Mienenspiel, seine sämtlichen Äußerungen beobachten und in geschickter, edelmütiger Weise auf ihn einwirken . . . O, hochgeehrter Fürst!" rief Lebedew und sprang in einer Art von Begeisterung vom Stuhle auf; „ich behaupte ja gar nicht, daß er es bestimmt gewesen sei . . . Ich bin sogar bereit, mein ganzes Blut für ihn zu vergießen, auf der Stelle, wiewohl Sie zugeben müssen, daß Unenthaltsamkeit und Trunksucht und eine Hauptmannsfrau, alles zusammengenommen, einen Menschen zu allem Möglichen bringen können."

„Solche Absichten bin ich natürlich jederzeit bereit zu fördern," erwiderte der Fürst, indem er aufstand. „Aber ich bekenne Ihnen, Lebedew, daß ich mich in furchtbarer Unruhe befinde. Sagen Sie, Sie glauben doch immer noch . . . kurz, Sie sagen ja selbst, daß Sie Herrn Ferdyschtschenko im Verdacht haben."

„Aber wen denn auch sonst? Wen denn sonst, offenherzigster Fürst?" antwortete Lebedew, indem er wieder gerührt die Hände faltete und milde lächelte.

Der Fürst machte ein finsteres Gesicht.

„Sehen Sie, Lukjan Timofejewitsch, ein Irrtum könnte hier die schrecklichsten Folgen haben. Dieser Ferdyschtschenko . . . ich möchte nichts Schlechtes von ihm sagen . . . aber dieser Ferdyschtschenko . . . ich meine, wer weiß, vielleicht ist er es doch gewesen! . . . Ich will sagen, viel-

leicht ist er wirklich einer solchen Tat eher fähig als . . . als der andere."

Lebedew kniff die Augen zusammen und spitzte die Ohren.

„Sehen Sie," fuhr der Fürst fort, der immer mehr in Verwirrung geriet und dessen Gesicht immer finsterer wurde, während er im Zimmer auf und ab ging und es dabei vermied, Lebedew anzusehen, „man hat mir zu verstehen gegeben . . . es hat mir jemand von Herrn Ferdyschtschenko gesagt, er sei, von allem anderen abgesehen, ein Mensch, in dessen Gegenwart man sich in acht nehmen müsse und nichts Überflüssiges reden dürfe; verstehen Sie? Ich sage das mit Bezug auf meine Bemerkung, daß er vielleicht wirklich einer solchen Tat eher fähig sei als der andere . . . damit wir uns nicht irren . . . das ist doch die Hauptsache; Sie verstehen wohl?"

„Aber wer hat Ihnen das über Herrn Ferdyschtschenko mitgeteilt?" fragte Lebedew eifrig.

„Ich habe es zufällig gehört; es hat es mir jemand zugeflüstert; übrigens glaube ich es selbst nicht . . . es ist mir sehr ärgerlich, daß ich genötigt war, es zu erwähnen; aber ich versichere Sie, ich glaube es selbst nicht . . . es ist ein törichtes Gerede . . . Pfui, wie dumm von mir, es nachzusprechen!"

„Sehen Sie, Fürst," sagte Lebedew und zitterte dabei am ganzen Leibe, „das ist wichtig, das ist jetzt sehr wichtig, ich meine die Art, wie diese Beurteilung zu Ihrer Kenntnis gelangt ist; das ist wichtig, wenn auch nicht in bezug auf Herrn Ferdyschtschenko." (Während Lebedew das sagte, lief er hinter dem Fürsten her auf und ab und bemühte sich, mit ihm Schritt zu halten.) „Da möchte auch ich

Ihnen jetzt etwas mitteilen, Fürst: Als ich vorhin mit dem General zu diesem Wilkin ging, da fing er, nachdem er mir schon die Geschichte von der Feuersbrunst erzählt hatte, auf einmal in höchster sittlicher Entrüstung an, mir ganz ebensolche Andeutungen über Herrn Ferdyschtschenko zu machen, aber in einer so ungereimten, einfältigen Manier, daß ich unwillkürlich ein paar Fragen darüber an ihn richtete und infolgedessen zu der bestimmten Überzeugung kam, daß diese ganze Beurteilung lediglich aus dem Gehirn Seiner Exzellenz stammte. Eigentlich war sie sozusagen ein Ausfluß seiner Herzensgüte. Denn er lügt einzig und allein, weil er seiner Rührung nicht Herr zu werden vermag. Nun belieben Sie zu erwägen: wenn er das erlogen hat (und davon bin ich überzeugt), wie ist es dann zugegangen, daß auch Sie davon gehört haben? Wohlgemerkt, Fürst, es war das nur eine momentane Eingebung; wer in aller Welt hat es Ihnen also mitgeteilt? Das ist wichtig, das . . . das ist sehr wichtig und . . . sozusagen . . ."

„Ich habe es soeben von Kolja gehört, und ihm hatte es kurz vorher sein Vater gesagt, den er um sechs Uhr oder bald darauf auf dem Flur traf, als er zu irgendwelchem Zwecke aus dem Krankenzimmer herausgegangen war."

Und der Fürst erzählte alles eingehend.

„Nun, sehen Sie, das ist, was man eine Spur nennt!" sagte Lebedew, sich die Hände reibend und leise lachend. „Ganz so hatte ich es mir auch gedacht! Das bedeutet, daß Seine Exzellenz expreß seinen unschuldigen Schlaf gegen sechs Uhr unterbrochen hat, um zu seinem geliebten Sohne hinzugehen, ihn aufzuwecken und ihm mitzuteilen, wie außerordentlich gefährlich Herrn Ferdyschtschenkos Nach-

barschaft sei! Was muß, danach zu urteilen, Herr Ferdyschtschenko für ein gefährlicher Mensch sein, und wie groß die väterliche Besorgnis Seiner Exzellenz, he-he-he! . . ."

„Hören Sie, Lebedew," sagte der Fürst, der äußerst verlegen geworden war, „hören Sie, gehen Sie sachte zu Werke! Führen Sie keinen Skandal herbei! Ich bitte Sie, Lebedew, ich beschwöre Sie! . . . Wenn Sie das tun, dann verspreche ich, Ihnen behilflich zu sein; aber niemand darf davon wissen, niemand darf davon wissen!"

„Seien Sie überzeugt, großmütigster, offenherzigster und edelster Fürst," rief Lebedew geradezu begeistert, „seien Sie überzeugt, daß all dies in meinem edelgesinnten Herzen tot und begraben sein wird! Lassen Sie uns mit leisen Schritten gemeinsam vorgehen! Mit leisen Schritten und gemeinsam! Ich meinerseits bin sogar bereit, mein ganzes Blut . . . Durchlauchtigster Fürst, ich bin an Seele und Geist ein gemeiner Mensch; aber fragen Sie einen jeden, selbst einen Schurken, nicht nur einen gemeinen Menschen, mit wem er lieber zu tun haben mag, ob mit einem ebensolchen Schurken, wie er, oder mit einem so überaus edeldenkenden Menschen, wie Sie, offenherzigster Fürst. Er wird Ihnen antworten: ‚Mit einem so überaus edeldenkenden Menschen', und das wird ein Triumph der Tugend sein! Auf Wiedersehen, hochgeehrter Fürst! Mit leisen Schritten . . . mit leisen Schritten und . . . gemeinsam."

X

Endlich hatte der Fürst verstanden, warum ihn jedesmal ein kalter Schauer überlief, wenn er diese drei

Briefe anrührte, und warum er deren Lektüre bis zum Abend verschob. Als er noch am Vormittag, ohne daß er sich hätte dazu entschließen können, aus einem dieser drei Kuverts einen Brief herauszunehmen, auf seiner Chaiselongue in einen schweren Schlaf gesunken war, da hatte er wieder einen beängstigenden Traum, und es kam wieder dieselbe „Verbrecherin“ zu ihm. Sie sah ihn wieder mit Augen an, in deren langen Wimpern Tränen funkelten, und rief ihn wieder zu sich, und als er erwachte, erinnerte er sich wieder wie bei jenem früheren Traume an ihr Gesicht. Er wollte schon sofort zu ihr gehen; aber er vermochte es nicht; endlich, fast in Verzweiflung, entfaltete er die Briefe und begann, sie zu lesen.

Diese Briefe hatten ebenfalls Ähnlichkeit mit einem Traume. Manchmal träumen wir seltsame Dinge, unmögliche, unnatürliche Dinge; wenn wir aufgewacht sind, erinnern wir uns deutlich an das Geträumte und wundern uns über diese merkwürdige Tatsache. Wir erinnern uns vor allem daran, daß der Verstand während der ganzen Dauer des Traumes seine Tätigkeit nicht eingestellt hat; wir erinnern uns sogar, daß wir außerordentlich listig und klug in der langen, langen Zeit verfahren sind, als uns die Mörder umringten, als sie uns zu überlisten suchten, ihre Absicht verbargen, sich gegen uns freundschaftlich benahmen, während sie doch schon die Waffe bereit hielten und nur auf ein Zeichen warteten; wir erinnern uns, wie listig wir sie endlich täuschten und uns vor ihnen versteckten; wie wir aber dann merkten, daß sie diese ganze Täuschung durchschauten und sich nur stellten, als ob sie nicht wüßten, wo wir uns versteckt hätten; wie wir sie aber von neuem listig betrogen; an all das erinnern wir uns deutlich. Aber

warum konnte denn unser Verstand sich gleichzeitig mit all den augenscheinlichen Absurditäten und Unmöglichkeiten abfinden, mit denen neben andern Dingen der Traum angefüllt war? Einer der Mörder verwandelte sich vor unseren Augen in eine Frau und aus der Frau in einen kleinen, listigen, häßlichen Zwerg, und wir nahmen all dies ohne weiteres als vollendete Tatsache hin, fast ohne die geringste Verwunderung, und zwar gerade zu der Zeit, wo auf der andern Seite unser Verstand auf das angestrengteste arbeitete und eine außerordentliche Stärke, Schlauheit, Fassungskraft und Logik bewies. Und ferner, warum fühlen wir, wenn wir von einem Traum aufwachen und schon wieder ganz in die Wirklichkeit zurückkehren, fast jedesmal und manchmal mit außerordentlicher Stärke dieser Empfindung, daß wir zugleich mit dem Traum etwas hinter uns lassen, was uns rätselhaft ist? Wir lächeln über die Absurdität unseres Traumes und fühlen gleichzeitig, daß in dem Geflecht dieser Absurditäten ein Gedanke enthalten ist, aber ein wirklicher Gedanke, etwas, was zu unserem wirklichen Leben gehört, etwas, was in unserem Herzen existiert und immer darin existiert hat; unser Traum hat uns gewissermaßen etwas Neues, Prophetisches, von uns Erwartetes gesagt; der davon empfangene Eindruck ist ein starker, je nachdem ein freudiger oder peinlicher; aber worin er besteht, und was uns eigentlich gesagt worden ist, das können wir nicht begreifen, und daran können wir uns nicht erinnern.

Fast dasselbe fand nach der Lektüre dieser Briefe statt. Aber noch ehe der Fürst sie entfaltet hatte, hatte er gemerkt, daß schon die bloße Tatsache ihrer Existenz, die Möglichkeit ihrer Existenz auf ihn eine ähnliche Wirkung

ausübte wie ein bedrückender Traum. Wie hatte s i e sich dazu entschließen können, an s i e zu schreiben? fragte er sich immer wieder, als er am Abend allein umherirrte (er wußte mitunter selbst nicht, wo er ging). Wie hatte sie d a s schreiben können, und wie hatte ein so sinnloser Gedanke in ihrem Kopf entstehen können? Aber dieser sinnlose Gedanke hatte bereits Gestalt gewonnen, und das Verwunderlichste war für ihn, daß er während der Lektüre dieser Briefe beinahe selbst an die Möglichkeit und sogar an die Berechtigung dieses Gedankens glaubte. Ja gewiß, das war ein beängstigender Traum, ein Wahnsinn; aber es lag darin doch auch ein wahrhaftes Leid, ein echtes Märtyrertum, wodurch der beängstigende Traum und der Wahnsinn gerechtfertigt wurden. Mehrere Stunden hintereinander erging er sich in wirren Gedanken über das Gelesene, erinnerte sich alle Augenblicke an einzelne Bruchstücke, verweilte bei ihnen und dachte über sie nach. Manchmal hatte er sogar die Vorstellung, als habe er das alles schon früher geahnt und vorausgefühlt; es kam ihm sogar so vor, als habe er das alles bereits einmal vor langer, langer Zeit gelesen, und als sei alles, wonach er sich seitdem gesehnt, alles, womit er sich gequält und was er gefürchtet habe, in diesen längst schon von ihm gelesenen Briefen enthalten.

„Wenn Sie diesen Brief öffnen" (so begann das erste Schreiben), „werden Sie zu allererst nach der Unterschrift blicken. Die Unterschrift wird Ihnen alles sagen und erklären, so daß ich nichts vor Ihnen zu rechtfertigen und Ihnen nichts zu erklären brauche. Wäre ich auch nur einigermaßen Ihresgleichen, so könnten Sie sich durch eine solche Dreistigkeit beleidigt fühlen; aber wer bin ich, und

wer sind Sie? Wir beide sind solche Gegensätze, und ich bin in Ihren Augen etwas so Ungewöhnliches, daß ich Sie in keiner Weise beleidigen kann, selbst wenn ich es wollte."

Ferner schrieb sie an einer andern Stelle:

„Halten Sie meine Worte nicht für den verzückten Ausbruch eines kranken Gehirnes; aber Sie sind für mich die Vollkommenheit selbst! Ich habe Sie gesehen; ich sehe Sie täglich. Ich gebe ja kein Urteil über Sie ab; ich bin nicht durch die Urteilskraft dazu gelangt, Sie für die Vollkommenheit selbst zu halten, sondern einfach durch den Glauben. Aber ich habe Ihnen gegenüber auch eine Sünde begangen: ich liebe Sie. Die Vollkommenheit kann man ja nicht lieben; die Vollkommenheit kann man eben nur als solche anschauen, nicht wahr? Und doch habe ich mich in Sie verliebt. Zwar macht die Liebe die Menschen gleich; aber Sie brauchen sich trotzdem nicht zu beunruhigen; ich stelle Sie nicht mit mir auf gleiche Stufe, nicht einmal in meinen geheimsten Gedanken. Ich habe Ihnen geschrieben: ‚Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen'; als ob Sie sich überhaupt beunruhigen könnten! . . . Wenn ich könnte, würde ich Ihre Fußspuren küssen. O, ich stelle mich Ihnen nicht gleich . . . Sehen Sie nach der Unterschrift; sehen Sie schnell nach der Unterschrift!"

„Ich merke aber" (schrieb sie in einem andern Briefe), „daß ich Sie mit ihm vereinigen möchte und noch kein einziges Mal gefragt habe, ob Sie ihn auch lieben. Er hat Sie lieb gewonnen, obgleich er Sie nur ein einziges Mal gesehen hat. Er hat sich Ihrer wie einer Lichtgestalt erinnert; das sind seine eigenen Worte; ich habe sie von ihm gehört. Aber auch ohne Worte ist es mir klar gewor-

den, daß Sie für ihn eine Lichtgestalt sind. Ich habe einen ganzen Monat lang neben ihm gelebt und bin dabei zu der Überzeugung gekommen, daß auch Sie ihn lieben; Sie und er sind für mich eins."

„Wie ist es damit?" (schrieb sie an einer andern Stelle dieses Briefes). „Gestern ging ich an Ihnen vorbei, und es war mir, als ob Sie erröteten. Aber das ist unmöglich; das kann mir nur so vorgekommen sein. Und brächte man Sie in die schmutzigste Lasterhöhle und zeigte Ihnen dort die nackte Sünde, so dürften Sie doch nicht erröten; Sie können schlechterdings nicht über eine Beleidigung entrüstet sein. Sie können alle gemeinen, unwürdigen Menschen hassen, aber nicht um ihrer Eigenschaften willen, sondern aus Teilnahme für diejenigen, denen sie Kränkungen zufügen. Ihnen aber, Ihnen kann niemand eine Kränkung zufügen. Wissen Sie, ich meine, Sie müßten mich sogar lieben. Für mich sind Sie dasselbe wie für ihn: eine hehre Lichtgestalt; ein Engel aber kann nicht hassen; er kann gar nicht anders als lieben. Kann man alle lieben, alle Menschen, all seine Nächsten? Ich habe mir diese Frage oft vorgelegt. Gewiß nicht; das ist sogar unnatürlich. In der abstrakten Liebe zur Menschheit liebt man fast immer nur sich selbst. Aber wenn dies auch uns unmöglich ist, so sind Sie doch ein anderes Wesen: wie könnten Sie jemand nicht lieben, da Sie sich mit niemand auf eine Stufe stellen können, und da Sie über alle Kränkungen und über alle persönliche Entrüstung erhaben sind? Sie allein können ohne Egoismus lieben; Sie allein können nicht um Ihrer selbst willen lieben, sondern um desjenigen willen, den Sie lieben. O wie schmerzlich würde es mir sein, zu erfahren, daß Sie um meinetwillen

Scham oder Zorn empfänden! Das wäre Ihr Untergang: damit stellten Sie sich auf einmal mir gleich . . .

„Nachdem ich Ihnen gestern begegnet und nach Hause gekommen war, dachte ich mir ein Gemälde aus. Die Maler stellen Christus immer der biblischen Tradition gemäß dar; ich würde ihn anders malen: ich würde ihn allein darstellen; seine Jünger haben ihn ja auch manchmal allein gelassen. Ich würde nur ein kleines Kind bei ihm lassen. Das Kind hat neben ihm gespielt, ihm vielleicht etwas in seiner kindlichen Sprache erzählt; Christus hat ihm zugehört; aber jetzt ist er in seine Gedanken versunken; seine Hand ist unwillkürlich, in Selbstvergessenheit, auf dem blonden Köpfchen des Kindes liegen geblieben. Er blickt in die Ferne, nach dem Horizonte; ein ruhiger Gedanke, groß wie die Welt, liegt in seinem Blicke; sein Gesicht ist traurig. Das Kind ist verstummt; es hat seinen Ellbogen auf das Knie des Heilands gesetzt, die eine Wange in die Hand gestützt, das Köpfchen aufgehoben und schaut ihn nun unverwandt nachdenklich an, in der Art wie Kinder manchmal nachdenklich sind . . . Das ist mein Bild! Sie sind unschuldig, und in Ihrer Unschuld liegt Ihre ganze Vollkommenheit. O, vergessen Sie das nicht! Was geht Sie die Leidenschaft an, die ich für Sie empfinde? Sie gehören schon jetzt mir; ich werde mein ganzes Leben lang um Sie sein . . . Aber ich werde bald sterben."

Im letzten Briefe endlich hieß es:

„Beurteilen Sie mich nur um Gottes willen nicht falsch; glauben Sie nicht etwa, daß ich mich geflissentlich selbst herabsetze, wenn ich so an Sie schreibe, oder daß ich zu denjenigen Wesen gehöre, denen es ein Genuß ist, sich herabzusetzen, wenn es auch aus Stolz geschieht. Nein, ich

habe meinen Trost für mich; aber es wird mir schwer, Ihnen das zu erklären. Es würde mir sogar schwer werden, das mir selbst deutlich zu sagen, obwohl ich mich damit quäle. Aber ich weiß, daß bei mir die Möglichkeit ausgeschlossen ist, ein Anfall von Stolz könnte mich veranlassen, mich selbst herabzusetzen. Und einer Selbstherabsetzung aus Herzensreinheit bin ich gleichfalls unfähig. Folglich ist eine Selbstherabsetzung bei mir überhaupt unmöglich.

„Warum will ich Sie beide vereinigen: um meinetwillen oder um Ihretwillen? Natürlich um meinetwillen; darin finde ich meine ganze Absolution; das habe ich mir längst gesagt ... Ich habe gehört, daß Ihre Schwester Adelaida damals von meinem Porträt gesagt hat, mit einer solchen Schönheit könne man die Welt umdrehen. Aber ich habe der Welt entsagt. Es mag Ihnen lächerlich erscheinen, daß ich so rede, da Sie mich, mit Spitzen und Brillanten angetan, in der Gesellschaft von Trunkenbolden und Taugenichtsen sehen. Aber danach dürfen Sie nicht urteilen; ich existiere kaum noch und weiß das; weiß Gott, was an meiner Statt in mir lebt. Ich lese das täglich in den beiden furchtbaren Augen, die mich beständig ansehen, selbst wenn sie nicht leiblich zugegen sind. Diese Augen schweigen jetzt (sie schweigen immer); aber ich kenne ihr Geheimnis. Ich bin überzeugt, daß bei ihm zu Hause in einer Schublade ein Rasiermesser versteckt liegt, mit Seide umwickelt, so daß es feststeht, wie bei jenem Moskauer Mörder; dieser hat ebenfalls mit seiner Mutter in ein und demselben Hause gewohnt und ebenfalls ein Rasiermesser mit Seide umwickelt gehabt, um jemandem die Kehle abzuschneiden. Die ganze Zeit über, während ich bei ihnen

in ihrem Hause wohnte, hatte ich immer die Empfindung, als ob irgendwo unter dem Dielenbelag ein vielleicht schon von seinem Vater versteckter Leichnam liege, in Wachstuch eingewickelt wie jener Moskauer Leichnam und ebenfalls rings von Gefäßen mit Schdanowscher Flüssigkeit* umgeben; ich könnte Ihnen sogar die betreffende Ecke zeigen. Er schweigt immer; aber ich weiß ja, daß er mich dermaßen liebt, daß er schon nicht anders kann, als mich hassen. Ihre Hochzeit und die meinige sollen zu gleicher Zeit stattfinden; so habe ich es mit ihm bestimmt. Ich habe vor ihm keine Geheimnisse. Ich könnte ihn vor Angst töten ... Aber er wird mich vorher töten ... Er lachte soeben auf und sagte, ich schriebe irres Zeug; er weiß, daß ich an Sie schreibe."

Und dergleichen irres Gerede stand noch vieles, vieles in diesen Briefen. Einer von ihnen, der zweite, füllte zwei eng beschriebene Briefbogen großen Formates.

Der Fürst verließ endlich den dunklen Park, in dem er wieder wie gestern lange umhergeirrt war. Die helle Nacht, in der man alles erkennen konnte, schien ihm noch heller als gewöhnlich. „Ob es denn noch so früh ist?" dachte er. (Er hatte vergessen, seine Uhr mitzunehmen.) Er glaubte von irgendwoher in der Ferne Musik zu hören; „wahrscheinlich beim Bahnhofe," dachte er wieder. „Sie werden heute gewiß nicht dort sein." Während er das überlegte, sah er, daß er gerade dicht bei ihrem Landhause stand; er hatte es ordentlich vorhergewußt, daß er unbedingt schließlich hierher geraten werde, und stieg mit stockendem Herzschlage zur Veranda hinauf. Es kam ihm

* Ein von N. J. Schdanow erfundenes Mittel gegen üblen Geruch. Anmerkung des Übersetzers.

niemand entgegen; die Veranda war leer. Er wartete einen Augenblick und öffnete dann die Tür zum Saal. „Diese Tür pflegten sie nie zu verschließen," dachte er flüchtig; aber auch der Saal war leer; in ihm war es fast ganz dunkel. Unschlüssig blieb er mitten im Zimmer stehen. Plötzlich öffnete sich eine Tür, und Alexandra Iwanowna kam mit einem Lichte in der Hand herein. Als sie den Fürsten erblickte, war sie erstaunt und blieb wie fragend vor ihm stehen. Offenbar hatte sie nur durch das Zimmer hindurchgehen wollen, von einer Tür zur andern, und nicht im entferntesten erwartet, jemanden dort zu treffen.

„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte sie endlich.

„Ich ... bin nur so herangekommen ..."

„Mama ist nicht ganz wohl, Aglaja ebenfalls. Adelaida ist dabei, sich schlafen zu legen, und ich wollte es auch tun. Wir haben heute den ganzen Abend allein zu Hause gesessen. Papa und der Fürst sind in Petersburg."

„Ich wollte ... ich wollte Ihnen jetzt ... einen Besuch machen ..."

„Wissen Sie, was die Uhr ist?"

„N=nein . . ."

„Halb eins. Wir legen uns immer um ein Uhr schlafen."

„Ach, ich dachte, ... es wäre halb zehn."

„Nun, es macht nichts!" antwortete sie lachend. „Aber warum sind Sie nicht vorhin gekommen? Sie wurden vielleicht sogar erwartet."

„Ich dachte ..." stotterte er und ging wieder fort.

„Auf Wiedersehen! Morgen werde ich sie alle durch diese Geschichte zum Lachen bringen."

Er schritt auf dem Wege, der sich um den Park herum=

zog, seinem Landhause zu. Das Herz pochte ihm heftig; seine Gedanken waren in arger Verwirrung, und alles um ihn herum glich gewissermaßen einem Traume. Und plötzlich stand ganz wie vor kurzem, wo er zweimal bei derselben Traumvision erwacht war, diese Vision wieder vor ihm. Dieselbe Frau trat aus dem Parke heraus und blieb vor ihm stehen, als ob sie hier auf ihn gewartet hätte. Er fuhr zusammen und machte halt; sie ergriff seine Hand und drückte sie kräftig. „Nein," sagte er sich, „das ist kein Traumbild!"

So stand sie denn endlich zum erstenmal seit ihrer Trennung Gesicht gegen Gesicht vor ihm; sie sagte etwas zu ihm; aber er blickte sie nur schweigend an; sein Herz war zu voll und schmerzte ihn heftig. O, nie konnte er in der Folgezeit diese Begegnung mit ihr vergessen und erinnerte sich ihrer immer mit gleichem Schmerze. Sie kniete mitten auf dem Wege wie eine Wahnsinnige vor ihm nieder; erschrocken trat er zurück; aber sie erhaschte seine Hand, um sie zu küssen, und ganz ebenso wie am Morgen im Traum glänzten jetzt Tränen an ihren langen Wimpern.

„Steh auf, steh auf!" flüsterte er erschrocken und versuchte, sie aufzuheben. „Steh schnell auf!"

„Bist du glücklich? Bist du glücklich?" fragte sie. „Sag mir nur ein Wort: bist du jetzt glücklich? Heute, in diesem Augenblick? Bist du bei ihr gewesen? Was hat sie gesagt?"

Sie stand nicht auf und hörte nicht auf ihn; sie stellte ihre Fragen hastig und redete schnell, wie wenn Verfolger hinter ihr her wären.

„Ich verreise morgen, wie du befohlen hast. Ich werde nicht ... Ich sehe dich zum letztenmal, zum letztenmal! Jetzt zum allerletztenmal!“

„Beruhige dich doch, steh auf!“ sagte er in heller Verzweiflung.

Sie faßte seine beiden Hände und sog sich mit den Augen an seinem Gesichte fest.

„Lebe wohl!“ sagte sie endlich, stand auf und entfernte sich mit schnellen Schritten, fast laufend, von ihm. Der Fürst sah, daß auf einmal Rogoschin neben ihr erschien, ihr seinen Arm gab und sie wegführte.

„Warte ein bißchen, Fürst!“ rief Rogoschin. „Ich komme in fünf Minuten noch für einen Augenblick zurück.“

In fünf Minuten kam er wirklich; der Fürst hatte ihn auf demselben Fleck erwartet.

„Ich habe ihr in den Wagen geholfen,“ sagte er. „Er hat seit zehn Uhr dort an der Ecke gewartet. Sie schien ordentlich vorauszuwissen, daß du den ganzen Abend bei diesem jungen Mädchen zubringen würdest. Was du mir neulich geschrieben hast, habe ich ihr ganz genau mitgeteilt. Sie wird an das junge Mädchen nicht mehr schreiben; sie hat es versprochen; auch wird sie deinem Wunsche gemäß morgen von hier wegreisen. Sie wollte dich noch zum letztenmal sehen, obwohl du es ihr abgeschlagen hattest. Da haben wir hier an dieser Stelle auf deine Rückkehr gewartet; dort auf der Bank haben wir gesessen.“

„Hat sie selbst gewünscht, daß du mitkommen möchtest?“

„Jawohl, jawohl!“ erwiderte Rogoschin, den Mund zum Lächeln verziehend. „Ich habe nur gesehen, was ich vorher wußte. Die Briefe hast du doch wohl gelesen?“

„Hast du sie denn wirklich gelesen?" fragte der Fürst, von diesem Gedanken überrascht.

„Und ob! Sie hat mir jeden Brief selbst gezeigt. Erinnerst du dich an die Stelle von dem Rasiermesser? He-he!"

„Sie ist wahnsinnig!" rief der Fürst händeringend.

„Wer weiß; vielleicht auch nicht!" sagte Rogoschin leise, wie wenn er nur mit sich selbst spräche.

Der Fürst antwortete nicht.

„Nun leb wohl!" sagte Rogoschin. „Ich verreise ja morgen ebenfalls; gedenke meiner nicht im Bösen! Aber warum, Bruder," fügte er, sich schnell noch einmal umwendend, hinzu, „warum hast du ihr auf ihre Frage, ob du glücklich seiest oder nicht, keine Antwort gegeben?"

„Nein, ich bin es nicht, nein, nein!" rief der Fürst in grenzenlosem Schmerze.

„Das hätte auch noch gefehlt, daß du Ja sagtest!" versetzte Rogoschin mit boshaftem Lachen und entfernte sich, ohne sich noch einmal umzusehen.



Vierter Teil

I

Es war ungefähr eine Woche seit dem Tage vergangen, an welchem die beiden Personen, von denen unsere Erzählung handelt, das Rendezvous auf der grünen Bank gehabt hatten. An einem heiteren Vormittage gegen halb elf Uhr kehrte Warwara Ardalionowna Ptizyna, die ausgegangen war, um eine ihrer Bekannten zu besuchen, in sehr nachdenklicher, trüber Stimmung nach Hause zurück.

Es gibt Leute, von denen man schwer etwas derartiges sagen kann, daß sie dadurch mit einemmal und vollständig uns in ihrer charakteristischen Erscheinung vor Augen gestellt würden; das sind diejenigen, die man meist als „Leute gewöhnlicher Art", als „die Masse" bezeichnet, und die tatsächlich in allen Gesellschaftskreisen die weit überwiegende Majorität bilden. Die Schriftsteller bemühen sich in ihren Romanen und Novellen größtenteils, aus der Gesellschaft solche Charaktere herauszugreifen und eigenartig und künstlerisch darzustellen, wie sie in der Wirklichkeit nur ganz selten anzutreffen sind, Charaktere, die aber trotzdem fast wirklicher sind als die Wirklichkeit selbst. Podkolesin* in seiner charakteristischen Gestalt ist vielleicht eine Übertreibung, aber durchaus nicht eine bloße Erdichtung. Unzählige kluge Leute, die Podkolesin durch Gogol kennen gelernt haben, haben sofort zwischen Podkolesin und Dutzenden, ja Hunderten ihrer guten Freunde und Bekannten eine überraschende Ähnlichkeit gefunden. Sie haben auch vor Gogol gewußt, daß diese ihre Freunde Leute von Podkolesins Art waren, haben

---

* Eine Person in Gogols Lustspiel „Eine Heiratsgeschichte". Anmerkung des Übersetzers.

aber nur noch nicht gewußt, daß sie gerade so hießen. In der Wirklichkeit sind Bräutigame, die vor der Hochzeit aus dem Fenster springen, äußerst selten, weil das, von andern Gründen abgesehen, gar zu unbequem ist; aber trotzdem: wieviele Bräutigame, sogar achtbare, verständige Männer, haben nicht vor der Trauung in der Tiefe ihrer Seele die Empfindung gehabt, daß sie Podkolesins seien! Ebenso rufen ja auch nicht alle Männer bei jedem Schritte: „Tu l'as voulu, George Dandin!" Aber, o Gott, wie viele millionen- und billionenmal ist von den Männern der ganzen Welt dieser Aufschrei des Herzens nach den Flitterwochen, ja, wer weiß, vielleicht schon am Tage nach der Hochzeit wiederholt worden!

Wir wollen also, ohne uns auf ernsthaftere Erklärungen einzulassen, nur sagen, daß in der Wirklichkeit das eigentlich Typische der Charaktere gewissermaßen mit Wasser verdünnt ist, und daß alle diese George Dandins und Podkolesins wirklich existieren und alle Tage, wenn auch in etwas verdünntem Zustande, an uns vorüberhuschen und vorüberlaufen. Der Vollständigkeit halber wollen wir schließlich noch bemerken, daß einem auch ein ganzer George Dandin, wie ihn Molière geschaffen hat, in der Wirklichkeit begegnen kann, wenn auch nur selten, und damit unsere Betrachtung abschließen, die einem Artikel in einer Monatsschrift ähnlich zu werden beginnt. Indes bleibt immer noch die Frage zu beantworten: was soll der Romanschriftsteller mit den Alltagsmenschen, den Leuten von ganz gewöhnlicher Art anfangen, und wie soll er sie dem Leser vorführen, um sie ihm einigermaßen interessant zu machen? Sie in der Erzählung ganz zu übergehen, ist untunlich, weil die Alltagsmenschen immer und überall das unumgängliche

Bindeglied der Ereignisse des Lebens bilden. Wollte man einen Roman, um Interesse zu erregen, nur mit scharf ausgeprägten Charakteren oder gar nur mit seltsamen, nie dagewesenen Persönlichkeiten anfüllen, so würde man damit gegen die Wahrscheinlichkeit verstoßen und vielleicht sogar uninteressant werden. Unserer Ansicht nach muß sich der Schriftsteller bemühen, auch an den Alltagsmenschen interessante und lehrreiche Seiten herauszufinden. Wenn zum Beispiel das eigentliche Wesen gewisser Alltagsmenschen gerade in ihrer steten, unveränderlichen Alltäglichkeit besteht, oder (was noch besser ist) wenn sie trotz all ihrer außerordentlichen Anstrengungen, um jeden Preis aus dem Geleise des Gewöhnlichen und Herkömmlichen herauszukommen, doch schließlich ihr lebelang unveränderte Alltagsmenschen bleiben, dann erhalten solche Personen dadurch sogar einen gewissen eigenartig ausgeprägten Charakter: den einer Alltäglichkeit, die um keinen Preis das, was sie ist, bleiben und um jeden Preis Originalität und Selbständigkeit werden möchte, obwohl sie nicht die geringste Befähigung zur Selbständigkeit besitzt.

Zu dieser Klasse der gewöhnlichen oder Alltagsmenschen gehören auch einige Personen unserer Erzählung, die dem Leser bisher, wie ich recht wohl weiß, noch nicht mit hinreichender Klarheit und Bestimmtheit geschildert worden sind. Solche Personen sind namentlich Warwara Ardalionowna Ptizyna sowie ihr Gatte Herr Ptizyn und ihr Bruder Gawrila Ardalionowitsch.

In der Tat, es kann nichts Ärgerlicheres geben, als zum Beispiel reich und von anständiger Familie zu sein, ein nettes Äußeres und eine hübsche Bildung sein zu nennen,

nicht dumm zu sein, sogar ein gutes Herz zu haben, und gleichzeitig kein Talent, keine Besonderheit, nicht einmal eine Wunderlichkeit, keine eigene Idee zu besitzen, sondern einfach ebenso zu sein „wie alle Menschen". Reichtum ist ja vorhanden, aber nicht der eines Rothschild; die Familie ist ehrenhaft, hat sich aber nie durch irgend etwas hervorgetan; das Äußere ist ja hübsch, aber sehr wenig ausdrucksvoll; die Bildung entspricht den gewöhnlichen Anforderungen, aber man weiß nicht, wozu man sie verwenden soll; Verstand besitzt man, aber ohne eigene Ideen; ein gutes Herz hat man, aber ohne eigentlichen Edelmut, und so weiter und so weiter in allen Beziehungen. Solcher Leute gibt es auf der Welt eine große Menge und sogar weit mehr, als man zunächst glauben möchte; sie zerfallen, wie alle Menschen, in zwei Hauptklassen: zur einen gehören die beschränkten, zur andern die „weit klügeren". Die ersteren sind glücklicher. Für einen beschränkten Alltagsmenschen gibt es zum Beispiel nichts Leichteres als sich einzubilden, er sei ein ungewöhnlicher, origineller Mensch, und davon ohne Bedenken das Gefühl eines hohen Genusses zu haben. Einige unserer jungen Damen brauchen sich nur die Haare abzuschneiden, blaue Brillen aufzusetzen und sich Nihilistinnen zu nennen, um sofort davon überzeugt zu sein, daß sie durch das Aufsetzen der blauen Brillen ohne weiteres eigene „Überzeugungen" gewonnen haben. Mancher braucht nur die geringste Spur eines allgemein menschlichen guten Gefühles in seinem Herzen zu entdecken, um sofort überzeugt zu sein, daß niemand so empfindet wie er, und daß er ein Vorkämpfer in der allgemeinen Entwicklung ist. Mancher braucht nur einen Gedanken von einem andern auf Treu und Glauben anzunehmen oder

eine Druckseite ohne Anfang und Schluß durchzulesen, um sofort zu glauben, daß das seine eigenen, in seinem eigenen Gehirn entstandenen Gedanken seien. Die naive Dreistigkeit, wenn man sich so ausdrücken kann, geht in solchen Fällen erstaunlich weit; all das ist fast unglaublich und begegnet einem doch auf Schritt und Tritt. Diese naive Dreistigkeit, diesen festen Glauben des Dummen an sich und sein Talent schildert uns Gogol vorzüglich in der wundervollen Figur des Leutnants Pirogow*. Pirogow zweifelt gar nicht daran, daß er ein Genie ist, ja höher steht als jedes Genie; er ist von einem Zweifel daran so weit entfernt, daß er sich gar keine diesbezügliche Frage vorlegt, wie denn Zweifelsfragen für ihn überhaupt nicht existieren. Der große Schriftsteller sah sich schließlich genötigt, ihn zur Genugtuung für das verletzte moralische Gefühl des Lesers durchprügeln zu lassen; als er aber sah, daß der große Mann sich nur schüttelte und zur Hebung seiner Kräfte nach der Mißhandlung einen Blätterkuchen verzehrte, da breitete er erstaunt die Arme auseinander und verließ seine Leser in dieser Situation. Ich habe es immer bedauert, daß Gogol den großen Pirogow auf eine so niedrige Rangstufe gestellt hat; denn Pirogow ist so selbstzufrieden, daß für ihn nichts leichter wäre als sich auf Grund der mit den Jahren und den Avancements dicker gewordenen Epaulettes einzubilden, daß er ein ausgezeichneter Feldherr sei, und es sich nicht bloß einzubilden, sondern überhaupt nicht daran zu zweifeln; denn er würde sich sagen, man habe ihn zum General ernannt, wie solle er da kein Feldherr sein! Und wie viele

* In der „Arabeske": „Der Newski-Prospekt". Anmerkung des Übersetzers.

solcher Leute erleiden dann auf dem Schlachtfelde ein schreckliches Fiasko! Und wie viele Pirogows hat es unter unseren Literaten, Gelehrten und Aufklärungsaposteln gegeben! Ich sage „hat es gegeben"; aber natürlich gibt es ihrer auch jetzt ...

Eine der handelnden Personen unserer Erzählung, Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin, gehörte zur andern Klasse; er gehörte zur Klasse der „weit klügeren" Leute, obgleich er ganz und gar, vom Kopfe bis zu den Füßen, von dem Verlangen, originell zu sein, erfüllt war. Aber diese Klasse ist, wie wir das bereits oben bemerkt haben, viel unglücklicher als die erstere. Die Sache ist eben die, daß ein klu g e r Alltagsmensch, selbst wenn er sich zeitweilig (oder meinetwegen auch sein ganzes Leben lang) einbildet, ein genialer, origineller Mensch zu sein, doch in seinem Herzen den Wurm des Zweifels bewahrt, infolge wovon der kluge Mensch schließlich manchmal völlig in Verzweiflung gerät; wenn er sich aber auch in sein Schicksal fügt, so hat ihn doch die ins Innere hineingetriebene Eitelkeit schon vollständig vergiftet. Übrigens haben wir in jedem Falle die Extreme angeführt; aber bei den allermeisten Mitgliedern dieser klugen Menschenklasse verläuft die Sache keineswegs so tragisch; gegen Ende des Lebens hat sich vielleicht ein Leberleiden mehr oder minder stark entwickelt, das ist alles. Aber doch vollführen diese Leute, bevor sie sich beruhigen und fügen, manchmal eine sehr lange Zeit hindurch, von der Jugend bis zu dem Lebensalter der Fügsamkeit, recht tolle Streiche, und immer in der Sucht nach Originalität. Es kommen sogar seltsame Fälle vor: mancher ehrliche Mensch ist aus Originalitätssucht sogar dazu bereit, sich zu einer gemeinen Handlung

zu verstehen. Auch folgendes kommt vor: mancher dieser unglücklichen, nicht nur ehrlichen, sondern auch herzensguten Menschen ist der Beschützer und Versorger seiner Familie und unterhält und ernährt durch seine Arbeit nicht nur die Seinigen, sondern sogar Fremde; aber was ist das Resultat? er kann trotzdem sein ganzes Leben lang nicht zur seelischen Ruhe gelangen! Für ihn ist es keineswegs ein beruhigender, tröstlicher Gedanke, daß er seine menschlichen Pflichten so gut erfüllt hat; dieser Gedanke hat sogar im Gegenteil für ihn etwas Aufreizendes: „Also das ist es," sagt er sich, „worauf ich mein ganzes Leben verwendet habe; das ist es, was mich an Händen und Füßen gebunden hat; das ist es, was mich gehindert hat, das Pulver zu erfinden! Wäre dieses Hindernis nicht gewesen, dann hätte ich vielleicht sicher entweder das Pulver erfunden oder Amerika entdeckt; ich weiß noch nicht genau, was; aber erfunden oder entdeckt hätte ich sicherlich etwas!" Das Charakteristische bei diesen Herren ist dies, daß sie tatsächlich ihr ganzes Leben lang sich nicht recht darüber klar werden können, was sie eigentlich so eifrig zu erfinden und zu entdecken wünschen, und was für eine Großtat sie eigentlich das ganze Leben hindurch auf dem Sprunge standen auszuführen, ob die Erfindung des Pulvers oder die Entdeckung Amerikas. Aber ihre schmerzliche Sehnsucht nach einer solchen Großtat hätte wirklich für einen Kolumbus oder Galilei ausgereicht.

Gawrila Ardalionowitsch begann gerade sich in dieser Weise zu entwickeln; aber, wie gesagt, er stand erst im Beginn. Er hatte noch die lange Periode der tollen Streiche vor sich. Das tiefe, stetige Bewußtsein seiner Talentlosigkeit und gleichzeitig das unüberwindliche Verlangen, sich

davon zu überzeugen, daß er ein durchaus selbständiger Mensch sei, hatten sein Herz schwer verwundet, fast schon von seiner Knabenzeit her. Er war ein junger Mensch mit neidischen, stoßweis heftigen Bestrebungen und hatte anscheinend schon bei der Geburt ein reizbares Nervensystem mitbekommen. Die stoßweise Heftigkeit seiner Bestrebungen hielt er für Stärke derselben. Bei seinem leidenschaftlichen Wunsche, sich hervorzutun, war er manchmal zu den sinnlosesten Sprüngen bereit; aber sowie die Ausführung eines solchen sinnlosen Sprunges nahe heranrückte, war unser Held doch immer zu klug, als daß er sich zu ihm hätte entschließen mögen. Das drückte ihn nieder. Vielleicht hätte er sich bei Gelegenheit sogar zu einer recht gemeinen Handlung verstanden, falls er dadurch etwas von seinen erträumten Zielen hätte erreichen können; aber gerade, wenn es an den entscheidenden Punkt kam, war er jedesmal für die recht gemeine Handlung doch zu ehrlich. (Zu einer gemeinen Handlung kleineren Kalibers war er übrigens jederzeit bereit). Mit Widerwillen und Haß blickte er auf die Armut und den Niedergang seiner Familie. Selbst seine Mutter behandelte er von oben herab und geringschätzig, obgleich er selbst sehr wohl wußte, daß der gute Ruf seiner Mutter vorläufig den Hauptstützpunkt auch für seine eigene Karriere bildete. Als er mit Jepantschin in Verbindung trat, sagte er sich sofort: „Entschließt man sich einmal, ein Schuft zu sein, dann muß man es auch bis zu Ende bleiben, wenn man nur dadurch sein Spiel gewinnt," — aber er führte die Rolle des Schuftes fast nie bis zu Ende durch. Warum hatte er auch überhaupt gemeint, er müsse unbedingt schuftig handeln? Vor Aglaja hatte er damals einfach Angst bekommen, hatte aber

trotzdem die Beziehungen zu ihr nicht abgebrochen, sondern die Sache für jeden Fall in die Länge gezogen, obgleich er nie ernsthaft geglaubt hatte, daß sie sich zu ihm herablassen werde. Als dann seine Affäre mit Nastasja Filippowna spielte, hatte er sich auf einmal die Vorstellung zurechtgemacht, mit Geld lasse sich alles erreichen. „Wenn man ein Schuft ist, dann muß man es auch ordentlich sein!" wiederholte er sich damals täglich selbstzufrieden, aber mit einiger Furcht; „läßt man sich auf Schuftigkeiten ein, dann muß man damit auch bis zum höchsten Gipfel gehen," sagte er sich alle Augenblicke zu seiner Ermutigung; „gewöhnliche Menschen bekommen es in solchen Fällen mit der Angst, aber wir nicht!" Als er Aglaja verloren hatte und durch die Umstände niedergebeugt war, verlor er vollständig den Mut und stellte tatsächlich dem Fürsten das Geld zu, das ihm damals die wahnsinnige Frau hingeworfen hatte, der es von einem ebenfalls wahnsinnigen Manne gebracht worden war. Daß er das Geld in dieser Weise wieder weggegeben hatte, bereute er nachher tausendmal, obwohl er sich fortwährend damit brüstete. Er weinte wirklich während der drei Tage, die der Fürst damals in Petersburg zubrachte; aber in diesen drei Tagen warf er auch schon einen Haß auf den Fürsten, weil dieser ihn gar zu mitleidsvoll behandelte, obwohl doch eine solche Handlung, wie es die Rückgabe einer so großen Geldsumme war, „nicht jeder fertig gebracht haben würde". Aber die achtungswerte Selbsterkenntnis, daß sein ganzer Kummer nur von ununterbrochener Verletzung seiner Eitelkeit herkam, quälte ihn schrecklich. (Erst lange nachher gelangte er zu einem klareren Urteil und zu der Erkenntnis, was für eine ernste Wendung sein Verhältnis

zu einem so unschuldigen, eigenartigen Wesen wie Aglaja hätte nehmen können.) Die Reue nagte an seinem Herzen; er gab seine Stelle auf und vergrub sich in seinen Gram und seine Trübsal. Er lebte mit seinem Vater und seiner Mutter bei Ptizyn auf dessen Kosten, bezeigte diesem aber unverhohlen seine Geringschätzung, wiewohl er gleichzeitig auf seine Ratschläge hörte und verständig genug war, ihn fast immer um solche zu bitten. Gawrila Ardalionowitsch ärgerte sich zum Beispiel auch darüber, daß Ptizyn nicht darauf ausging, ein Rothschild zu werden, und sich dies nicht als Ziel gesetzt hatte. „Wenn man einmal ein Wucherer ist, dann muß man es auch gründlich sein, Charakter zeigen, die Leute schinden, Geld aus ihnen prägen, ärger als der ärgste Jude verfahren!" Ptizyn war ein bescheidener, stiller Mensch; er lächelte nur zu solchen Reden; aber einmal hielt er es doch für nötig, sich Ganja gegenüber ernsthaft auszusprechen, und führte das sogar mit einer gewissen Würde aus. Er wies ihn darauf hin, daß er nichts Unehrliches tue, und daß Ganja ihn ohne Berechtigung einen Juden nenne; er könne nichts dafür, daß es so schwer sei, zu Gelde zu kommen; er handle rechtlich und ehrenhaft und sei eigentlich bei „diesen Geschäften" nur Agent; aber infolge seiner geschäftlichen Zuverlässigkeit sei er schon hervorragenden Persönlichkeiten vorteilhaft bekannt geworden, und seine Geschäfte gewönnen immer mehr an Ausdehnung. „Ein Rothschild werde ich nicht werden, und das ist auch nicht nötig," fügte er lachend hinzu; „aber zu einem Hause in der Liteinaja-Straße werde ich es wohl bringen, vielleicht auch zu zweien, und damit werde ich abschließen." Im stillen aber dachte er: „Wer weiß, vielleicht auch zu dreien!" sprach das aber

nie laut aus, sondern verbarg diese Zukunftsphantasie. Das Schicksal liebt solche Menschen und verfährt gegen sie freundlich: es wird Herrn Ptizyn nicht mit drei, sondern gewiß mit vier Häusern belohnen, und zwar gerade dafür, daß er von seiner Kindheit an gewußt hat, er werde nie ein Rothschild werden. Aber andererseits wird das Schicksal unter keinen Umständen über vier Häuser hinausgehen, und damit wird die Sache für Ptizyn ihren Abschluß finden.

Eine ganz andersartige Persönlichkeit war Gawrila Ardalionowitschs Schwester. Auch sie war von einem kräftigen Streben erfüllt, das aber mehr den Charakter der Beharrlichkeit als den stoßweiser Heftigkeit trug. Sie bewies viel Verstand, wenn eine Sache zu dem entscheidenden Punkte gelangt war; aber es mangelte ihr auch schon vorher nicht daran. Allerdings gehörte auch sie zu der Klasse der „gewöhnlichen" Leute, die von Originalität träumen; aber sie erkannte doch sehr bald, daß sie keine Spur von besonderer Originalität besaß, und grämte sich darüber nicht allzu sehr, — wer weiß, vielleicht aus einer eigenen Art von Stolz. Ihren ersten Schritt ins praktische Leben führte sie mit großer Entschlossenheit aus, indem sie Herrn Ptizyn heiratete; aber indem sie das tat, sagte sie ganz und gar nicht zu sich selbst: „Will man gemein handeln, dann gründlich, wenn man nur sein Ziel erreicht," wie Gawrila Ardalionowitsch in solchem Falle nicht unterlassen hätte sich auszudrücken (er war nahe daran, sich vor ihren eigenen Ohren so auszudrücken, als er als älterer Bruder seine Billigung ihres Entschlusses aussprach). Vielmehr heiratete Warwara Ardalionowna ganz im Gegenteil erst, nachdem sie zu der wohlbegründeten Über-

zeugung gelangt war, daß ihr künftiger Gatte ein bescheidener, angenehmer, beinah gebildeter Mann sei und größere Gemeinheiten nie und um keinen Preis begehen werde. Nach kleineren Gemeinheiten fragte Warwara Ardalionowna nicht; das waren eben Kleinigkeiten, und solche Kleinigkeiten kamen ja in der Welt überall vor. Ein Ideal zu suchen hätte sie für töricht gehalten. Zudem wußte sie, daß sie durch diese Heirat ihrer Mutter, ihrem Vater und ihren Brüdern zu einer Unterkunft verhalf. Da sie ihren Bruder Ganja im Unglück sah, so wünschte sie, trotz aller früheren Zwistigkeiten in der Familie, ihm zu helfen. Ptizyn drängte seinen Schwager Ganja manchmal, natürlich freundschaftlich, dazu, wieder eine Stelle anzunehmen. „Da verachtest du nun die Generäle und den Generalsrang," sagte er mitunter scherzend zu ihm; „aber paß einmal auf, alle deine idealistisch veranlagten Bekannten werden schließlich, wenn die Reihe an sie kommt, Generäle werden; wenn du lange genug lebst, wirst du es schon sehen." „Wie kommen manche Leute nur zu dem Glauben, ich sei ein Verächter der Generäle und des Generalsranges?" dachte Ganja im stillen bitter und spöttisch. Um ihrem Bruder behilflich zu sein, entschloß sich Warwara Ardalionowna dazu, den Kreis ihrer Tätigkeit zu erweitern: sie verschaffte sich Zutritt bei der Familie Jepantschin, wobei ihr Erinnerungen an die Kinderzeit halfen; denn sowohl sie selbst als auch ihr Bruder hatten als Kinder mit den Jepantschinschen Töchtern gespielt. Wir merken hier an, daß Warwara Ardalionowna, wenn sie mit ihren Besuchen bei den Jepantschinschen Damen irgendein phantastisches Ziel vor Augen gehabt hätte, vielleicht eben dadurch sofort aus jener Menschen-

klasse ausgeschieden wäre, zu der sie sich selbst rechnete; aber sie hatte kein phantastisches Ziel vor Augen, sondern es lag ihrerseits sogar eine sehr wohlbegründete Spekulation vor, bei der sie den Charakter dieser Familie als Grundlage benutzte. Aglajas Charakter studierte sie unermüdlich. Sie hatte sich die Aufgabe gestellt, die beiden jungen Leute, ihren Bruder und Aglaja, wieder zusammenzubringen. Vielleicht hatte sie tatsächlich einiges erreicht; vielleicht hatte sie auch Fehler begangen, indem sie zum Beispiel zu sehr auf ihren Bruder rechnete und von ihm etwas erwartete, was er nie und auf keine Weise hätte leisten können. Jedenfalls operierte sie bei Jepantschins sehr kunstvoll: sie erwähnte wochenlang ihren Bruder mit keinem Worte, war immer sehr wahrheitsliebend und aufrichtig und benahm sich schlicht, aber würdig. Was aber ihr innerstes Gewissen anlangt, so fürchtete sie sich nicht, in dasselbe hineinzublicken, und machte sich nicht den geringsten Vorwurf. Und dadurch wuchs ihre Kraft noch mehr. Nur eins, was ihr mißfiel, bemerkte sie manchmal an sich: daß auch sie sehr viel Ehrgeiz besaß, sich gelegentlich ärgerte und in ihrer Eitelkeit verletzt fühlte; besonders bemerkte sie das zu bestimmten Zeiten, und zwar fast jedesmal, wenn sie von Jepantschins fortging.

So kehrte sie also auch jetzt von ihnen heim und, wie wir schon gesagt haben, in nachdenklicher, trüber Stimmung. In dieser trüben Stimmung lag auch eine gewisse Portion spöttischer Bitterkeit. Ptizyn bewohnte in Pawlowsk ein unansehnliches, aber geräumiges Holzhaus, das an einer staubigen Straße gelegen war und demnächst in seinen vollen Besitz übergehen sollte, so daß er schon seinerseits es wieder einem Dritten zum Kauf angeboten hatte. Als

Warwara Ardalionowna die Freitreppe hinanstieg, hörte sie oben im Hause einen ungewöhnlichen Lärm und unterschied die schreienden Stimmen ihres Bruders und ihres Vaters. In den Salon eintretend, sah sie Ganja, der, ganz blaß vor Wut, im Zimmer auf und ab lief und sich beinah die Haare ausriß; sie runzelte bei diesem Anblick die Stirn und ließ sich mit müder Miene auf das Sofa sinken, ohne den Hut abzunehmen. Sie wußte ganz genau, daß, wenn sie noch ungefähr eine Minute lang schwieg und ihren Bruder nicht fragte, warum er so umherlaufe, dieser mit Sicherheit darüber in Zorn geraten werde; daher beeilte sie sich schließlich, in Form einer Frage zu sagen:

„Immer noch die alte Geschichte?"

„Ach was, die alte Geschichte!" rief Ganja. „Die alte Geschichte! Nein, weiß der Teufel, was jetzt hier vorgeht! Etwas Neues! Der Alte ist ganz rasend geworden ... die Mutter heult. Wahrhaftig, Warja, rede, was du willst, aber ich werde ihn aus dem Hause jagen oder ... oder selbst von euch wegziehen," fügte er hinzu, wahrscheinlich weil ihm einfiel, daß man aus einem fremden Hause niemand wegjagen kann.

„Man muß doch Nachsicht haben," murmelte Warja.

„Nachsicht womit? Mit wem?" fuhr Ganja auf. „Mit seinen Gemeinheiten? Nein, da kannst du reden, was du willst, aber das geht so nicht länger! Unmöglich, unmöglich, unmöglich! Und was ist das für eine Manier: er hat sich vergangen und trumpft dabei noch auf. Wie ein störrisches Tier: ‚Ich will nicht ins Tor, reiß den Zaun nieder!' Warum sitzt du so da? Was machst du denn für ein Gesicht?"

„Mein Gesicht ist wie immer,“ erwiderte Warja mißvergnügt.

Ganja sah sie genauer an.

„Bist du dort gewesen?“ fragte er plötzlich.

„Ja.“

„Warte, da schreit er wieder! Es ist eine Schande, und noch dazu in einer solchen Zeit!“

„Was meinst du damit: ‚in einer solchen Zeit‘? Es ist doch keine besondere Zeit.“

Ganja betrachtete seine Schwester noch aufmerksamer.

„Hast du etwas erfahren?“ fragte er.

„Nein, wenigstens nichts Unerwartetes. Ich habe erfahren, daß das alles seine Richtigkeit hat. Mein Mann hat gegen uns beide recht behalten; es ist so gekommen, wie er es gleich von Anfang an vorhergesagt hat. Wo ist er denn?“

„Er ist nicht zu Hause. Was ist denn also geschehen?“

„Der Fürst ist regulärer Bräutigam; die Sache ist entschieden. Die beiden älteren Schwestern haben mir gesagt, Aglaja habe eingewilligt; sie verheimlichen es nicht einmal mehr, während dort bisher eine arge Geheimniskrämerei stattfand. Adelaidas Hochzeit wird von neuem verschoben, damit beide Hochzeiten gleichzeitig gefeiert werden können, an demselben Tage, — sehr romantisch! Es mutet einen ganz poetisch an. Du solltest lieber ein Hochzeitsgedicht verfassen, statt so unnütz im Zimmer umherzulaufen. Heute abend wird die alte Bjelokonskaja bei ihnen sein; sie ist gerade zur rechten Zeit angekommen; es werden auch noch mehr Gäste da sein. Sie werden ihn der alten Bjelokonskaja vorstellen, wiewohl er schon mit ihr bekannt ist; es scheint, daß die Verlobung proklamiert wer-

den soll. Sie fürchten nur, daß er irgend etwas hinfallen läßt oder zerschlägt, wenn er zu den Gästen ins Zimmer kommt, oder auch daß er selbst hinplumpst; denn dessen kann man sich bei ihm versehen."

Ganja hörte sehr aufmerksam zu; aber zur Verwunderung seiner Schwester übte diese ihrer Meinung nach für ihn überraschende Nachricht anscheinend auf ihn gar nicht eine besonders überraschende Wirkung aus.

„Nun gut; das war ja schon lange klar," sagte er nach kurzem Nachdenken. „Also nun ist das zu Ende!" fügte er mit einem eigentümlichen Lächeln hinzu, indem er seiner Schwester verschmitzt ins Gesicht sah und immer noch fortfuhr, im Zimmer auf und ab zu gehen, wiewohl jetzt weit langsamer.

„Es ist nur gut, daß du es mit philosophischer Ruhe aufnimmst; ich freue mich darüber wirklich," sagte Warja.

„Nun sind wir eine Last von den Schultern los; wenigstens du."

„Ich glaube, dir aufrichtig gedient zu haben, ohne mein eigenes Urteil hineinzumischen und ohne dich mit Fragen zu belästigen; ich habe dich nicht gefragt, welches Glück du an Aglajas Seite zu finden hofftest."

„Aber habe ich denn überhaupt ... ein Glück an Aglajas Seite zu finden gehofft?"

„Na, bitte, laß dich nicht auf philosophische Betrachtungen ein! Jedenfalls ist es jetzt so. Wir sind abgetan. Wir sind die Leidtragenden. Ich muß dir gestehen, ich habe diese Sache nie als etwas Ernstes betrachten können; ich habe sie nur so ‚für alle Fälle' betrieben und dabei meine Spekulation auf den komischen Charakter des Mädchens gegründet; vor allen Dingen aber wollte ich dir eine

Freude machen; es war eine Wahrscheinlichkeit von neunzig Prozent, daß es mißlingen werde. Ich für meine Person weiß sogar jetzt nicht einmal, was du eigentlich erstrebt hast."

„Jetzt werdet ihr, du und dein Mann, mich dazu drängen, wieder in den Dienst zu treten, und werdet mir Predigten über Beharrlichkeit und Willenskraft halten, und daß man das Kleine nicht geringschätzen dürfe, und so weiter. Ich weiß es schon auswendig!" sagte Ganja lachend.

„Er hat irgend etwas Neues im Sinne!" dachte Warja.

„Nun, wie steht es jetzt dort? Die Eltern freuen sich wohl?" fragte Ganja plötzlich.

„Es scheint nicht. Übrigens kannst du dir das ja selbst zurechtlegen. Iwan Fjodorowitsch ist zufrieden; die Mutter ist ängstlich; sie hat bekanntlich von jeher einen Widerwillen gegen die Vorstellung gehabt, daß er der Bräutigam ihrer Tochter werden könnte."

„Danach frage ich nicht; er ist ein unmöglicher, undenkbarer Bräutigam, das ist klar. Ich frage nach der jetzigen Situation, wie es jetzt dort steht. Hat sie ihr formelles Jawort gegeben?"

„Sie hat bis jetzt nicht ‚Nein' gesagt; das ist alles; aber etwas anderes war ja von ihr auch nicht zu erwarten. Du weißt, daß sie von jeher bis zur Verdrehtheit blöde und schüchtern war: als Kind stieg sie in einen Schrank und saß da zwei, drei Stunden lang, um nur nicht zu den Gästen hereingehen zu müssen; nun ist sie eine große Göre geworden, aber es ist mit ihr immer noch dieselbe Geschichte. Weißt du, ich denke, daß es sich da wirklich auch von ihrer Seite um ein ernsthaftes Gefühl handelt. Allerdings

macht sie sich, wie mir gesagt wird, über den Fürsten vom Morgen bis zum Abend aus Leibeskräften lustig, um sich nichts merken zu lassen; aber gewiß weiß sie ihm täglich im stillen etwas Angenehmes zu sagen; denn er geht umher wie im Himmel und strahlt ordentlich ... Er soll furchtbar komisch aussehen. Das habe ich von den beiden älteren Schwestern gehört. Es schien mir auch, als ob sich diese mir ins Gesicht über mich lustig machten."

Ganja machte endlich ein finsteres Gesicht; vielleicht vertiefte sich Warja absichtlich in dieses Thema, um in seine wahren Gedanken einzudringen. Aber jetzt erscholl oben wieder Geschrei.

„Ich werde ihn aus dem Hause jagen!" brüllte Ganja, wie wenn er sich freute, seinem Ärger Luft machen zu können.

„Dann wird er wieder hingehen und uns überall blamieren, wie gestern."

„Was meinst du mit ‚wie gestern'? Was soll das heißen: ‚wie gestern'? Ist er etwa ..." fragte Ganja, der plötzlich einen gewaltigen Schreck bekam.

„Ach, mein Gott, weißt du es denn nicht?" fragte Warja erschrocken.

„Wie? Also ist es wirklich wahr, daß er dort gewesen ist?" rief Ganja, der vor Scham und Wut ganz rot wurde. „O Gott, du kommst ja von dort! Hast du etwas erfahren? Ist der Alte dagewesen? War er da oder nicht?"

Ganja stürzte nach der Tür; Warja lief zu ihm hin und ergriff ihn mit beiden Händen.

„Was hast du? Wo willst du hin?" sagte sie. „Wenn du ihn jetzt hinausläßt, wird er bei allen Menschen herumgehen und noch schlimmere Dinge anrichten!"

„Was hat er denn dort angerichtet? Was hat er gesagt?"

„Sie haben es selbst nicht recht begriffen und konnten es mir nicht ordentlich wiedererzählen; nur hat er alle in Angst versetzt. Er wollte zu Iwan Fjodorowitsch; aber der war nicht zu Hause; dann verlangte er, Lisaweta Prokofjewna zu sprechen. Zuerst bat er sie um eine Stelle; er wolle wieder in den Dienst treten; und dann fing er an, sich über uns zu beklagen, über mich, über meinen Mann, namentlich aber über dich... er hat alles mögliche zusammengeredet."

„Du hast es nicht erfahren können?" fragte Ganja, krampfhaft zitternd.

„Wie wäre das möglich! Er hat selbst kaum verstanden, was er redete; und vielleicht haben sie mir auch nicht alles wiedergesagt."

Ganja griff sich an den Kopf und lief zum Fenster; Warja setzte sich an das andere Fenster.

„Wie komisch Aglaja ist," bemerkte sie plötzlich. „Als ich weggehen wollte, hielt sie mich noch zurück und sagte zu mir: ‚Bestellen Sie Ihren Eltern den Ausdruck meiner besonderen persönlichen Hochachtung; ich werde in diesen Tagen gewiß Gelegenheit finden, mit Ihrem Papa zu sprechen.' Und das sagte sie ganz ernst. Es war sehr merkwürdig..."

„Nicht spöttisch? Nicht spöttisch?"

„Das ist es eben, daß sie es nicht spöttisch sagte; darum war es so merkwürdig."

„Weiß sie, was der Alte gemacht hat, oder nicht? Was meinst du?"

„Daß es bei ihnen nicht die ganze Familie weiß, ist mir nicht zweifelhaft; aber du bringst mich da auf einen Gedanken: vielleicht weiß es Aglaja. Und sie wird die einzige sein, die es weiß; denn auch die Schwestern waren verwundert, als sie mir mit solchem Ernste eine Empfehlung an den Vater auftrug. Und warum gerade an ihn? Wenn sie es weiß, dann muß es ihr der Fürst gesagt haben!"

„Es wird kein Kunststück sein, herauszubringen, wer es ihr gesagt hat! Ein Dieb! Das fehlte nur noch! Ein Dieb in unserer Familie, das ‚Oberhaupt der Familie'!"

„Ach, dummes Zeug!" rief Warja ganz ärgerlich. „Gerede Betrunkener, weiter nichts! Und wer hat es aufgebracht? Lebedew und der Fürst ... selbst eine nette Sorte; Menschen ohne Vernunft. Ich mache mir auch nicht so viel daraus."

„Der Alte ein Dieb und Trunkenbold," fuhr Ganja bitter fort, „ich ein Bettler, der Mann meiner Schwester ein Wucherer, — das konnte Aglaja locken! Das muß man sagen: eine angenehme Sippschaft!"

„Und doch ist es dieser Mann deiner Schwester, der Wucherer, der dich ..."

„Füttert, nicht wahr? Bitte, geniere dich nicht!"

„Warum bist du denn so ärgerlich?" erwiderte Warja. „Du verstehst auch gar nichts; du bist wie ein Schuljunge. Du meinst, all das hätte dir in Aglajas Augen schaden können? Da kennst du ihren Charakter schlecht; die wäre imstande, sich von dem besten Bewerber abzuwenden und zu irgendeinem Studenten mit Vergnügen auf die Dachkammer zu laufen, um da Hungers zu sterben; das ist ihr Ideal, von dem sie phantasiert! Du hast nie begreifen

können, wie interessant du in ihren Augen geworden wärest, wenn du es verstanden hättest, unsere kümmerliche Lage mit Festigkeit und Stolz zu ertragen. Bei dem Fürsten hat sie angebissen, erstens weil er es nicht darauf angelegt hatte, sie zu fangen, und zweitens weil er in den Augen aller ein Idiot ist. Schon allein, daß sie um seinetwillen ihre Familie in Aufregung versetzt, schon das ist ihr jetzt eine Freude. Ach, ihr versteht aber auch gar nichts!"

„Nun, das wollen wir noch sehen, ob wir etwas verstehen oder nicht," murmelte Ganja rätselhaft. „Aber ich möchte doch nicht, daß sie das von dem Alten erfährt. Ich hatte gemeint, der Fürst werde sich beherrschen und es nicht weitererzählen. Er hat Lebedew veranlaßt, davon zu schweigen, und wollte auch mir nicht alles sagen, als ich in ihn drang ..."

„Also siehst du selbst, daß auch auf anderm Wege alles schon bekannt geworden ist. Was willst du jetzt noch weiter? Worauf hoffst du noch? Wenn dir überhaupt noch eine Hoffnung bliebe, so würde gerade dieser Vorfall dir nützen, indem er dir in ihren Augen das Ansehen eines Märtyrers verleihen würde."

„Na, vor einem Skandal würde doch auch sie zurückschrecken, trotz all ihrer Romantik. Es hat alles seine Grenze, und alle Menschen gehen nur bis zu einer bestimmten Grenze; so seid ihr alle."

„Aglaja würde zurückschrecken?" versetzte Warja heftig und blickte ihren Bruder geringschätzig an. „Da hast du doch eine niedrige Denkungsart! Ihr seid allesamt nichts wert. Mag sie auch eine komische, wunderliche Person sein; aber dafür hat sie eine tausendmal anständigere Gesinnung als ihr alle!"

„Na, schon gut, schon gut, ärgere dich nur nicht!“ murmelte Ganja wieder selbstzufrieden.

„Mir tut nur die Mutter leid,“ fuhr Warja fort. „Ich fürchte, daß diese Geschichte mit dem Vater ihr zu Ohren kommt. Ach ja, das fürchte ich!“

„Das ist gewiß schon geschehen,“ bemerkte Ganja.

Warja stand auf, um zu Nina Alexandrowna nach oben zu gehen, blieb aber dann noch stehen und blickte ihren Bruder aufmerksam an.

„Wer kann es aber gewesen sein, der es ihr gesagt hat?“

„Wahrscheinlich Ippolit. Ich denke mir, er hat sich sofort, nachdem er zu uns übergesiedelt ist, eine Freude daraus gemacht, es der Mutter zu berichten.“

„Aber woher weiß er es denn? Das sag mir, bitte! Der Fürst und Lebedew haben sich vorgenommen, es niemandem zu sagen; auch Kolja weiß nichts davon.“

„Ippolit? Der hat es von selbst erfahren. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was das für eine listige Kreatur ist, was für ein Klatschweib, und was er für eine feine Nase hat, um alles Schlechte und Skandalhafte zu wittern. Na, magst du es glauben oder nicht, ich bin überzeugt, daß er Aglaja schon ganz in seinen Händen hat! Und wenn es ihm noch nicht gelungen ist, so wird es ihm bald gelingen! Auch Rogoschin ist zu ihm in Beziehung getreten. Wie ist es nur möglich, daß der Fürst das nicht merkt! Und jetzt hat er die größte Lust, mich hineinzulegen! Er hält mich für seinen persönlichen Feind; das habe ich längst durchschaut. Woher nur? Und was hat er hier noch vor? Er wird ja bald sterben; ich kann es nicht begreifen! Aber ich werde ihn hinters Licht führen; du wirst sehen, daß nicht er mich hineinlegt, sondern ich ihn.“

„Warum hast du ihn denn zu uns herübergelockt, wenn du ihn so haßt? Und ist er das überhaupt wert, daß du ihn hineinlegst?“

„Du bist es ja gewesen, die mir geraten hat, ihn zu uns herüberzulocken.“

„Ich glaubte, er würde uns nützlich sein; aber weißt du, daß er sich jetzt selbst in Aglaja verliebt hat und an sie geschrieben hat? Sie haben mich danach befragt ... vielleicht hat er auch an Lisaweta Prokofjewna geschrieben.“

„In dieser Hinsicht ist er nicht gefährlich!“ sagte Ganja, boshaft lachend. „Übrigens ist da sicherlich etwas nicht in Ordnung. Daß er verliebt ist, ist sehr möglich; denn er ist ein unreifer Bube! Aber ... anonyme Briefe wird er der Alten nicht schreiben. Eine boshafte, wertlose, selbstzufriedene Mittelmäßigkeit, das ist seine Charakteristik ... Ich bin überzeugt, ja, ich weiß sicher, daß er mich ihr als einen Intriganten geschildert hat; das ist das erste gewesen, was er getan hat. Ich muß bekennen, ich bin zuerst dumm genug gewesen, mich etwas vor ihm aufzuknöpfen; ich meinte, er werde, schon um sich an dem Fürsten zu rächen, für meine Interessen eintreten; er ist eine so listige Kreatur! O, ich habe ihn jetzt völlig durchschaut. Von diesem Diebstahl aber hat er durch seine eigene Mutter, die Hauptmannsfrau, gehört. Wenn der Alte sich zu einer solchen Tat hat entschließen können, so hat er es um der Hauptmannsfrau willen getan. Der Junge hat mir auf einmal ohne äußeren Anlaß mitgeteilt, der General habe seiner Mutter vierhundert Rubel versprochen; das hat er mir ohne äußeren Anlaß gesagt und ohne alle Umschweife. Da ist mir alles klar geworden. Und dabei hat er mir mit einem ganz besonderen Genusse in die Augen

gesehen; und unserer Mama hat er es sicherlich ebenfalls gesagt, nur weil es ihm Vergnügen macht, ihr das Herz zu zerreißen. Und sage mir um alles in der Welt, warum stirbt er nicht? Er hat sich doch verpflichtet, in drei Wochen zu sterben, und nun hat er hier noch angefangen, dick zu werden! Er hört auf zu husten; gestern abend hat er selbst gesagt, er habe seit zwei Tagen kein Blut mehr gehustet."

„Jage ihn weg!"

„Ich hasse ihn nicht, ich verachte ihn," erwiderte Ganja stolz. „Nun ja, ja, ich gebe zu, daß ich ihn auch hasse!" rief er dann plötzlich in maßloser Wut. „Und das werde ich ihm ins Gesicht sagen, wenn er auf seinem Sterbebette im Verscheiden liegen wird! Wenn du seine Beichte gelesen hättest, — o Gott, was für eine naive Frechheit! Das ist ja der Leutnant Pirogow in der Färbung der Tragödie, und vor allen Dingen ein unreifer Bube! O, mit welchem Genusse hätte ich ihn damals durchgeprügelt, namentlich um ihn in Erstaunen zu versetzen! Jetzt rächt er sich an allen dafür, daß ihm sein Selbstmord damals nicht gelungen ist . . . Aber was ist das? Das ist ja schon wieder Spektakel! Ja, was hat denn das zu bedeuten? Ich kann das schließlich doch nicht länger dulden. Ptizyn!" rief er dem ins Zimmer tretenden Ptizyn zu. „Was ist denn das? Wie weit wird denn dieser Unfug bei uns noch gehen? Das . . . das . . ."

Aber der Lärm kam schnell näher; die Tür wurde aufgerissen, und der alte Iwolgin, vor Zorn dunkelrot und zitternd, stürzte ganz außer sich ebenfalls auf Ptizyn los. Dem Alten folgten Nina Alexandrowna, Kolja und hinter allen Ippolit.

II

Ippolit war schon vor fünf Tagen in Ptizyns Haus übergesiedelt. Das hatte sich in ganz natürlicher Weise so gemacht, ohne viele Worte und ohne irgendwelches Zerwürfnis zwischen ihm und dem Fürsten; sie hatten sich nicht gezankt, sondern waren sogar äußerlich als gute Freunde voneinander geschieden. Gawrila Ardalionowitsch, der an dem damaligen Abend eine so feindliche Haltung gegen Ippolit angenommen hatte, war schon am dritten Tage nach jenem Ereignisse gekommen, um den Kranken zu besuchen, wobei er sich wahrscheinlich durch irgendwelchen Einfall, der ihm plötzlich gekommen war, leiten ließ. Aus irgendwelchem Grunde hatte auch Rogoschin angefangen, dem Kranken Besuche zu machen. Der Fürst war in der ersten Zeit der Meinung gewesen, daß es für den „armen Knaben" sogar das Beste sein würde, wenn er aus seinem Hause wegzöge. Aber schon während seines Umzuges hatte sich Ippolit dahin geäußert, er siedele zu Ptizyn über, „der so freundlich sei, ihm Unterkunft zu gewähren," und hatte wie mit Absicht niemals gesagt, er ziehe zu Ganja, obgleich gerade Ganja darauf gedrungen hatte, daß er ins Haus aufgenommen wurde. Ganja hatte das gleich damals beachtet, es übelgenommen und sich ins Gedächtnis eingeprägt.

Er hatte recht, als er zu seiner Schwester sagte, daß der Kranke sich erholt habe. Tatsächlich ging es Ippolit etwas besser als vorher, was man ihm auf den ersten Blick ansehen konnte. Er trat langsam in das Zimmer ein, hinter den andern, mit einem spöttischen, häßlichen Lächeln auf dem Gesichte. Nina Alexandrowna sah sehr erschrocken aus. (Sie hatte sich im letzten halben Jahre

sehr verändert, indem sie stark abgemagert war; seit sie ihre Tochter verheiratet hatte und zu ihr gezogen war, hatte sie fast ganz aufgehört, sich äußerlich in die Angelegenheiten ihrer Kinder hineinzumischen.) Koljas Miene war sorgenvoll und zeigte eine verständnislose Verwunderung; er begriff vieles von den „irren Reden" des Generals nicht, wie er sich ausdrückte, und das war auch natürlich, da er die Hauptursachen dieser neuen Aufregung in der Familie nicht kannte. Aber es war ihm klar, daß der Vater jetzt stündlich und überall dermaßen krakeelte und sich auf einmal so stark verändert hatte, daß man meinen konnte, er sei ein ganz anderer Mensch geworden wie früher. Es beunruhigte ihn auch, daß der Alte in den letzten drei Tagen ganz aufgehört hatte zu trinken. Er wußte, daß er sich mit Lebedew und dem Fürsten veruneinigt und sogar gezankt hatte. Kolja war soeben mit einem halben Stof Branntwein nach Hause zurückgekehrt, das er für sein eigenes Geld gekauft hatte.

„Wirklich, Mama," hatte er noch oben zu Nina Alexandrowna gesagt, „wirklich, mag er lieber trinken! Er hat jetzt schon seit drei Tagen keinen Branntwein angerührt; er muß einen stillen Kummer haben. Wirklich, wir wollen ihn lieber trinken lassen; ich habe ihm ja auch ins Schuldgefängnis Branntwein gebracht ..."

Der General öffnete die Tür sperrangelweit und stellte sich, zitternd vor Entrüstung, auf die Schwelle.

„Mein Herr!" schrie er mit donnernder Stimme seinem Schwiegersohne Ptizyn zu. „Wenn Sie tatsächlich beschlossen haben, einen achtungswerten alten Mann, Ihren Vater, das heißt wenigstens den Vater Ihrer Frau, der seinem Kaiser treu gedient hat, so einem Milchbart und

Atheisten aufzuopfern, so wird mein Fuß von dieser Stunde an die Schwelle Ihres Hauses nie wieder betreten. Wählen Sie, mein Herr, wählen Sie unverzüglich: entweder ich oder dieser... dieser Bohrer! Ja, dieser Bohrer! Der Ausdruck ist mir zufällig in den Mund gekommen; aber dieser Mensch ist ein Bohrer! Denn er bohrt in meiner Seele herum wie ein Bohrer, ohne allen Respekt ... ja, wie ein Bohrer!"

„Bin ich nicht eher ein Pfropfenzieher?" fragte Ippolit.

„Nein, kein Pfropfenzieher; denn du hast einen General vor dir und keine Flasche. Ich besitze Orden und Ehrenzeichen; aber du, du hast nichts, gar nichts. Entweder er oder ich! Entscheiden Sie sich, mein Herr, sofort, sofort!" schrie er Ptizyn wieder wütend an.

In diesem Augenblicke stellte ihm Kolja einen Stuhl hin, und er sank fast ganz erschöpft auf ihn nieder.

„Es wäre wirklich das Beste, wenn Sie sich schlafen legten," murmelte Ptizyn, der ganz betäubt war.

„Er droht noch!" sagte Ganja halblaut zu seiner Schwester.

„Schlafen legen!" schrie der General. „Ich bin nicht betrunken, mein Herr; Sie beleidigen mich. Ich sehe," fuhr er, wieder aufstehend, fort, „ich sehe, daß hier alle gegen mich sind, alle. Genug! Ich werde fortgehen ... Aber wissen Sie, mein Herr, wissen Sie ..."

Man ließ ihn nicht zu Ende reden und veranlaßte ihn, sich wieder hinzusetzen; man bat ihn, sich zu beruhigen. Ganja ging wütend in eine Ecke. Nina Alexandrowna zitterte und weinte.

„Aber was habe ich ihm denn getan? Worüber beklagt er sich denn?" rief Ippolit grinsend.

„Sie hätten ihm nichts getan?" sagte Nina Alexandrowna. „Es ist von Ihnen eine besondere Schändlichkeit und Unmenschlichkeit, einen alten Mann zu quälen ... und noch dazu in Ihrer Lage."

„Erstens, von welcher Art ist denn meine Lage? Ich schätze Sie, gerade Sie persönlich, sehr hoch; aber ..."

„Er ist ein Bohrer!" schrie der General; „er bohrt in meiner Seele und in meinem Herzen herum! Er will, daß ich an den Atheismus glauben soll! Wisse, du Milchbart, daß ich schon mit Ehren überschüttet war, als du noch gar nicht geboren warst! Du bist weiter nichts als ein neidischer Wurm, der in zwei Stücke zerrissen ist und hustet ... und vor Bosheit und Unglauben stirbt ... Warum hat dich Ganja bloß hierher gebracht? Alle sind sie gegen mich, von den Fremden angefangen bis zu meinem eigenen Sohne!"

„So hören Sie doch auf mit dem falschen Pathos!" rief Ganja. „Sie sollten nicht in der ganzen Stadt Schande über uns bringen; das wäre besser!"

„Wie? Ich bringe Schande über dich, du Milchbart? Über dich? Ich kann dir nur Ehre bringen, aber keine Unehre!"

Er schrie und ließ sich nicht mehr halten; aber auch Gawrila Ardalionowitsch hatte offenbar alle Selbstbeherrschung verloren.

„Sie reden noch von Ehre!" rief er boshaft.

„Was hast du gesagt?" donnerte der General, der blaß wurde und einen Schritt auf ihn zu trat.

„Ich brauche ja nur den Mund aufzutun, um ..." schrie Ganja, ohne den Satz zu Ende zu sprechen.

Beide standen einander gegenüber; sie zitterten vor Wut, besonders Ganja.

„Ganja, was sprichst du da!" rief Nina Alexandrowna und stürzte auf ihren Sohn zu, um ihn aufzuhalten.

„So ein törichtes Gerede von allen Seiten!" sagte Warja entrüstet in scharfem Tone. „Hören Sie auf, Mama!" fügte sie hinzu und faßte ihre Mutter an.

„Ich schone Sie nur um der Mutter willen!" rief Ganja pathetisch.

„Rede!" brüllte der General in höchster Wut. „Rede! Ich befehle es unter Androhung meines väterlichen Fluches ... Rede!"

„Na, ich werde mich auch gerade vor Ihrem Fluche fürchten! Wer ist denn daran schuld, daß Sie seit acht Tagen wie verrückt sind? Seit acht Tagen; Sie sehen, ich weiß alles genau nach dem Datum ... Nehmen Sie sich in acht, und treiben Sie mich nicht zum Äußersten; sonst sage ich alles ... Warum haben Sie sich denn gestern zu Jepantschins begeben? Und da nennt er sich noch einen alten Mann, spricht von seinen grauen Haaren und spielt sich als Familienvater auf! Ein netter Patron!"

„Schweig still, Ganja!" rief Kolja. „Schweig still, du Dummkopf!"

„Aber womit habe ich, ich ihn denn beleidigt?" fragte Ippolit hartnäckig, immer noch in demselben spöttischen Tone. „Warum nennt er mich einen Bohrer, wie Sie selbst gehört haben? Er hat sich selbst an mich herangemacht; er kam soeben zu mir und fing an, von einem Hauptmann Jeropegow zu sprechen. Ich wünsche überhaupt nicht, mit Ihnen zu verkehren, General; ich bin Ihnen schon früher aus dem Wege gegangen, wie Sie

selbst wissen. Sagen Sie selbst: was geht mich der Hauptmann Jeropegow an? Um des Hauptmanns Jeropegow willen bin ich nicht hierher gezogen. Ich habe ihm nur laut meine Meinung ausgesprochen, daß dieser Hauptmann Jeropegow vielleicht überhaupt niemals existiert hat. Und da hat er einen Höllenlärm gemacht."

„Zweifellos hat er nicht existiert!" sagte Ganja in scharfem Tone.

Der General stand wie betäubt und blickte nur gedankenlos rings um sich. Die Worte seines Sohnes verblüfften ihn durch ihre ungewöhnliche Offenheit. Im ersten Augenblicke konnte er gar keine Worte finden. Erst als Ippolit über Ganjas Antwort laut auflachte und rief: „Na, nun haben Sie es gehört, Ihr eigener Sohn sagt auch, daß es keinen Hauptmann Jeropegow gegeben hat," erst da murmelte der Alte endlich, ganz verwirrt:

„Kapiton Jeropegow, nicht Hauptmann* . . . Kapiton ... Oberstleutnant a. D., Jeropegow . . . Kapiton."

„Auch diesen Kapiton hat es nicht gegeben!" rief Ganja, der ganz grimmig geworden war.

„Aber ... warum soll es ihn nicht gegeben haben?" murmelte der General, dem die Röte ins Gesicht stieg.

„So lassen Sie es doch gut sein!" sagten Ptizyn und Warja beschwichtigend zu ihm.

„Schweig still, Ganja!" rief Kolja wieder.

Aber der Umstand, daß sich jemand seiner annahm, hatte die Wirkung, den General wieder zu beleben.

* Hauptmann heißt im Russischen kapitan, was hier zu einer Verwechselung mit dem Namen Kapiton führt. Anmerkung des Übersetzers.

„Wieso soll es ihn nicht gegeben haben? Warum soll er nicht existiert haben?" fuhr er seinen Sohn zornig an.

„Ganz einfach, weil er nicht existiert hat. Er hat eben nicht existiert und kann überhaupt nicht existiert haben. Da haben Sie es! Lassen Sie mich in Ruhe, sage ich!"

„Und das ist mein Sohn ... das ist mein leiblicher Sohn, den ich ... o Gott! Jeropegow, Jerofei Jeropegow soll nicht existiert haben!"

„Na, da sieht man's, bald heißt er Jerofei, bald Kapiton!" warf Ippolit dazwischen.

„Kapiton, mein Herr, Kapiton, nicht Jerofei! Kapiton, Kapiton Alexejewitsch, hören Sie wohl, Kapiton ... Oberstleutnant ... a. D. ... er heiratete Marja ... Marja ... Petrowna Su ... Su ... er war mein Freund und Kamerad ... seine Frau war eine geborene Sutugowa; er heiratete sie, als er noch Fähnrich war! Ich habe mein Blut für ihn vergossen, ihn mit meinem Leibe gedeckt ... er ist gefallen. Und nun soll Kapiton Jeropegow nicht existiert haben, nicht auf der Welt gewesen sein!"

Nach der Wut, mit der der General schrie, hätte man denken können, es handle sich um etwas weit Wichtigeres, wodurch er zu solchem Geschrei veranlaßt werde. Und wirklich hätte er zu anderer Zeit gewiß weit stärkere Beleidigungen, als es die Bemerkung über Kapiton Jeropegows Nichtexistenz war, ertragen; er hätte wohl ein bißchen Geschrei erhoben, hätte eine Szene gemacht, wäre außer sich gekommen, wäre aber doch schließlich nach seinem Zimmer hinaufgegangen, um sich schlafen zu legen. Aber das Menschenherz ist ein sonderbares Ding: jetzt traf es sich, daß gerade eine verhältnismäßig so geringe Kränkung wie der Zweifel an Jeropegows Existenz das

Gefäß zum Überlaufen bringen mußte. Der Alte wurde purpurrot, hob die Arme in die Höhe und schrie:

„Genug! Mein Fluch ... hinaus aus diesem Hause! Nikolai, bring meine Reisetasche; ich gehe ... ich will fort!"

Eilig, im höchsten Zorn, ging er hinaus. Nina Alexandrowna, Kolja und Ptizyn stürzten ihm nach.

„Na, was hast du jetzt angerichtet!" sagte Warja zu ihrem Bruder. „Er wird am Ende wieder dorthin gehen. Welche Schande! Welche Schande!"

„Er hätte nicht stehlen sollen!" schrie Ganja, der beinah vor Ingrimm erstickte; plötzlich begegnete sein Blick dem Blicke Ippolits, und Ganja fing fast an zu zittern. „Sie aber, mein Herr," schrie er, „sollten nicht vergessen, daß Sie hier in einem fremden Hause sind und ... Gastfreundschaft genießen, und sollten nicht einen alten Mann reizen, der offenbar den Verstand verloren hat ..."

Ippolit war ebenfalls zusammengefahren, hatte aber sofort die Herrschaft über sich wiedergewonnen.

„Ich kann Ihnen doch nicht ganz zustimmen, wenn Sie meinen, daß Ihr Papa den Verstand verloren hat," antwortete er ruhig. „Es scheint mir im Gegenteil, daß sein Verstand in der letzten Zeit sogar zugenommen hat, wahrhaftig; glauben Sie es nicht? Er ist so vorsichtig und argwöhnisch geworden; immer sucht er einen auszuforschen; jedes Wort wägt er ab ... daß er mit mir von diesem Kapiton zu reden anfing, dabei hatte er eine besondere Absicht; stellen Sie sich nur vor: er wollte mich darauf bringen, daß ..."

„Zum Teufel, was kümmert es mich, worauf er Sie bringen wollte! Ich bitte Sie, mir gegenüber keine listigen,

schlauen Kunstgriffe zur Anwendung zu bringen, mein Herr!" knirschte Ganja. „Wenn Sie gleichfalls den wahren Grund kennen, weshalb der Alte sich in diesem Zustande befindet (und Sie haben in diesen fünf Tagen so um mich herumspioniert, daß Sie ihn wahrscheinlich kennen), so sollten Sie doch den Unglücklichen nicht reizen und meine Mutter nicht durch Übertreibung der Geschichte quälen; denn die ganze Geschichte ist dummes Zeug, nur Gerede Betrunkener, weiter nichts, Gerede, das durch nichts bewiesen ist, und aus dem ich mir nicht einen Pfifferling mache ... Aber Sie müssen immer spionieren und giftige Reden führen, weil Sie ... weil Sie ..."

„Weil ich ein Bohrer bin," fiel Ippolit lächelnd ein.

„Weil Sie ein gemeines Subjekt sind. Eine halbe Stunde lang haben Sie die Gesellschaft gepeinigt, in der Meinung, Sie könnten sie dadurch erschrecken, daß Sie sich mit Ihrer ungeladenen Pistole erschössen, mit der Sie ein so schmachvolles Fiasko machten, Sie erfolgloser Selbstmörder, Sie übergelaufene Galle auf zwei Beinen. Ich habe Ihnen Gastfreundschaft gewährt, Sie sind hier dick geworden, haben aufgehört zu husten, und nun danken Sie es mir so ..."

„Nur wenige Worte, wenn Sie erlauben; ich wohne bei Warwara Ardalionowna und nicht bei Ihnen; Sie haben mir keinerlei Gastfreundschaft erwiesen; ich glaube sogar, daß Sie selbst Herrn Ptizyns Gastfreundschaft genießen. Vor vier Tagen habe ich meine Mutter gebeten, in Pawlowsk eine Wohnung für mich zu suchen und selbst hierher überzusiedeln, weil ich mich hier tatsächlich wohler fühle, obgleich ich keineswegs dicker geworden bin und immer noch huste. Meine Mutter hat mich gestern abend benach-

richtigt, daß die Wohnung bereit sei, und ich beeile mich meinerseits, Ihnen mitzuteilen, daß ich mich noch heute bei Ihrer Mama und bei Ihrer Schwester bedanken und in meine eigene Wohnung übersiedeln werde, wozu ich mich schon gestern abend entschlossen habe. Entschuldigen Sie, ich habe Sie unterbrochen; Sie wollten, wie es scheint, noch vieles sagen."

„O, wenn es so ist . . ." begann Ganja zitternd.

„Wenn es so ist, so gestatten Sie, daß ich mich setze," fügte Ippolit hinzu, indem er sich mit größter Seelenruhe auf den Stuhl niederließ, auf dem der General gesessen hatte. „Ich bin ja doch krank. Nun, jetzt bin ich bereit, Ihnen zuzuhören, um so mehr als dies unser letztes Gespräch und vielleicht sogar unser letztes Zusammensein sein wird."

Ganja fing auf einmal an, sich zu schämen.

„Sie können mir glauben, daß ich mich nicht dazu erniedrigen werde, mit Ihnen gleichsam abzurechnen," sagte er; „und wenn Sie ..."

„Es hat keinen Zweck, daß Sie sich aufs hohe Pferd setzen," unterbrach ihn Ippolit. „Ich meinerseits habe mir schon gleich am ersten Tage, nachdem ich hierher übergesiedelt war, vorgenommen, mir nicht das Vergnügen zu versagen, Ihnen beim Abschiede mit vollster Offenheit meine Meinung zu sagen. Ich beabsichtige, dies eben jetzt zu tun, selbstverständlich nach Ihnen."

„Und ich ersuche Sie, dieses Zimmer zu verlassen."

„Reden Sie lieber; sonst werden Sie bereuen, sich nicht ausgesprochen zu haben."

„Hören Sie auf, Ippolit; das alles ist ja unwürdig; tun Sie mir den Gefallen und hören Sie auf!" sagte Warja.

„Nur einer Dame zu Gefallen könnte ich es vielleicht tun," erwiderte Ippolit lachend und stand auf. „Wenn es Ihnen recht ist, Warwara Ardalionowna, bin ich Ihnen zuliebe bereit, mich kurz zu fassen, aber auch nur, mich kurz zu fassen; denn eine gewisse Auseinandersetzung zwischen mir und Ihrem Bruder ist durchaus notwendig, und ich werde mich unter keinen Umständen dazu entschließen, beim Fortgehen hier eine Unklarheit zurückzulassen."

Sie sind ganz einfach eine Klatschschwester!" rief Ganja. „Darum mögen Sie nicht weggehen, ohne Ihre Klatscherei vorgebracht zu haben!"

„Sehen Sie wohl," bemerkte Ippolit kaltblütig, „Sie haben schon jetzt die Selbstbeherrschung verloren. Wirklich, Sie werden es bereuen, sich nicht ausgesprochen zu haben. Ich trete Ihnen noch einmal das Wort ab. Ich werde warten."

Gawrila Ardalionowitsch schwieg und machte ein verächtliches Gesicht.

„Sie wollen es nicht. Sie beabsichtigen, Ihrer Rolle treu zu bleiben; nun, wie Sie wollen. Meinerseits werde ich möglichst kurz sein. Ich habe heute zwei- oder dreimal einen Vorwurf in betreff der genossenen Gastfreundschaft gehört; dieser Vorwurf ist ungerecht. Indem Sie mich zu sich einluden, warfen Sie selbst Ihr Netz nach mir aus; Sie spekulierten darauf, daß ich mich an dem Fürsten rächen wolle. Außerdem hatten Sie gehört, daß Aglaja Iwanowna ihre Teilnahme für mich ausgesprochen und meine Beichte gelesen habe. Da Sie aus irgendwelchem Grunde darauf rechneten, daß ich mich ganz Ihren Interessen widmen würde, so hofften Sie, vielleicht an mir einen Helfer

zu finden. Ich will mich nicht eingehender darüber aussprechen! Auch von Ihrer Seite verlange ich weder ein Bekenntnis noch eine Bestätigung; es genügt mir, Sie Ihrem eigenen Gewissen zu überlassen und festzustellen, daß wir einander jetzt vortrefflich verstehen."

„Aber Sie machen Gott weiß was aus einer ganz gewöhnlichen Sache!" rief Warja.

„Ich habe dir ja gesagt: er ist eine Klatschschwester und ein unreifer Bube," sagte Ganja.

„Wenn Sie erlauben, Warwara Ardalionowna, werde ich fortfahren. Den Fürsten kann ich natürlich weder lieben noch hochachten; aber er ist entschieden ein guter Mensch, wenn auch recht lächerlich. Aber ihn zu hassen, habe ich absolut keinen Grund; ich habe Ihren Bruder von meiner Gesinnung nichts merken lassen, als er mich gegen den Fürsten aufzuhetzen suchte; ich rechnete eben darauf, ihn am Schluß der Komödie auszulachen. Ich wußte im voraus, daß Ihr Bruder mir zuviel mitteilen und damit einen argen Fehler begehen werde. Und so kam es denn auch ... Ich bin jetzt bereit, schonend mit ihm zu verfahren, aber einzig und allein aus Hochachtung gegen Sie, Warwara Ardalionowna. Aber nachdem ich Ihnen dargelegt habe, daß ich nicht so leicht zu angeln bin, will ich Ihnen auch auseinandersetzen, warum mich so sehr danach verlangt hat, Ihren Bruder in seinen eignen Augen als Dummkopf hinzustellen. Sie mögen wissen, daß ich das aus Haß tue; das gestehe ich offenherzig. Dem Tode nah (denn ich werde doch bald sterben, obwohl ich dicker geworden bin, wie Sie versichern), dem Tode nah, fühlte ich, daß ich sehr viel ruhiger in das Paradies ein-

gehen würde, wenn ich vorher wenigstens e i n e n Vertreter jener zahllosen Menschenklasse als Dummkopf erweisen könnte, die mich mein ganzes Leben lang verfolgt hat, die ich mein ganzes Leben lang gehaßt habe, und für die Ihr hochgeehrter Bruder als hervorragendes Musterbeispiel dienen kann. Ich hasse Sie, Gawrila Ardalionowitsch, einzig deswegen (das kommt Ihnen vielleicht wunderlich vor), einzig deswegen, weil Sie ein Typus, eine Inkarnation, eine Verkörperung und der Gipfelpunkt der frechsten, selbstzufriedensten, gemeinsten, häßlichsten Mittelmäßigkeit sind! Sie sind die aufgeblasene Mittelmäßigkeit, die Mittelmäßigkeit, die in olympischer Ruhe an sich nicht zweifelt; Sie sind die allergewöhnlichste Gewöhnlichkeit! Nicht der kleinsten eigenen Idee ist es beschieden, in Ihrem Geiste oder in Ihrem Herzen jemals zu keimen. Aber Sie sind maßlos neidisch; Sie sind zwar fest davon überzeugt, daß Sie das größte Genie sind; aber in düsteren Stunden beschleicht Sie doch manchmal der Zweifel, und dann ärgern Sie sich und beneiden andere. O, es gibt für Sie noch schwarze Punkte am Horizonte; sie werden vergehen, sobald Sie endgültig dumm geworden sein werden, was nicht mehr fern ist; aber es steht Ihnen doch noch ein langer, vielgestaltiger Weg bevor; ich sage nicht, ein heiterer Weg, und freue mich darüber. Zuvörderst aber sage ich Ihnen voraus, daß Sie eine gewisse Person nicht gewinnen werden ..."

„Nein, das ist unerträglich!" rief Warja. „Sind Sie nun fertig, Sie widerwärtiger Bösewicht?"

Ganja war blaß geworden, zitterte und schwieg. Ippolit blieb stehen, betrachtete ihn unverwandt und mit Genuß, ließ dann seine Blicke zu Warja hinübergleiten,

lächelte, verbeugte sich und ging, ohne noch weiter ein Wort hinzuzufügen, hinaus.

Gawrila Ardalionowitsch hätte sich mit Grund über sein Schicksal und über das Mißlingen seiner Pläne beklagen können. Eine Weile mochte Warja ihn nicht anreden; ja, sie sah ihn nicht einmal an, als er mit großen Schritten an ihr vorbeiging; schließlich trat er ans Fenster und wandte ihr den Rücken. Warja dachte an die russische Redensart vom Stock mit den zwei Enden. Oben war wieder Lärm zu hören.

„Willst du gehen?" fragte Ganja, der sich zu ihr umwandte, als er hörte, daß sie sich von ihrem Sitze erhob. „Warte noch einen Augenblick, und sieh dir einmal dies hier an!"

Er trat zu ihr heran und warf ein kleines, nach Art eines Briefchens zusammengelegtes Zettelchen vor ihr auf den Stuhl.

„O Gott!" rief Warja und schlug die Hände zusammen.

Das Billett enthielt nur wenige Zeilen:

„Gawrila Ardalionowitsch! Da ich mich von Ihrer freundlichen Gesinnung gegen mich überzeugt habe, so möchte ich Sie in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit um Ihren Rat fragen. Ich würde Sie gern morgen sprechen, Punkt sieben Uhr früh, auf der grünen Bank. Das ist nicht weit von unserem Landhause. Warwara Ardalionowna, die Sie unbedingt begleiten soll, kennt diesen Platz ganz genau. A. J."

„Und dabei soll man auf ihren Charakter Spekulationen gründen!" rief Warwara Ardalionowna, erstaunt die Arme ausbreitend.

Obgleich Ganja in diesem Augenblick die größte Lust hatte, den Stolzen zu spielen, konnte er doch nicht umhin, sein Triumphgefühl merken zu lassen, noch dazu nach den soeben vorhergegangenen demütigenden Prophezeiungen Ippolits. Ein selbstzufriedenes Lächeln erglänzte unverhohlen auf seinem Gesichte, und auch Warja selbst strahlte vor Freude.

„Und das schreibt sie gerade an dem Tage, an dem bei ihnen die Verlobung öffentlich bekanntgegeben wird! Dabei soll einer mit ihrem Charakter rechnen!"

„Was meinst du, worüber sie morgen mit mir reden will?" fragte Ganja.

„Das ist ganz gleich; die Hauptsache ist, daß sie dich nach sechs Monaten zum erstenmal wieder zu sehen wünscht. Höre auf mich, Ganja: um was es sich auch handeln mag, und wie sich die Sache auch wenden mag, vergiß nicht, daß es für dich wichtig ist! Sehr wichtig! Spiele nicht wieder den Stolzen, mache nicht wieder Fehler, und hüte dich auch davor, ängstlich zu werden! Es hat ihr doch unmöglich entgehen können, zu welchem Zwecke ich ein halbes Jahr lang immer hingekommen bin. Und kannst du dir das vorstellen: kein Wort hat sie mir heute davon gesagt; nichts hat sie sich merken lassen. Ich bin nämlich heimlich bei ihnen gewesen; die Alte hat nichts davon gewußt, daß ich da war; sonst hätte sie mich am Ende weggejagt. Ich habe es um deinetwillen riskiert, hinzugehen, weil ich durchaus erfahren wollte ..."

Wieder erscholl von oben Geschrei und Lärm; mehrere Personen kamen die Treppe herunter.

„Wir dürfen das jetzt um keinen Preis zulassen!" rief Warja hastig und ängstlich. „Es darf auch nicht die Spur

von Skandal vorkommen! Geh hin und bitte um Verzeihung!"

Aber das Oberhaupt der Familie war schon auf der Straße. Kolja, der die Reisetasche trug, hinter ihm. Nina Alexandrowna stand auf der Freitreppe und weinte; sie wollte ihm nachlaufen; aber Ptizyn hielt sie zurück.

„Sie fachen seinen Zorn dadurch nur noch mehr an," sagte er zu ihr. „Er kann ja nirgends hingehen; in einer halben Stunde wird er wieder hierher zurückgebracht werden; ich habe schon mit Kolja darüber gesprochen; lassen Sie ihn nur seine Dummheit begehen!"

„Was machen Sie denn für Streiche? Wo wollen Sie denn hin?" rief Ganja aus dem Fenster. „Sie können ja nirgends hingehen!"

„Kommen Sie wieder zurück, Papa!" rief Warja. „Die Nachbarn werden aufmerksam."

Der General blieb stehen, wandte sich um, streckte den Arm aus und schrie:

„Mein Fluch komme über dieses Haus!"

„Anders als in diesem Theaterton kann er gar nicht reden!" murmelte Ganja und schlug das Fenster zu.

Die Nachbarn hörten wirklich zu. Warja lief aus dem Zimmer.

Als Warja hinausgegangen war, nahm Ganja den Zettel vom Tische, küßte ihn, schnalzte mit der Zunge und machte einen kleinen Luftsprung.

III

Der Skandal mit dem General würde zu jeder andern Zeit spurlos im Sande verlaufen sein. Es waren auch früher schon bei ihm Fälle von plötzlicher Störrigkeit der-

selben Art vorgekommen, jedoch nur recht selten, da er, im allgemeinen gesagt, ein sehr friedlicher Mensch war und zur Gutherzigkeit neigte. Er hatte wohl hundertmal den Kampf mit der Verlotterung aufgenommen, die sich seiner in den letzten Jahren bemächtigt hatte. Er erinnerte sich dann plötzlich, daß er „der Vater der Familie" sei, versöhnte sich mit seiner Frau und vergoß aufrichtige Tränen. Er verehrte Nina Alexandrowna bis zur Vergötterung zum Dank dafür, daß sie ihm so vieles schweigend verzieh und ihn trotz seines clownhaften, unwürdigen Benehmens immer noch liebte. Aber dieser hochherzige Kampf mit der Verlotterung dauerte gewöhnlich nicht lange; der General war doch eine zu „impulsive" Natur, wenigstens in seiner Art; er konnte gewöhnlich das ruhige Büßerleben in seiner Familie nicht ertragen und revoltierte schließlich dagegen; er geriet dann in einen heftigen Zorn, über den er sich vielleicht selbst im gleichen Augenblicke Vorwürfe machte; aber er konnte es eben nicht aushalten: er fing Streit an, begann hochmütige, pathetische Reden zu führen, verlangte seiner Person gegenüber einen maßlosen, ganz unmöglichen Respekt und verschwand schließlich aus dem Hause, manchmal sogar auf lange Zeit. In den letzten zwei Jahren hatte er von den Angelegenheiten seiner Familie nur ganz allgemeine Kenntnis, und nur vom Hörensagen; sich näher darum zu kümmern, hatte er aufgehört, da er dazu nicht den geringsten Beruf verspürte.

Aber dieses Mal war bei dem Skandal mit dem General etwas Besonderes hervorgetreten; alle schienen etwas zu wissen, wovon sie sich zu reden scheuten. Der General war erst drei Tage vorher bei der Familie, das

heißt bei Nina Alexandrowna, „formell“ wieder erschienen, aber nicht in der demütigen, reuigen Stimmung, in der er sich in früheren Fällen immer „zurückzumelden“ pflegte, sondern im Gegenteil in außerordentlich reizbarer Verfassung. Er war redselig und unruhig, knüpfte mit jedem, der ihm in den Wurf kam, ein eifriges Gespräch an, indem er sich ordentlich auf die Menschen stürzte, redete aber dabei immer über so bunte, unerwartete Themata, daß man gar nicht begreifen konnte, was ihn eigentlich jetzt so aufregte. Zeitweilig war er heiter, meist aber nachdenklich, ohne daß er übrigens selbst gewußt hätte, worüber er nachdachte; auf einmal begann er etwas zu erzählen, von Jepantschins, vom Fürsten, von Lebedew, brach dann aber plötzlich wieder ab, hörte gänzlich auf zu reden, antwortete auf weitere Fragen nur mit einem stumpfsinnigen Lächeln, ohne übrigens zu bemerken, daß er gefragt wurde und daß er lächelte. Die letzte Nacht hatte er ächzend und stöhnend verbracht und seine Frau damit halb totgequält, die ihm die ganze Nacht über heiße Umschläge gemacht hatte; erst gegen Morgen war er eingeschlafen, hatte vier Stunden lang geschlafen und war in einem Anfall von sehr starker, seltsamer Hypochondrie erwacht, die dann dazu führte, daß er mit Ippolit in Streit geriet und einen „Fluch über dieses Haus“ aussprach. Es war auch aufgefallen, daß er in diesen drei Tagen beständig ein sehr starkes Ehrgefühl bekundete und infolgedessen ungewöhnlich empfindlich war. Kolja allerdings behauptete der Mutter gegenüber beharrlich, das sei alles nur Sehnsucht nach Spirituosen und vielleicht nach Lebedew, mit dem sich der General in der letzten Zeit außerordentlich angefreundet hatte. Aber drei

Tage vorher hatte er sich mit Lebedew auf einmal heftig gezankt und sich in schrecklicher Wut von ihm getrennt; und sogar mit dem Fürsten hatte es eine Szene gegeben. Kolja hatte den Fürsten um Aufklärung gebeten und war schließlich auf die Vermutung gekommen, daß auch dieser ihm irgend etwas nicht sagen wolle. Wenn wirklich, wie Ganja mit größter Bestimmtheit annahm, ein besonderes Gespräch zwischen Ippolit und Nina Alexandrowna stattgefunden hatte, so war es doch merkwürdig, daß dieser boshafte Herr, den Ganja so geradezu eine Klatschschwester nannte, kein Vergnügen daran gefunden hatte, auch Kolja in derselben Weise aufzuklären. Sehr möglich, daß er gar nicht ein boshafter „Bube" von der Art war, wie ihn Ganja in seinem Gespräche mit der Schwester geschildert hatte, sondern in anderer Weise boshaft; und er hatte auch Nina Alexandrowna eine gewisse von ihm gemachte Beobachtung wohl kaum einzig und allein zu dem Zwecke mitgeteilt, „ihr das Herz zu zerreißen". Wir wollen nicht vergessen, daß die Motive der menschlichen Handlungen gewöhnlich unendlich viel komplizierter und mannigfaltiger sind, als wir nachher immer glauben, und sich nur selten mit Sicherheit angeben lassen. Für den Erzähler ist es manchmal das beste, sich auf die einfache Darlegung der Tatsachen zu beschränken. So wollen wir auch bei der weiteren Darstellung der über den General hereingebrochenen Katastrophe verfahren; denn trotz alles Widerstrebens sehen wir uns entschieden in die Notwendigkeit versetzt, auch dieser Nebenfigur unserer Erzählung etwas mehr Aufmerksamkeit und Platz zuzugestehen, als wir bisher beabsichtigten.

Die Ereignisse waren einander in nachstehender Ordnung gefolgt.

Als Lebedew von seiner Fahrt nach Petersburg, bei der er Nachforschungen nach Ferdyschtschenko hatte anstellen wollen, noch an demselben Tage mit dem General zusammen zurückgekehrt war, da hatte er dem Fürsten nichts Besonderes mitgeteilt. Wäre der Fürst in jener Zeit nicht durch andere für ihn sehr wichtige Dinge abgelenkt und in Anspruch genommen worden, so hätte er bald bemerken müssen, daß auch an den beiden darauf folgenden Tagen Lebedew ihm nicht nur keine Aufklärungen gab, sondern sogar im Gegenteil aus irgendwelchem Grunde einem Zusammentreffen mit ihm aus dem Wege ging. Als der Fürst schließlich doch darauf aufmerksam wurde, wunderte er sich darüber, daß an diesen beiden Tagen bei zufälligen Begegnungen Lebedew, wie er sich erinnerte, stets in der heitersten Stimmung und fast immer mit dem General zusammen gewesen war. Die beiden Freunde trennten sich keine Minute mehr. Der Fürst hörte mitunter lautes, eifriges Gespräch, das zu ihm von oben herunterklang, und lachendes, munteres Disputieren; einmal sehr spät abends schlugen sogar plötzlich und unerwartet die Töne eines soldatischen Trinkliedes an sein Ohr, und er erkannte sofort die heisere Baßstimme des Generals. Aber das angestimmte Lied kam nicht recht in Gang und verstummte plötzlich wieder. Dann setzte sich ungefähr noch eine Stunde lang ein sehr lebhaftes Gespräch fort; nach allen Anzeichen zu urteilen, waren die Redenden bereits betrunken. Man konnte erraten, daß die beiden Freunde, die sich da oben vergnügten, einander umarmten und schließlich einer von ihnen zu weinen anfing. Dann folgte

auf einmal ein heftiger Streit, der ebenfalls bald wieder verstummte. Diese ganzen Tage über befand sich Kolja in besonders sorgenvoller Stimmung. Der Fürst war größtenteils nicht zu Hause und kehrte manchmal erst sehr spät zurück; dann wurde ihm immer gemeldet, Kolja habe ihn den ganzen Tag gesucht und nach ihm gefragt. Aber bei Begegnungen vermochte Kolja nichts Besonderes zu sagen, außer daß er mit dem General und dessen jetziger Aufführung sehr unzufrieden sei: „sie treiben sich herum, betrinken sich nicht weit von hier in einer Schenke, umarmen und zanken sich auf der Straße, ärgern sich wechselseitig und können sich doch nicht voneinander trennen". Als der Fürst ihm erwiderte, daß das auch früher fast täglich dieselbe Geschichte gewesen sei, wußte Kolja nicht, was er darauf antworten und wie er erklären solle, weswegen er sich eigentlich jetzt so beunruhige.

An dem Morgen nach dem Trinkliede und dem Streite wollte der Fürst gegen elf Uhr gerade ausgehen, als plötzlich der General in großer Aufregung bei ihm erschien.

„Ich habe lange nach einer Gelegenheit gesucht, wo ich die Ehre haben könnte, Sie zu sprechen, hochverehrter Ljow Nikolajewitsch, schon lange, sehr lange," murmelte er und drückte dem Fürsten so kräftig die Hand, daß es diesem beinah weh tat. „Schon sehr, sehr lange."

Der Fürst bat ihn, Platz zu nehmen.

„Nein, ich wollte mich nicht hinsetzen; ich halte Sie überdies auf; ein andermal. Wie es scheint, kann ich bei dieser Gelegenheit Ihnen auch zu . . . der Erfüllung . . . Ihrer Herzenswünsche gratulieren."

„Welcher Herzenswünsche?"

Der Fürst wurde verlegen. Er hatte, wie viele Leute in seiner Lage, die Vorstellung, daß schlechterdings niemand etwas sehe, errate oder verstehe.

„Seien Sie ganz beruhigt, seien Sie ganz beruhigt! Ich werde Ihre zarten Gefühle nicht verletzen. Ich habe das selbst durchgemacht und weiß selbst, wie es ist, wenn ein Fremder . . . wie man zu sagen pflegt . . . seine Nase . . . nach dem üblichen Ausdruck . . . da hineinsteckt, wo es nicht gewünscht wird. Ich mache diese Erfahrung jeden Morgen. Ich bin in einer andern, wichtigen Angelegenheit gekommen. In einer sehr wichtigen Angelegenheit, Fürst."

Der Fürst bat ihn noch einmal, sich zu setzen, und setzte sich selbst.

„Nun, dann nur für eine Sekunde . . . Ich bin gekommen, um Sie um Rat zu fragen. Ich habe jetzt bekanntlich keine praktische Tätigkeit; aber da ich mich selbst sowie meine den Russen im allgemeinen fehlende Geschäftsgewandtheit wohl zu schätzen weiß, . . . so möchte ich mich und meine Frau und meine Kinder in die Lage bringen . . . kurz gesagt, Fürst, ich möchte gern einen guten Rat haben."

Der Fürst spendete seiner Absicht warmes Lob.

„Na, das ist alles von mir nur dummes Zeug," unterbrach ihn der General, „und, was die Hauptsache ist, ich will gar nicht davon, sondern von etwas anderem, Wichtigem reden. Und ich habe mich entschlossen, es gerade Ihnen auseinanderzusetzen, Ljow Nikolajewitsch, von dessen Aufrichtigkeit und Edelsinn ich ebenso überzeugt bin wie . . . wie . . . Sie wundern sich doch nicht über meine Worte, Fürst?"

Der Fürst betrachtete seinen Gast, wenn nicht mit besonderer Verwunderung, so doch mit großer Aufmerksamkeit und Neugier. Der Alte war etwas blaß; seine Lippen zuckten mitunter leicht; seine Hände schienen keinen Ruhepunkt finden zu können. Er saß erst einige Minuten und hatte sich während dieser Zeit bereits ein paarmal ohne Anlaß vom Stuhle erhoben und wieder hingesetzt, offenbar ohne diesen seinen Bewegungen die geringste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auf dem Tische lagen Bücher; er nahm eines derselben in die Höhe, warf, ohne sich im Reden zu unterbrechen, einen Blick auf eine Seite, die er aufgeschlagen hatte, klappte es sofort wieder zu und legte es auf den Tisch zurück, ergriff ein anderes Buch, das er gar nicht mehr aufschlug, sondern die ganze übrige Zeit in der rechten Hand behielt, wobei er es unaufhörlich in der Luft umherschwenkte.

„Genug!“ rief er plötzlich. „Ich sehe, daß ich Sie arg belästige.“

„Aber durchaus nicht, ich bitte Sie, tun Sie mir den Gefallen; im Gegenteil, ich bin ganz Ohr und würde gern erfahren . . .“

„Fürst, ich möchte mich in eine geachtete Position bringen . . . ich möchte gern mich selbst und . . . meine Rechte achten können.“

„Wer einen solchen Wunsch hegt, verdient schon dafür alle Hochachtung.“

Der Fürst sagte diesen Satz, einen Satz von der Art, wie sie in den Schönschreibeheften als Vorschrift dienen, in der festen Überzeugung, daß derselbe eine gute Wirkung tun werde. Er hatte das instinktive Gefühl, daß man durch eine derartige hohle, aber schönklingende Phrase,

wenn sie zur rechten Zeit ausgesprochen werde, das Herz eines solchen Menschen, wie der General einer war, gewinnen und besänftigen könne, namentlich wenn der Betreffende sich in solcher Lage befinde wie der General. Jedenfalls mußte er bewirken, daß ein solcher Gast sich beim Weggehen leichter ums Herz fühle; das war die Aufgabe.

Die Redensart schmeichelte, rührte und gefiel sehr: der General änderte sofort seinen Ton, zeigte eine tiefere Empfindung und erging sich in langen, begeisterten Auseinandersetzungen. Aber wie sehr sich der Fürst auch beim Zuhören anstrengte, er konnte buchstäblich nichts verstehen. Der General redete etwa zehn Minuten lang eifrig und schnell, wie wenn er gar nicht imstande wäre, die sich massenhaft in seinem Kopfe drängenden Gedanken zu bewältigen; gegen Ende blitzten sogar Tränen in seinen Augen; aber doch waren es nur Phrasen ohne Anfang und Ende, zusammenhanglose Worte und zusammenhanglose Gedanken, die rasch und in bunter Folge hervorstürzten und übereinander wegsprangen.

„Genug! Sie haben mich verstanden, und ich bin beruhigt," schloß er plötzlich und stand auf. „Ein Herz wie das Ihrige muß einen Leidenden verstehen. Fürst, Sie sind von einem idealen Edelsinn! Was sind alle andern gegen Sie? Aber Sie sind noch jung, und so erteile ich Ihnen meinen Segen. Also zum Schluß: ich bin gekommen, um Sie zu bitten, mir eine Stunde für eine wichtige Unterredung zu bestimmen; auf diese Unterredung setze ich meine größte Hoffnung. Was ich suche, ist nur Freundschaft und ein Herz, Fürst; ich habe die Forderungen meines Herzens bisher nie erfüllt gesehen."

„Aber warum nicht gleich jetzt? Ich bin bereit zuzuhören . . .“

„Nein, Fürst, nein,“ unterbrach ihn der General eifrig. „Nicht gleich jetzt! Jetzt ist für Sie die Zeit, in schönen Hoffnungen zu schwelgen! Und die Sache ist sehr, sehr wichtig, sehr wichtig! In der Stunde, die dieses Gespräch dauern wird, wird sich mein Schicksal entscheiden. Diese Stunde wird mir gehören, und ich möchte nicht, daß uns in einem so heiligen Augenblicke der erste beste Eintretende unterbrechen könnte, der erste beste freche Mensch, wie es ein solcher frecher Mensch oft tut“ (er bog sich auf einmal zum Fürsten hin und sprach in einem sonderbaren, geheimnisvollen, beinah ängstlichen Flüstertone), „ein solcher frecher Mensch, der nicht so viel wert ist wie Ihr Stiefelabsatz, geliebter Fürst! O, ich sage nicht: wie mein Stiefelabsatz! Beachten Sie besonders, daß ich nicht meinen Stiefelabsatz erwähnt habe; denn ich achte mich selbst zu sehr, um das so ohne weiteres auszusprechen; aber nur Sie sind imstande, zu verstehen, daß ich, indem ich in einem solchen Falle meinen Stiefelabsatz unerwähnt lasse, vielleicht einen außerordentlichen Stolz auf meine Würde zum Ausdruck bringe. Außer Ihnen wird kein anderer dafür Verständnis haben, auch *er* nicht, an der Spitze aller andern. *Er* hat für nichts Verständnis, Fürst; er ist völlig, völlig unfähig, etwas zu begreifen! Man muß ein Herz haben, um etwas zu verstehen!“

Gegen Ende dieser Rede wurde der Fürst beinah ängstlich und setzte die Unterredung mit dem General auf den folgenden Tag zu derselben Stunde fest. Dieser ging in mutiger Stimmung weg; er fühlte sich sehr getröstet und fast beruhigt. Am Abend, zwischen sechs und sieben Uhr,

ließ der Fürst Lebedew auf einen Augenblick zu sich bitten.

Lebedew erschien mit großer Eilfertigkeit; er hielt es für eine Ehre, wie er sofort beim Eintritt sagte; mit keiner Silbe redete er davon, daß er sich drei Tage lang gewissermaßen versteckt gehalten und offenbar eine Begegnung mit dem Fürsten vermieden hatte. Er setzte sich auf den Rand eines Stuhles, schnitt Grimassen, lächelte, kniff die lachenden, lauernden Augen zusammen, rieb sich die Hände und machte in der naivsten Weise ein Gesicht, als ob er eine sehr wichtige, längst erwartete und von allen bereits erratene Mitteilung zu hören erwartete. Dem Fürsten war das wieder peinlich; es wurde ihm klar, daß alle Leute auf einmal angefangen hatten, etwas von ihm zu erwarten, daß alle ihn unter Andeutungen, Lächeln und Augenzwinkern so anblickten, als ob sie ihm zu etwas gratulieren wollten. Keller war schon dreimal eilig herangelaufen gekommen, ebenfalls mit dem offensichtlichen Wunsche, zu gratulieren; er begann jedesmal mit enthusiastischen, unklaren Redensarten, die er aber nie zu Ende brachte, und verschwand schnell wieder. (Er hatte in den letzten Tagen angefangen, in einer Wirtschaft besonders stark zu trinken und in einem Billardlokale zu randalieren.) Selbst Kolja begann trotz seines Kummers ebenfalls ein paarmal ein unklar andeutendes Gespräch mit dem Fürsten.

Der Fürst fragte Lebedew geradeheraus und in etwas gereiztem Tone, was er über den jetzigen Zustand des Generals denke, und warum sich dieser in solcher Unruhe befinde. Mit wenigen Worten erzählte er ihm die Szene, die am Vormittag stattgefunden hatte.

„Jeder Mensch hat seine Unruhe, Fürst, und . . . besonders in unserer seltsamen, unruhigen Zeit; jawohl!“ antwortete Lebedew etwas trocken und verstummte dann gekränkt, mit der Miene eines Mannes, der sich in seinen Erwartungen arg getäuscht sieht.

„Was sprechen Sie für philosophische Gedanken aus!“ sagte der Fürst lächelnd.

„Die Philosophie ist etwas Notwendiges; gerade für unser Zeitalter wäre es sehr notwendig, sie auf das praktische Leben anzuwenden; aber man schätzt diese Wissenschaft zu gering; das ist es. Ich meinerseits, hochgeehrter Fürst, bin zwar von Ihnen in einer gewissen, Ihnen bekannten Angelegenheit mit Ihrem Vertrauen beehrt worden, aber nur bis zu einem gewissen Grade und nicht weiter, als es die mit dieser einen Angelegenheit zusammenhängenden Umstände mit sich brachten . . . Das begreife ich vollkommen und beklage mich in keiner Weise darüber.“

„Sie scheinen mir aus irgendwelchem Grunde böse zu sein, Lebedew?“

„Ganz und gar nicht, nicht im geringsten, hochgeehrter, durchlauchtigster Fürst, nicht im geringsten!“ rief Lebedew pathetisch und legte die Hand aufs Herz. „Im Gegenteil, ich habe sofort eingesehen, daß ich weder durch meine Stellung in der Welt, noch durch Eigenschaften des Geistes und Herzens, noch durch angesammelte Reichtümer, noch durch mein früheres Benehmen, noch durch Kenntnisse, durch nichts Ihr geschätztes und meine Hoffnungen weit übersteigendes Vertrauen verdiene, und daß, wenn ich Ihnen überhaupt dienen kann, ich das nur als

Sklave und Mietling vermag, nicht anders . . . Ich bin nicht böse, aber traurig."

„Aber ich bitte Sie, Lukjan Timofejewitsch!"

„Es ist nicht anders! So auch jetzt, so auch im vorliegenden Falle! Als ich jetzt zu Ihnen kam und Sie mit meinem Herzen und mit meinen Gedanken anschaute, da sagte ich zu mir: ‚Freundschaftlicher Mitteilungen bin ich unwürdig; aber vielleicht kann ich in meiner Eigenschaft als Hauswirt zu gehöriger Zeit, zu dem erwarteten Termine, sozusagen eine Instruktion erhalten oder, wenn's hoch kommt, eine Benachrichtigung im Hinblick auf gewisse bevorstehende und erwartete Veränderungen . . ."

Während Lebedew so sprach, sog er sich mit seinen scharfen zusammengekniffenen Augen ordentlich an dem ihn erstaunt anblickenden Fürsten fest; er hoffte immer noch, seine Neugier befriedigt zu sehen.

„Ich begreife absolut nicht!" rief der Fürst beinah zornig. „Und . . . Sie sind ein schrecklicher Intrigant!" fügte er, auf einmal herzlich auflachend, hinzu.

Sofort fing auch Lebedew an zu lachen, und sein strahlender Blick ließ erkennen, daß seine Hoffnungen wieder lebendig geworden waren und sich sogar verdoppelt hatten.

„Ich werde Ihnen einmal was sagen, Lukjan Timofejewitsch. Nehmen Sie es mir nur nicht übel; aber ich wundere mich über Ihre Naivität, und nicht allein über die Ihrige! Sie erwarten gerade jetzt, gerade in diesem Augenblicke von mir etwas mit solcher Naivität, daß ich mich ordentlich vor Ihnen darüber schäme, daß ich nichts mitzuteilen habe, wodurch ich Ihre Wißbegierde befriedigen könnte; aber ich schwöre Ihnen, daß absolut nichts vorliegt; können Sie sich das vorstellen?"

Der Fürst fing wieder an zu lachen.

Lebedew nahm eine würdevolle Haltung an. Er war allerdings manchmal sehr naiv und zudringlich in seiner Neugier; aber gleichzeitig war er ein recht schlauer, geriebener Mensch und in manchen Fällen sogar von einer heimtückischen Schweigsamkeit; der Fürst hatte dadurch, daß er ihn fortwährend zurückstieß, ihn sich beinah zum Feinde gemacht. Aber der Fürst stieß ihn nicht etwa deswegen zurück, weil er ihn geringgeschätzt hätte, sondern weil der Gegenstand seiner Neugier von gar zu zarter Natur war. Gewisse Zukunftsträumereien hatte der Fürst noch vor einigen Tagen gewissermaßen wie ein Verbrechen betrachtet; aber Lukjan Timofejewitsch faßte das ablehnende Verhalten des Fürsten lediglich als Widerwillen und Mißtrauen gegen ihn persönlich auf, ging in solchen Fällen mit tief verwundetem Herzen fort und war nicht nur auf Kolja und Keller, sondern auch sogar auf seine eigene Tochter Wjera Lukjanowna eifersüchtig, weil diese in vertraulicheren Beziehungen zum Fürsten ständen. Vielleicht hätte er sogar gerade in diesem Augenblicke aufrichtig gewünscht, dem Fürsten eine für diesen höchst interessante Mitteilung zu machen; aber er schwieg finster und sagte nichts.

„Womit kann ich Ihnen denn nun dienen, hochgeehrter Fürst, da Sie mich doch jetzt haben rufen lassen?" fragte er endlich, nachdem das Stillschweigen eine Weile gedauert hatte.

„Ich wollte Sie eigentlich nach dem General fragen," versetzte der Fürst, der sich ebenfalls einen Augenblick seinen Gedanken überlassen hatte und nun zusammenfuhr, „und wie es mit dem Diebstahl geworden ist, der bei Ihnen

stattgefunden hat, und von dem Sie mir Mitteilung gemacht haben ..."

„Wie es womit geworden ist?"

„Na aber! Als ob Sie mich jetzt nicht verständen! Ach, mein Gott, was soll das nur vorstellen, Lukjan Timofejewitsch; Sie schauspielern fortwährend! Ich rede von dem Gelde, von dem Gelde, von den vierhundert Rubeln, die Sie damals mit der Brieftasche verloren hatten; Sie kamen an dem Morgen, ehe Sie nach Petersburg fuhren, hierher, um mir davon zu erzählen; haben Sie nun endlich verstanden?"

„Ach so, jene vierhundert Rubel meinen Sie!" erwiderte Lebedew gedehnt, wie wenn er erst jetzt auf das Richtige käme. „Ich danke Ihnen, Fürst, für Ihre aufrichtige Teilnahme; sie ist mir sehr schmeichelhaft; aber ... ich habe das Geld wiedergefunden, schon längst."

„Sie haben es wiedergefunden! Ach, Gott sei Dank!"

„Dieser Ausruf zeugt von Ihrer überaus edlen Denkungsart; denn vierhundert Rubel sind keine Kleinigkeit für einen armen Menschen, der von seiner schweren Arbeit leben muß und eine zahlreiche Familie von mutterlosen Kindern hat ..."

„Das meine ich ja nicht! Gewiß, ich freue mich auch darüber, daß Sie das Geld wiedergefunden haben," verbesserte sich der Fürst eilig; „aber ... wie ist es denn zugegangen, daß Sie es wiedergefunden haben?"

„Ganz einfach; ich fand es unter dem Stuhle, auf dem der Rock gehangen hatte, so daß die Brieftasche offenbar aus der Tasche geglitten und auf den Fußboden gefallen war."

„Unter den Stuhl? Das ist doch nicht möglich; Sie haben mir ja selbst gesagt, Sie hätten in allen Ecken und Winkeln nachgesucht; wie sollten Sie denn gerade diese wichtigste Stelle nicht revidiert haben?"

„Das ist es ja eben, daß ich sie revidiert habe! Daß ich das getan habe, darauf besinne ich mich ganz genau! In kauernder Stellung bin ich herumgekrochen, habe den Stuhl weggerückt und an dieser Stelle mit den Händen umhergetastet, da ich meinen eigenen Augen nicht traute: ich sah, daß nichts da war, daß der Fleck leer und glatt war, wie meine Handfläche da; aber dennoch fuhr ich fort umherzutasten. Solch ein törichtes Zweifeln an seinen eigenen Sinnen wiederholt sich immer beim Menschen, wenn er bei wichtigen, traurigen Verlusten den dringenden Wunsch hat, das Verlorene wiederzufinden: er sieht, daß nichts da und der Fleck leer ist, sieht aber doch fünfzehnmal nach ihm hin."

„Ja, allerdings; aber wie hängt denn die Sache hier zusammen? . . . Ich verstehe es gar nicht," murmelte der Fürst ganz verwirrt. „Sie sagen, es sei zuerst nicht dagewesen und Sie hätten an dieser Stelle gesucht, aber dann sei es plötzlich doch dagewesen!"

„Ja, dann war es plötzlich doch da."

Der Fürst sah Lebedew mit einem sonderbaren Blicke an.

„Und der General?" fragte er dann plötzlich.

„Wieso? Was ist mit dem General?" erwiderte Lebedew, der wieder nicht verstand.

„Ach, mein Gott! Ich frage, was der General dazu sagte, als Sie die Brieftasche unter dem Stuhle wiedergefunden hatten. Sie hatten ja doch zuerst beide zusammen danach gesucht."

„Ja, wir hatten zuerst zusammen danach gesucht. Aber ich muß bekennen, diesmal schwieg ich still und zog es vor, ihm keine Mitteilung davon zu machen, daß ich die Brieftasche bereits allein wiedergefunden hatte."

„Aber . . . warum denn das? War denn das Geld vollzählig darin?"

„Ich habe die Brieftasche geöffnet; das Geld war vollzählig darin; nicht ein einziger Rubel fehlte."

„Aber Sie hätten doch wenigstens zu mir kommen sollen und es mir sagen," bemerkte der Fürst nachdenklich.

„Ich fürchtete, Sie in Ihren persönlichen und vielleicht sozusagen ganz außerordentlichen Empfindungen zu stören, Fürst; zudem stellte ich mich überhaupt so, als ob ich nichts gefunden hätte. Ich machte die Brieftasche auf, revidierte den Inhalt, machte sie dann wieder zu und legte sie wieder unter den Stuhl."

„Wozu denn das?"

„Eine besondere Absicht hatte ich nicht dabei; ich war nur neugierig, was nun weiter geschehen werde," erwiderte Lebedew kichernd und sich die Hände reibend.

„Also liegt sie auch jetzt noch seit vorgestern da?"

„O nein; sie hat nur vierundzwanzig Stunden lang dagelegen. Sehen Sie, ich wünschte, daß auch der General sie finden möchte. Denn wenn ich sie schließlich gefunden hatte, warum sollte nicht auch der General einen Gegenstand bemerken, der unter dem Stuhl hervorsah und einem sozusagen in die Augen sprang? Ich hob diesen Stuhl zu wiederholten Malen auf und stellte ihn anders hin, so daß die Brieftasche nun ganz frei sichtbar dalag;

aber der General bemerkte sie absolut nicht, und so dauerte das einen ganzen Tag lang. Er ist jetzt offenbar sehr zerstreut; man kann gar nicht aus ihm klug werden: er redet, erzählt, lacht; aber auf einmal wird er dann auf mich furchtbar böse, ich weiß nicht weshalb. Als wir schließlich einmal aus dem Zimmer gingen, ließ ich die Tür absichtlich offen stehen; er schwankte ein Weilchen, als ob er etwas sagen wollte; wahrscheinlich war er um die Brieftasche mit dem vielen Gelde besorgt; aber auf einmal wurde er furchtbar zornig und sagte nichts. Wir waren auf der Straße noch nicht zwei Schritte gegangen, als er mich im Stiche ließ und nach der anderen Seite hinüberging. Erst am Abend trafen wir im Wirtshause wieder zusammen."

„Aber schließlich haben Sie doch wohl die Brieftasche unter dem Stuhle weggenommen?"

„Nein, sie ist noch in derselben Nacht von dort verschwunden."

„Also wo ist sie denn jetzt?"

„Hier!" erwiderte Lebedew lachend, indem er vom Stuhle aufstand, sich ganz aufrichtete und den Fürsten vergnügt ansah. „Sie befand sich auf einmal hier, in meinem eigenen Rockflügel. Da! Sehen Sie selbst, und befühlen Sie sie!"

In der Tat hatte sich im linken Rockflügel, gerade vorn, an einer sehr sichtbaren Stelle ein ordentlicher Bausch gebildet, und beim Befühlen konnte man ohne weiteres erraten, daß sich da eine lederne Brieftasche befand, die aus der zerrissenen Tasche dort hinuntergerutscht war.

„Ich habe sie herausgenommen und revidiert: der Inhalt war vollzählig. Ich ließ sie wieder hinuntergleiten

und gehe so seit gestern morgen herum; ich trage sie im Rockflügel; sie schlägt mich sogar gegen das Bein."

„Und Sie bemerken das gar nicht?"

„Nein, ich bemerke es nicht, he-he! Und stellen Sie sich das vor, hochgeehrter Fürst (wiewohl der Gegenstand einer solchen besonderen Beachtung von Ihrer Seite nicht würdig ist): meine Taschen sind immer ganz und heil, und nun hatte diese Tasche auf einmal in einer Nacht ein solches Loch bekommen! Ich besah mir dieses Loch genauer; es macht den Eindruck, als ob es von jemand mit einem Federmesser hineingeschnitten wäre; ist das nicht beinah unglaublich?"

„Und . . . der General?"

„Den ganzen Tag über war er böse, gestern und heute; er ist furchtbar verstimmt; bald ist er vergnügt und lustig und sagt mir sogar Schmeicheleien, bald ist er so gefühlvoll, daß ihm sogar die Tränen kommen, bald wieder wird er auf einmal zornig, so daß ich es sogar mit der Angst bekomme, wahrhaftig; ich bin ja doch kein Militär, Fürst. Gestern saßen wir im Wirtshaus, und mein Rockflügel stand, wie zufällig, so recht sichtbar hervor, mit der daran befindlichen Erhöhung; er schielte danach hin und ärgerte sich. Gerade in die Augen sieht er mir jetzt schon längst nicht mehr, außer wenn er sehr betrunken oder sehr gefühlvoll ist; aber gestern sah er mich ein paarmal so an, daß es mir ordentlich kalt den Rücken hinunterlief. Ich beabsichtige übrigens, morgen die Brieftasche zu finden; aber heute abend will ich noch meinen Spaß mit ihm haben."

„Warum quälen Sie ihn so?" rief der Fürst.

„Ich quäle ihn nicht, Fürst, ich quäle ihn nicht," er-

widerte Lebedew lebhaft. „Ich habe ihn von Herzen gern und . . . schätze ihn hoch; und jetzt (Sie mögen es glauben oder nicht) ist er mir noch teurer geworden; ich schätze ihn noch höher!"

Lebedew sagte das alles so ernst und aufrichtig, daß der Fürst geradezu empört war.

„Sie haben ihn gern und quälen ihn so! Ich bitte Sie, schon allein dadurch, daß er Ihnen den verlorenen Gegenstand so offen unter den Stuhl legte und in den Rock steckte, schon dadurch allein beweist er Ihnen deutlich, daß er Ihnen gegenüber keine List anwenden will, sondern Sie schlicht und einfach um Verzeihung bittet. Hören Sie: er bittet Sie um Verzeihung! Er hofft also auf Ihr Zartgefühl, glaubt also an Ihre freundschaftliche Gesinnung gegen ihn. Und Sie demütigen ihn dermaßen . . . einen grundehrlichen Menschen!"

„Einen grundehrlichen Menschen, einen grundehrlichen Menschen, Fürst!" fiel Lebedew mit leuchtenden Augen ein. „Und nur Sie, edelster Fürst, waren imstande, ein so gerechtes Wort auszusprechen! Darum bin ich Ihnen ja auch bis zur Vergötterung ergeben, wiewohl ich von mancherlei Lastern durchfault bin! Also abgemacht! Ich finde die Brieftasche jetzt gleich, sofort, und nicht erst morgen; da, ich ziehe sie vor Ihren Augen heraus; da ist sie; und da ist auch das ganze bare Geld; hier, nehmen Sie es, edelster Fürst, nehmen Sie es, und heben Sie es mir bis morgen auf! Morgen oder übermorgen werde ich es mir wieder zurückerbitten; wissen Sie, Fürst, es hat offenbar in der ersten Nacht, nachdem es abhanden gekommen war, in meinem Gärtchen irgendwo unter einem Steine gelegen; meinen Sie nicht auch?"

„Sagen Sie es ihm nur nicht so geradezu ins Gesicht, daß Sie die Brieftasche wiedergefunden haben. Mag er ganz einfach sehen, daß in Ihrem Rockflügel nichts mehr darin ist; dann wird er es schon verstehen."

„Also auf diese Art? Wäre es nicht besser, zu sagen, daß ich sie wiedergefunden hätte, und so zu tun, als hätte ich sie bisher nicht bemerkt?"

„N=nein," versetzte der Fürst nach einiger Überlegung, „n=nein, dazu ist es jetzt zu spät; das ist zu gefährlich; wirklich, sagen Sie lieber nichts! Und seien Sie gegen ihn freundlich; aber . . . tragen Sie dabei nicht zu stark auf, und . . . und . . . nun, Sie wissen schon . . ."

„Ich weiß, Fürst, ich weiß, das heißt, ich weiß, daß ich es vielleicht nicht werde durchführen können; denn dazu muß man ein solches Herz haben wie das Ihrige. Und überdies bin ich selbst reizbar und empfindlich; er behandelt mich aber jetzt manchmal auch gar zu sehr von oben herab; bald schluchzt er und umarmt mich, und dann auf einmal fängt er an, mich herabzuwürdigen und geringschätzig zu verspotten; na, dann stelle ich flugs absichtlich den Rockflügel zur Schau, he=he! Auf Wiedersehen, Fürst; denn ich halte Sie offenbar auf und störe Sie sozusagen in den interessantesten Gefühlen . . ."

„Aber um Gottes willen: schweigen Sie von der Sache wie bisher!"

„Mit leisen Schritten, mit leisen Schritten!"

Aber obgleich die Sache nun erledigt war, war der Fürst nach Lebedews Weggang doch fast in noch größerer Sorge als vorher. Ungeduldig sah er der morgigen Zusammenkunft mit dem General entgegen.

IV

Die Zusammenkunft war auf zwölf Uhr festgesetzt; aber der Fürst verspätete sich ganz unerwartet. Bei seiner Heimkehr fand er in seiner Wohnung den General vor, der auf ihn wartete. Er bemerkte auf den ersten Blick, daß dieser unzufrieden war und vielleicht gerade darüber, daß er hatte warten müssen. Der Fürst bat um Entschuldigung und setzte sich schleunigst hin, aber in einer eigentümlich ängstlichen Art, wie wenn sein Gast von Porzellan wäre und er jeden Augenblick fürchtete, ihn zu zerschlagen. Früher war er dem General gegenüber niemals ängstlich gewesen; dergleichen war ihm überhaupt nicht in den Sinn gekommen. Der Fürst erkannte bald, daß er da einen ganz andern Menschen vor sich hatte als tags zuvor: statt der Verwirrung und Zerstreutheit gab sich eine große Zurückhaltung zu erkennen; man konnte schließen, daß dies ein Mensch sei, der irgendeinen endgültigen Beschluß gefaßt habe. Übrigens war diese Ruhe mehr äußerlich als wahr. Aber jedenfalls war der Gast von einer vornehmen Zwanglosigkeit, obgleich sie mit zurückhaltender Würde gepaart war; am Anfang behandelte er den Fürsten sogar mit einer Art von Herablassung; diese vornehme Zwanglosigkeit findet man ja oft bei stolzen, ungerecht gekränkten Leuten. Er sprach freundlich, wiewohl in seinem Tone etwas Trauriges lag.

„Da ist Ihr Journal, das ich neulich von Ihnen entliehen habe," sagte er und wies mit einer Kopfbewegung nach einem von ihm mitgebrachten Hefte hin, das auf dem Tische lag. „Ich danke Ihnen."

„Ach ja; haben Sie diesen Artikel gelesen, General? Wie hat er Ihnen gefallen? Ist er nicht interessant?"

erwiderte der Fürst, erfreut über die Möglichkeit, schnell ein Gespräch über einen nebensächlichen Gegenstand anfangen zu können.

„Ja, interessant ist er, meinetwegen, aber plump und jedenfalls abgeschmackt. Vielleicht wimmelt er auch von Lügen."

Der General sprach mit affektierter Würde und zog sogar die einzelnen Worte ein wenig in die Länge.

„Ach, es ist ja eine so schlichte Erzählung, die Erzählung eines alten Soldaten von dem, was er während des Aufenthaltes der Franzosen in Moskau mit eigenen Augen gesehen hat; manches darin ist überaus reizvoll geschildert. Memoiren von Augenzeugen sind ja überhaupt wertvoll, wer auch immer diese Augenzeugen sind; nicht wahr?"

„An Stelle des Redakteurs hätte ich diesen Artikel nicht abgedruckt; was aber Memoiren von Augenzeugen im allgemeinen anlangt, so findet ein dreister, aber amüsanter Lügner leichter Glauben als ein würdiger, wohlverdienter Mann. Ich kenne gewisse Memoiren aus dem Jahre 1812, die . . . Ich habe meinen Entschluß gefaßt, Fürst, und verlasse dieses Haus, das Haus des Herrn Lebedew."

Der General sah den Fürsten bedeutsam an.

„Sie wohnen ja auch eigentlich hier in Pawlowsk bei . . . bei Ihrer Tochter . . ." antwortete der Fürst, der nicht recht wußte, was er sagen sollte.

Er erinnerte sich, daß der General ja gekommen sei, um sich in einer wichtigen Angelegenheit Rat zu erbitten, in einer Angelegenheit, von der sein Schicksal abhänge.

„Bei meiner Frau; mit andern Worten in meiner eigenen Wohnung, im Hause meiner Tochter.“

„Verzeihen Sie, ich . . .“

„Ich verlasse Lebedews Haus, lieber Fürst, weil ich mich von diesem Menschen losgesagt habe; ich habe mich gestern abend von ihm losgesagt und habe bereut, dies nicht schon früher getan zu haben. Ich verlange Respekt, Fürst, und möchte ihn mir auch von denjenigen Leuten erwiesen sehen, denen ich sozusagen mein Herz schenke. Fürst, ich verschenke mein Herz häufig und werde dabei fast immer betrogen. Dieser Mensch ist meines Geschenkes unwürdig.“

„Sein Wesen ist nicht frei von inneren Widersprüchen,“ bemerkte der Fürst zurückhaltend, „und manche Züge seines Charakters . . . aber inmitten dieses bunten Ensembles kann man doch ein Herz wahrnehmen und einen schlauen, mitunter auch amüsanten Intellekt.“

Daß der Fürst in gewählten Ausdrücken sprach und sich eines respektvollen Tones bediente, schmeichelte dem General offenbar, obgleich seine Miene immer noch manchmal ein plötzlich rege werdendes Mißtrauen bekundete. Aber der Ton des Fürsten klang so natürlich und aufrichtig, daß es unmöglich war, an seiner Echtheit zu zweifeln.

„Gewiß besitzt er auch gute Eigenschaften,“ stimmte der General bei, „und ich bin der erste gewesen, der das offen aussprach, als ich diesem Individuum beinah meine Freundschaft schenkte. Sein Haus und seine Gastfreundschaft benötige ich nicht, da ich eine eigene Familie besitze. Ich will meine Laster nicht entschuldigen: ich bin unenthaltsam; ich habe mit ihm Wein getrunken und vergieße

jetzt vielleicht Tränen darüber. Aber ich hatte doch nicht allein des Suffs wegen (verzeihen Sie, Fürst, einem schwer gereizten Manne diese derbe Offenherzigkeit), nicht allein des Suffs wegen mich ihm angeschlossen. Was mich lockte, waren, wie Sie richtig sagen, seine guten Eigenschaften. Aber alles geht doch nur bis zu einer gewissen Grenze, auch die Wertschätzung der guten Eigenschaften; und wenn er auf einmal die Dreistigkeit hat, mir ins Gesicht zu behaupten, er habe im Jahre 1812 als Kind sein linkes Bein verloren und es auf dem Wagankowschen Friedhof in Moskau begraben, so überschreitet das denn doch alle Grenzen und zeugt von einer Respektlosigkeit und Frechheit . . ."

„Vielleicht war das nur ein Scherz, der heiteres Gelächter hervorrufen sollte."

„Ich verstehe. Eine unschuldige Lüge, die heiteres Gelächter hervorrufen soll, kann, wenn sie auch plump ist, ein Menschenherz nicht beleidigen. Mancher lügt auch sozusagen nur aus Freundschaft, um demjenigen, mit dem er sich unterhält, ein Vergnügen zu machen; aber wenn aus einem solchen Benehmen Respektlosigkeit durchschimmert, und wenn namentlich der Erzähler durch eine solche Respektlosigkeit zeigen will, daß ihm der Umgang mit dem andern lästig wird, dann bleibt einem anständigen Manne nichts anderes übrig, als dem Beleidiger den Standpunkt klarzumachen, sich von ihm abzuwenden und die Beziehungen zu ihm abzubrechen."

Der General war, während er sprach, ganz rot geworden.

„Aber Lebedew konnte doch im Jahre 1812 gar nicht in Moskau sein, dazu ist er ja zu jung; das ist lächerlich."

„Erstens das; aber selbst angenommen, daß er damals schon geboren war, wie kann er mir ins Gesicht behaupten, ein französischer Chasseur habe eine Kanone auf ihn abgefeuert und ihm so zum Amüsement ein Bein abgeschossen; er habe dieses Bein aufgehoben, nach Hause getragen und nachher auf dem Wagankowschen Friedhofe begraben. Er sagt, er habe ein Denkmal darüber errichten lassen, mit einer Inschrift, auf der einen Seite: ‚Hier ruht ein Bein des Kollegiensekretärs Lebedew', und auf der andern: ‚Ruhe sanft, liebe Asche, bis zum frohen Tage der Auferstehung!' und schließlich noch, er lasse jährlich für dieses Bein eine Seelenmesse lesen (so etwas zu sagen, ist geradezu ein Religionsfrevel) und fahre zu diesem Zwecke jährlich nach Moskau. Und zum Beweise fordert er mich auf, nach Moskau mitzukommen; da wolle er mir das Grab zeigen und sogar im Kreml jene selbe französische Kanone, die nachher erbeutet worden sei; er behauptet, es sei die elfte vom Tore aus, ein französisches Falkonettgeschütz alter Konstruktion."

„Und dabei sind, wie der Augenschein lehrt, seine beiden Beine heil und gesund!" sagte der Fürst lachend. „Ich versichere Ihnen, daß das ein harmloser Spaß ist; ärgern Sie sich doch nicht darüber!"

„Aber erlauben Sie auch mir, die Sache so aufzufassen, wie ich es für richtig halte. Was den augenscheinlichen Zustand seiner Beine anlangt, so ist seine Angabe freilich nicht ganz undenkbar; es wird versichert, daß das Tschernoswitowsche Bein . . ."

„Ach ja, mit einem Tschernoswitowschen Beine soll man ja sogar tanzen können."

„Das weiß ich ganz genau; als Tschernoswitow sein

Bein erfunden hatte, war das erste, was er tat, daß er schleunigst zu mir kam, um es mir zu zeigen. Aber das Tschernoswitowsche Bein ist erst viel später erfunden worden ... Und außerdem behauptet er, daß sogar seine verstorbene Frau während ihrer ganzen Ehe nicht gewahr geworden sei, daß er, ihr Mann, ein Holzbein habe. ‚Wenn du,' sagte er, als ich ihn auf all diese Ungereimtheiten hinwies, ‚wenn du im Jahre 1812 bei Napoleon Kammerpage warst, dann mußt du auch mir erlauben, mein Bein auf dem Wagankowschen Friedhofe zu begraben.'"

„Aber sind Sie denn ..." begann der Fürst und wurde verlegen.

Der General schien ebenfalls beinah verlegen zu werden, sah aber gleich im selben Augenblicke den Fürsten sehr von oben herab und fast spöttisch an.

„Sprechen Sie zu Ende, Fürst," sagte er, indem er die Worte mit besonderer Ruhe dehnte; „sprechen Sie zu Ende! Ich bin nicht empfindlich; sagen Sie alles: bekennen Sie nur, daß es Ihnen ein komischer Gedanke ist, einen Menschen in seinem jetzigen Zustande der Erniedrigung und Unbrauchbarkeit vor sich zu sehen und zugleich zu hören, daß dieser Mensch persönlich ein Zeuge großer Ereignisse gewesen ist. Er hat Ihnen noch nichts davon hinterbracht?"

„Nein, ich habe von Lebedew nichts gehört ... wenn Sie von Lebedew reden ..."

„Hm! ... Ich nahm das Gegenteil an. Eigentlich ging unser Gespräch gestern von diesem sonderbaren Artikel im Archiv aus. Ich wies auf dessen Absurdität hin,

und da ich selbst persönlich Zeuge gewesen bin . . . Sie lächeln, Fürst, Sie betrachten mein Gesicht?"

„N=nein, ich . . ."

„Ich habe noch ein jugendliches Äußeres," sagte der General langsam; „aber ich bin erheblich älter, als ich aussehe. Im Jahre 1812 war ich zehn oder elf Jahre alt. Ich weiß mein Lebensalter selbst nicht ganz genau. In der Dienstliste ist es zu gering angegeben, und ich selbst hatte im Laufe meines Lebens die Schwäche, mir ein paar Jahre abzurechnen."

„Ich versichere Sie, General, ich finde es durchaus nicht seltsam, daß Sie im Jahre 1812 in Moskau waren und . . . Gewiß können Sie darüber mancherlei mitteilen . . . ebenso wie alle, die damals dort waren. Einer unserer Landsleute beginnt seine Selbstbiographie gerade mit der Erzählung, daß er im Jahre 1812 als Säugling in Moskau von französischen Soldaten mit Brot gefüttert worden sei."

„Nun, da sehen Sie es!" bemerkte der General beifällig und herablassend. „Was mir begegnet ist, geht allerdings über die gewöhnlichen Erlebnisse hinaus, enthält aber nichts Unerhörtes. Sehr oft macht die Wahrheit den Eindruck des Unmöglichen. Kammerpage! Das hört sich freilich sonderbar an. Aber daß ein zehnjähriger Knabe ein solches Abenteuer erlebte, erklärt sich vielleicht gerade durch sein Alter. Mit fünfzehn Jahren hätte mir das nicht begegnen können, unbedingt nicht, da ich als Fünfzehnjähriger nicht aus unserm Holzhause in der Alten Basmannaja=Straße am Tage von Napoleons Einzug in Moskau von meiner Mutter weggelaufen wäre, die sich mit der Abreise aus Moskau verspätet hatte und

vor Furcht zitterte. Als Fünfzehnjähriger hätte auch ich Angst gehabt; aber als Zehnjähriger fürchtete ich mich nicht und drängte mich durch die Menge hindurch bis dicht an das Portal des Schlosses, als Napoleon vom Pferde stieg."

„Ohne Zweifel haben Sie sehr treffend bemerkt, daß sich Ihre Furchtlosigkeit gerade aus Ihrem Alter von zehn Jahren erklärt," schaltete der Fürst schüchtern ein; ihn quälte der Gedanke, daß er sogleich erröten werde.

„Ohne Zweifel, und alles vollzog sich so einfach und natürlich, wie es sich eben nur in der Wirklichkeit vollziehen kann; wenn ein Romanschriftsteller dasselbe vortrüge, würde es wie ein Geflecht von Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten klingen."

„Ja, so ist es!" rief der Fürst. „Das ist ein Gedanke, von dem auch ich einmal überrascht gewesen bin, und zwar erst neulich. Ich weiß von einem wirklich geschehenen Morde wegen einer Uhr; die Geschichte steht jetzt in den Zeitungen. Hätte das ein Schriftsteller ersonnen, so würden die Kenner unseres Volkslebens und die Kritiker sofort ein großes Geschrei erheben, das sei unglaublich; aber wenn man es in den Zeitungen als Tatsache liest, dann spürt man, daß man gerade aus solchen Tatsachen das wahre russische Wesen kennen lernt. Das war eine sehr hübsche Bemerkung von Ihnen, General!" schloß der Fürst eifrig; er freute sich sehr, daß er auf diese Art die helle Röte seines Gesichtes motivieren konnte.

„Nicht wahr, nicht wahr?" rief der General, dessen Augen vor Vergnügen blitzten. „Ein Knabe, ein Kind, das für die Gefahr kein Verständnis hat, drängt sich durch die Menge, um das Gepränge, die Uniformen, das

Gefolge und schließlich den großen Mann zu sehen, von dem es schon so viel Geschrei gehört hatte. Denn damals redeten alle Leute mehrere Jahre lang nur von ihm. Die Welt war voll von diesem Namen; ich hatte ihn sozusagen mit der Muttermilch eingesogen. Als Napoleon in einer Entfernung von zwei Schritten an mir vorüberging, fiel es ihm zufällig auf, wie ich ihn ansah; ich trug adlige Tracht und war gut gekleidet. Ich war der einzige von dieser Art in der großen Menge; Sie werden selbst zugeben . . ."

„Ohne Zweifel mußte ihm das auffallen und ein Beweis dafür sein, daß nicht alle geflüchtet, sondern daß auch Edelleute mit ihren Kindern dageblieben waren."

„Ganz richtig, ganz richtig! Er wollte die Bojaren für sich gewinnen! Als er seinen Adlerblick auf mich richtete, mochten ihm wohl auch meine Augen entgegenblitzen. ‚Voilà un garçon bien éveillé!' sagte er. ‚Qui est ton père?' Ich antwortete ihm sofort, beinah atemlos vor Aufregung: ‚Ein General, der auf einem Schlachtfelde seines Vaterlandes gefallen ist.' ‚Le fils d'un boyard et d'un brave par-dessus le marché! J'aime les boyards. M'aimes-tu, petit?' Auf diese schnelle Frage antwortete ich ebenso schnell: ‚Ein russisches Herz ist imstande, sogar in einem Feinde seines Vaterlandes den großen Mann zu erkennen!' Das heißt, ich erinnere mich eigentlich nicht, ob ich mich buchstäblich so ausdrückte . . . ich war ein Kind . . . aber dies war gewiß der Sinn! Napoleon war überrascht; er dachte einen Augenblick nach und sagte zu seinem Gefolge: ‚Der Stolz dieses Kindes gefällt mir! Aber wenn alle Russen so denken wie dieses Kind, dann . . .' Er sprach den Satz nicht zu

Ende und ging in das Schloß hinein. Ich mischte mich sogleich unter das Gefolge und lief ihm nach. In dem Gefolge traten die Leute vor mir auseinander und hielten mich für einen Günstling. Aber all das nahm ich nur flüchtig wahr . . . Ich erinnere mich nur, daß der Kaiser, als er den ersten Saal betrat, plötzlich vor dem Porträt der Kaiserin Katharina stehen blieb, es lange nachdenklich betrachtete und endlich sagte: ‚Das war eine große Frau!‘ und dann weiter ging. Nach zwei Stunden kannten mich schon alle im Schlosse und im Kreml und nannten mich ‚le petit boyard‘. Nach Hause ging ich nur, um in der Nacht dort zu schlafen. Zu Hause kamen sie fast von Sinnen. Schon zwei Tage darauf starb Napoleons Kammerpage, der Baron de Basencour, der die Strapazen des Feldzuges nicht hatte ertragen können. Napoleon erinnerte sich meiner; man holte mich, brachte mich hin, ohne mir zu sagen, um was es sich handelte, paßte mir die Uniform des Verstorbenen, eines zwölfjährigen Knaben, an, und als man mich in der Uniform zum Kaiser geführt und er mir zugenickt hatte, eröffnete man mir, daß ich der Gnade gewürdigt sei, zum Kammerpagen Seiner Majestät ernannt zu werden. Ich freute mich; ich hatte schon lange eine wirkliche warme Zuneigung zu ihm empfunden . . . nun, und dazu noch, wie Sie sich selbst sagen können, die glänzende Uniform; das bedeutet für ein Kind viel . . . Ich trug einen dunkelgrünen Frack mit langen, schmalen Schößen, mit goldenen Knöpfen, mit roter Verbrämung an den goldgestickten Ärmeln, mit hohem, stehendem, offenem, goldgesticktem Kragen, auch an den Schößen war Stickerei; ferner weiße, eng anliegende Beinkleider von sämischem Leder, eine weiß-

seidene Weste, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe ... und, wenn der Kaiser spazieren ritt und ich mich unter dem Gefolge befand, hohe Reitstiefel. Obgleich die Situation nicht glänzend war und man bereits ein gewaltiges Unheil ahnte, wurde die Etikette doch nach Möglichkeit beobachtet, und sogar um so peinlicher, je stärker die Besorgnis vor diesem Unheil war."

„Ja, gewiß ..." murmelte der Fürst beinah fassungslos; „Ihre Memoiren würden ... sehr interessant sein."

Der General trug natürlich das vor, was er schon gestern Lebedew erzählt hatte, und trug es daher sehr geläufig vor; aber an dieser Stelle schielte er wieder mißtrauisch nach dem Fürsten hin.

„Meine Memoiren," sagte er, indem er eine noch würdevollere Haltung annahm; „ich soll meine Memoiren schreiben? Das hat mich nicht verlocken können, Fürst! Indes, wenn Sie wollen, so sind meine Memoiren schon geschrieben; aber ... sie liegen in meinem Schreibtische. Wenn man mir Erde auf die Augen geschüttet haben wird, dann mögen sie erscheinen, und dann werden sie ohne Zweifel auch in andere Sprachen übersetzt werden, nicht wegen ihres literarischen Wertes, nein, aber wegen der Wichtigkeit der gewaltigen Ereignisse, deren Augenzeuge ich, obwohl noch ein Kind, gewesen bin. Aber gerade das kam mir zustatten: eben weil ich nur ein Kind war, konnte ich sozusagen in das innerste Schlafgemach des großen Mannes eindringen! Ich hörte nachts das Stöhnen dieses ‚Riesen im Unglück'; vor einem Kinde konnte er sich nicht schämen zu stöhnen und zu weinen, obgleich ich bereits verstand, daß die Ursache seiner Leiden das Stillschweigen des Kaisers Alexander war."

„Aber er hat ja doch Briefe an ihn geschrieben . . . mit Friedensangeboten . . ." schaltete der Fürst schüchtern ein.

„Wir wissen eigentlich nicht, was für Angebote er ihm geschrieben hat; aber er schrieb täglich, stündlich, einen Brief nach dem andern! Er regte sich furchtbar auf. Einmal in der Nacht, als wir beide allein waren, stürzte ich weinend zu ihm hin (o, ich liebte ihn!) und rief: ‚Bitten Sie den Kaiser Alexander um Verzeihung!' Ich hätte mich ja freilich so ausdrücken sollen: ‚Versöhnen Sie sich mit dem Kaiser Alexander!', aber weil ich ein Kind war, sprach ich meinen Gedanken in jener naiven Weise aus. ‚O mein Kind,' antwortete er (er ging im Zimmer auf und ab), ‚o mein Kind!' (er schien es damals öfters nicht zu beachten, daß ich erst zehn Jahre alt war, und unterhielt sich gern mit mir). ‚O mein Kind, ich bin bereit, dem Kaiser Alexander die Füße zu küssen; dagegen werde ich den König von Preußen und den Kaiser von Österreich lebenslänglich hassen. Indes . . . du verstehst schließlich nichts von Politik!' Er schien sich plötzlich zu erinnern, mit wem er sprach, und verstummte; aber seine Augen sprühten noch lange Zeit Funken. Wollte ich all diese Tatsachen berichten (und ich war auch bei den allerwichtigsten Ereignissen Zeuge) und den Bericht jetzt herausgeben, dann all diese Kritiken, all diese verletzte literarische Eitelkeit, all dieser Neid, das Parteitreiben und . . . nein, dafür bedanke ich mich!"

„Was Sie von dem Parteitreiben gesagt haben, ist natürlich richtig, und ich kann Ihnen darin nur beistimmen," antwortete der Fürst leise, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte. „Ich habe vor kurzer Zeit das

Buch von Charras über den Waterloo-Feldzug gelesen. Es ist offenbar ein ernstes Buch, und Fachmänner versichern, daß es mit außerordentlicher Sachkenntnis geschrieben sei. Aber auf jeder Seite schimmert die Freude des Verfassers über Napoleons Demütigung hindurch, und wenn es möglich wäre, dem Kaiser auch bei den übrigen Feldzügen jede Spur von Talent abzusprechen, so würde sich Charras darüber anscheinend höchlichst freuen; aber das macht bei einem so ernsten Werke einen schlechten Eindruck, weil es eine parteiische Denkungsart ist. Waren Sie damals durch Ihren Dienst beim Kaiser sehr in Anspruch genommen?"

Der General war entzückt. Die Bemerkung des Fürsten hatte durch ihren Ernst und ihre Schlichtheit den letzten Rest seines Mißtrauens zerstreut.

„Charras! O, ich war selbst empört! Ich schrieb gleich damals an ihn; aber . . . ich kann mich jetzt eigentlich nicht mehr recht erinnern . . . Sie fragen, ob mich der Dienst sehr in Anspruch nahm. O nein! Ich hieß zwar Kammerpage; aber ich faßte das schon damals nicht als ein ernstes Amt auf. Zudem mußte Napoleon sehr bald alle Hoffnung aufgeben, daß es ihm gelingen werde, die Herzen der Russen für sich zu gewinnen, und so hätte er schließlich auch mich vergessen, den er aus politischen Erwägungen an sich herangezogen hatte, wenn . . . wenn er mich nicht persönlich liebgewonnen hätte; ich spreche das jetzt kühn aus. Mich zog mein Herz zu ihm. Dienst wurde nicht viel von mir verlangt: ich mußte manchmal im Schlosse erscheinen und . . . den Kaiser zu Pferde auf seinen Spazierritten begleiten; das war alles. Ich war ein ganz geschickter Reiter. Er pflegte vor Tische auszureiten;

zur Suite gehörten gewöhnlich Davout, ich, der Mameluck Roustan . . ."

„Constant," entfuhr es auf einmal dem Fürsten.

„N=nein, Constant war damals nicht da; er war damals mit einem Briefe weggeschickt . . . zur Kaiserin Josephine; aber statt seiner waren zwei Ordonnanzen da und einige polnische Ulanen . . . na, das war das ganze Gefolge, abgesehen natürlich von den Generälen und Marschällen, die Napoleon mitnahm, um mit ihnen das Terrain und die Stellung der Truppen zu besichtigen und sich mit ihnen zu beraten . . . Am häufigsten befand sich Davout in seiner Umgebung, wie ich mich noch jetzt erinnere: ein sehr großer, kräftiger, kaltblütiger Mensch mit einer Brille und einem seltsamen Blicke. Mit ihm beriet sich der Kaiser besonders oft. Er legte großen Wert auf die Ansichten desselben. Ich erinnere mich, daß sie sich schon mehrere Tage lang miteinander beraten hatten; Davout kam jeden Morgen und jeden Abend; oft stritten sie sogar; endlich schien Napoleon nachzugeben. Sie waren beide allein im Arbeitszimmer, als dritter ich, den sie kaum beachteten. Auf einmal fiel Napoleons Blick zufällig auf mich; ein seltsamer Gedanke leuchtete in seinen Augen auf. ‚Kind!' sagte er plötzlich zu mir; ‚wie denkst du darüber: wenn ich zur russischen Kirche übertrete und eure Sklaven befreie, werden mir dann die Russen folgen?' ‚Niemals!' rief ich empört. Napoleon war überrascht. ‚In den von Patriotismus glänzenden Augen dieses Kindes', sagte er, ‚habe ich die Meinung des ganzen russischen Volkes gelesen. Genug davon, Davout! Das alles ist ein Hirngespinst! Entwickeln Sie Ihr zweites Projekt!'"

„Ja, aber auch dieses Projekt war eine großartige Idee!“ bemerkte der Fürst, augenscheinlich interessiert. „Sie führen also dieses Projekt auf Davout zurück?“

„Wenigstens berieten sie darüber zusammen. Die Idee rührte gewiß von Napoleon her und war dieses Adlers würdig; aber auch das andere Projekt war eine bedeutsame Idee . . . Das war jener berühmte ‚conseil du lion‘, wie Napoleon selbst diesen Ratschlag Davouts nannte. Er bestand darin, sich mit dem ganzen Heere im Kreml einzuschließen, Baracken zu bauen, Verschanzungen anzulegen, Kanonen aufzustellen, möglichst viel Pferde zu schlachten und ihr Fleisch einzupökeln, möglichst viel Getreide durch Marodieren und auf sonstige Weise zu beschaffen, den Winter bis zum Frühjahr im Kreml zuzubringen, im Frühjahr aber sich durch die Russen durchzuschlagen. Dieses Projekt hatte für Napoleon viel Lockendes. Wir ritten täglich um die Mauern des Kreml herum, und er zeigte, wo etwas niedergerissen werden sollte, wo Lünetten, Ravelins und Reihen von Blockhäusern angelegt werden sollten; es ging wie der Blitz: er blickte hin und traf sofort seine Anordnung. Endlich war alles festgesetzt; Davout verlangte die endgültige Entscheidung. Wieder waren sie allein im Zimmer, und ich als dritter. Wieder ging Napoleon mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab. Ich konnte meine Augen nicht von seinem Gesichte losreißen. ‚Ich gehe,‘ sagte Davout. ‚Wohin?‘ fragte Napoleon. ‚Die Pferde einpökeln,‘ antwortete Davout. Napoleon fuhr zusammen; sein Schicksal entschied sich in diesem Augenblicke. ‚Mein Kind,‘ sagte er plötzlich zu mir, ‚wie denkst du über unsere Absicht?‘ Selbstverständlich fragte er mich in der Weise, wie manch-

mal ein mit dem höchsten Verstande begabter Mann im letzten Augenblicke zu der Entscheidung durch Adler oder Schrift greift. Statt an Napoleon wandte ich mich an Davout und sagte wie infolge einer Eingebung: ‚General, machen Sie, daß Sie nach Ihrer Heimat davonkommen!‘ Das Projekt wurde verworfen. Davout zuckte die Achseln und sagte beim Hinausgehen halblaut: ‚Bah! Il devient superstitieux!‘ Und gleich am folgenden Tage wurde der Abmarsch angekündigt."

„All das ist außerordentlich interessant," sagte der Fürst sehr leise, „wenn das alles so zuging ... das heißt, ich will sagen ..." suchte er sich schleunigst zu verbessern.

„O Fürst!" rief der General, der von seiner eigenen Erzählung so berauscht war, daß er vielleicht auch vor der größten Unvorsichtigkeit nicht mehr zurückgeschreckt wäre, „Sie sagen: ‚All das‘; aber es war noch mehr; ich versichere Ihnen, daß ich noch weit mehr erlebte. All das waren nur armselige politische Ereignisse. Aber ich wiederhole Ihnen, ich war Zeuge der nächtlichen Tränen und Seufzer dieses großen Mannes; und das hat niemand gesehen und gehört außer mir! In der letzten Zeit weinte er allerdings nicht mehr; er hatte keine Tränen mehr; er stöhnte nur noch manchmal; aber sein Gesicht umwölkte sich immer düsterer. Die Ewigkeit umschattete ihn schon gleichsam mit ihren dunklen Flügeln. Manchmal verbrachten wir nachts ganze Stunden allein zusammen in Stillschweigen; der Mameluck Roustan schnarchte im Nebenzimmer; dieser Mensch hatte einen furchtbar festen Schlaf. ‚Dafür ist er mir und der Dynastie treu,‘ pflegte Napoleon von ihm zu sagen. Einmal war mir furchtbar schwer ums Herz, und er bemerkte plötzlich Tränen in meinen Augen;

er blickte mich gerührt an: ‚Du bemitleidest mich!‘ rief er; ‚du bemitleidest mich, mein Kind, und vielleicht bemitleidet mich noch ein anderes Kind, mein Sohn, le roi de Rome; alle übrigen hassen mich, und meine Brüder werden die ersten sein, die mich in meinem Unglück verraten!‘ Aufschluchzend stürzte ich zu ihm hin; da konnte auch er sich nicht mehr beherrschen; wir umarmten uns, und unsere Tränen vermischten sich miteinander. ‚Schreiben Sie, schreiben Sie einen Brief an die Kaiserin Josephine!‘ rief ich ihm weinend zu. Napoleon fuhr zusammen, überlegte einen Augenblick und sagte dann zu mir: ‚Du erinnerst mich an ein drittes Herz, das mich liebt; ich danke dir, mein Freund!‘ Darauf setzte er sich hin und schrieb jenen Brief an Josephine, mit dem Constant am folgenden Tage weggeschickt wurde."

„Das war schön von Ihnen gehandelt," sagte der Fürst. „Inmitten all der bösen Gedanken haben Sie ihn zu einem guten Gefühle hingeleitet."

„Ganz richtig, Fürst! Und wie schön Sie das ausdrücken, ganz in Übereinstimmung mit Ihrem eigenen Herzen!" rief der General entzückt, und seltsamerweise blinkten wirkliche Tränen in seinen Augen. „Ja, Fürst, ja, das war ein großartiges Schauspiel! Und wissen Sie, ich wäre beinah mit ihm nach Paris gegangen und hätte dann schließlich sein Los auf der heißen Verbannungsinsel geteilt; aber leider gingen unsere Lebenswege auseinander! Wir trennten uns: er ging nach der heißen Insel, wo er sich vielleicht in einem Augenblick tiefen Grams wenigstens einmal noch an die Tränen des armen Knaben erinnert haben mag, der ihn in Moskau umarmt und von ihm Abschied genommen hatte; ich dagegen kam in das Kadetten-

korps, wo ich nichts fand als Drill, rohes Benehmen der Kameraden und ... Ach, alles war zu Ende! ‚Ich will dich deiner Mutter nicht entziehen und werde dich daher nicht mitnehmen!‘ sagte er zu mir an dem Tage, an dem der Rückzug begann; ‚aber ich würde gern etwas für dich tun.‘ Er stieg schon zu Pferde. ‚Schreiben Sie mir etwas zum Andenken in das Album meiner Schwester!‘ sagte ich schüchtern; denn er war sehr zerstreut und finster. Er drehte sich um, verlangte eine Feder und nahm das Album hin. ‚Wie alt ist deine Schwester?‘ fragte er mich, die Feder schon in der Hand haltend. ‚Drei Jahre,‘ antwortete ich. ‚Petite fille alors.‘ Er schrieb in das Album:

'Ne mentez jamais!'

'Napoléon, votre ami sincère'.

Ein solcher Rat und in einem solchen Augenblick; Sie müssen selbst sagen, Fürst ..."

„Ja, das ist bedeutsam."

„Dieses Blatt hing in einem goldenen Rahmen unter Glas bei meiner Schwester, solange sie lebte, in ihrem Salon an der augenfälligsten Stelle, bis zu ihrem Tode (sie starb im Wochenbette); wo es jetzt ist, weiß ich nicht ... Aber ... ach, mein Gott! Es ist schon zwei Uhr! Wie ich Sie aufgehalten habe, Fürst! Es ist unverzeihlich!"

Der General stand von seinem Stuhle auf.

„O, im Gegenteil!" stammelte der Fürst. „Sie haben mich so schön unterhalten, und ... Ihre Mitteilungen waren so interessant; ich bin Ihnen so dankbar!"

„Fürst!" sagte der General, indem er ihm wieder schmerzhaft die Hand drückte und ihn mit glänzenden Augen unverwandt anblickte, wie wenn er selbst auf einmal zur Besinnung gekommen und von einem plötzlichen

Gedanken überrascht wäre. „Fürst! Sie sind ein so guter, ein so harmloser Mensch, daß Sie mir manchmal geradezu leid tun. Ich sehe Sie mit inniger Rührung an; Gott segne Sie! Möge Ihr Leben in Liebe beginnen und erblühen! Das meinige ist abgeschlossen! O, verzeihen Sie, verzeihen Sie!"

Er ging schnell hinaus, das Gesicht mit den Händen bedeckend. An der Aufrichtigkeit seiner Erregung konnte der Fürst nicht zweifeln. Er verstand auch, daß der Alte wie berauscht von seinem Erfolge wegging; aber er ahnte doch, daß dieser Mensch zu der Sorte derjenigen Lügner gehörte, die zwar bis zur Wollust und Selbstvergessenheit lügen, aber sogar auf dem Gipfelpunkte ihres Rausches doch im stillen argwöhnen, daß man ihnen nicht glaubt und nicht glauben kann. Es war denkbar, daß der Alte in seiner jetzigen Lage zur Besinnung kommen, sich über die Maßen schämen, den Fürsten im Verdachte tiefen Mitleides mit ihm haben und sich beleidigt fühlen werde. „Habe ich auch nicht schlecht daran getan, daß ich ihn bis zu solcher Begeisterung kommen ließ?" fragte sich der Fürst beunruhigt, konnte sich aber im nächsten Augenblicke nicht mehr halten und brach in ein gewaltiges, wohl zehn Minuten anhaltendes Gelächter aus. Er wollte sich wegen dieses Gelächters Selbstvorwürfe machen, sah aber sofort ein, daß er dazu keinen Anlaß habe, weil ihm ja der General unendlich leid tat.

Seine Ahnung ging in Erfüllung. Schon am Abend desselben Tages erhielt er einen sonderbaren Brief, der ebenso kurz wie energisch war. Der General teilte ihm darin mit, daß er sich auch von ihm für alle Zeiten trenne; er achte ihn und sei ihm dankbar; aber auch von ihm könne

er nicht „Mitleidsbezeigungen annehmen, die die Würde eines ohnehin schon unglücklichen Mannes noch weiter herabdrückten.“ Als der Fürst hörte, daß der Alte sich bei Nina Alexandrowna eingeschlossen habe, fühlte er sich seinetwegen beinahe beruhigt. Aber wir haben bereits gesehen, daß der General auch bei Lisaweta Prokofjewna Unheil anrichtete. Wir können hier keine Einzelheiten mitteilen; aber wir bemerken in aller Kürze, daß der Kernpunkt bei dieser Zusammenkunft darin bestand, daß der General Lisaweta Prokofjewna in Angst versetzte und durch seine bitteren Andeutungen in betreff Ganjas ihre Entrüstung erregte. Er wurde mit Schimpf und Schande aus dem Hause gewiesen. Das war der Grund, weshalb er dann eine so schlechte Nacht und einen so schlechten Morgen hatte, allen Verstand verlor und zuletzt beinah geisteskrank auf die Straße lief.

Kolja begriff immer noch nicht recht, was eigentlich vorging, und hoffte sogar durch Strenge etwas bei seinem Vater zu erreichen.

„Na, was denken Sie denn nun eigentlich, wohin wir unsere Schritte lenken sollen, General?“ fragte er. „Zum Fürsten wollen Sie nicht; mit Lebedew haben Sie sich verzankt; Geld haben Sie nicht, und ich habe nie welches: da sitzen wir nun jetzt auf dem Trockenen, mitten auf der Straße.“

„Man sitzt angenehmer im Trockenen als auf dem Trockenen,“ murmelte der General. „Mit diesem Wortspiel habe ich Begeisterung erregt ... in einer Offiziersgesellschaft ... im Jahre vierundvierzig ... Im Jahre tausend ... achthundert ... vierundvierzig, ja! ... Ich entsinne mich nicht ... O, erinnere mich nicht daran, er-

innere mich nicht daran! ‚Wo ist meine Jugend, meine Frische!‘ wie jemand ausrief ... Wer hat das doch ausgerufen, Kolja?"

„Das kommt bei Gogol in den ‚Toten Seelen‘ vor, Papa," antwortete Kolja und schielte ängstlich nach dem Vater hin.

„Tote Seelen! O ja, tote Seelen! Wenn du mich begraben läßt, dann schreib auf mein Grab: ‚Hier ruht eine tote Seele!‘

‚Der Schande kann ich nicht entrinnen!‘

Wer hat das gesagt, Kolja?"

„Das weiß ich nicht, Papa."

„Jeropegow soll nicht existiert haben? Jerofei Jeropegow! ..." rief er ganz außer sich und blieb auf der Straße stehen. „Und das ist mein Sohn, mein leiblicher Sohn! Jeropegow, ein Mann, der elf Monate lang wie ein Bruder mit mir zusammen gelebt hat, für den ich ein Duell gehabt habe ... Fürst Wygorjezki, unser Hauptmann, sagte zu ihm, als wir bei der Flasche saßen: ‚Du, Grischa, wo hast du denn deinen Anna-Orden erworben? Das möchte ich wirklich wissen.‘ ‚Auf den Schlachtfeldern meines Vaterlandes, da habe ich ihn erworben!‘ Ich rief: ‚Bravo, Grischa!‘ Na, daraus entstand dann ein Duell. Und dann heiratete er Marja Petrowna Su . . . Sutugina und wurde auf dem Schlachtfelde erschossen ... Die Kugel prallte von dem Kreuze ab, das ich auf der Brust trug, und fuhr ihm gerade in die Stirn. ‚Ich werde dich in Ewigkeit nicht vergessen!‘ rief er und fiel tot nieder. Ich ... ich habe mit Ehren gedient, Kolja; ich habe als anständiger Mann gedient; aber ‚der Schande kann ich nicht entrinnen‘! Kommt ihr beide, du und Nina, zu meinem

Grabe ... ,Arme Nina!' so habe ich sie früher genannt, Kolja, es ist schon lange her, noch in der ersten Zeit, und sie hörte das so gern! ... Nina, Nina! Was habe ich dir für ein Schicksal bereitet! Wofür kannst du mich noch lieben, du geduldiges Herz? Deine Mutter hat das Herz eines Engels, Kolja; hörst du wohl? Das Herz eines Engels!"

„Das weiß ich, Papa. Papa, liebster Papa, lassen Sie uns nach Hause zurückkehren, zu Mama! Sie ist uns ja nachgelaufen! Na, was stehen Sie denn so da? Als ob Sie es nicht begriffen ... Na, warum weinen Sie denn?"

Kolja weinte selbst und küßte seinem Vater die Hände.

„Du küßt mir die Hände, mir?"

„Nun ja, gewiß, gewiß. Was ist daran wunderbar? Na, warum heulen Sie denn mitten auf der Straße? Und dabei nennen Sie sich einen General und wollen ein Soldat sein; na, nun kommen Sie!"

„Gott segne dich, lieber Junge, dafür, daß du dich gegen deinen mit Schande bedeckten Vater respektvoll benommen hast ... ja, gegen einen mit Schande bedeckten alten Mann, deinen Vater ... Mögest du einmal einen ebensolchen Sohn haben ... le roi de Rome ... O, mein Fluch komme über dieses Haus!"

„Aber was soll denn dieses Wesen hier eigentlich vorstellen?" brauste Kolja auf einmal auf. „Was ist denn passiert? Warum wollen Sie jetzt nicht nach Hause zurückkehren? Wovon sind Sie denn so verrückt geworden?"

„Ich werde es dir erklären, werde es dir erklären ... ich werde dir alles sagen. Schrei nicht so; die Leute hören es ... le roi de Rome ... Ach, mir ist so übel, und ich bin so traurig!

‚Wo ist dein Grab, du alte Kinderfrau?‘
Wer hat so gerufen, Kolja?"

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, wer so gerufen hat! Kommen Sie gleich nach Hause, gleich! Ich werde Ganja durchprügeln, wenn es nötig ist . . . Aber wo wollen Sie denn wieder hin?"

Der General schleppte ihn nach der Freitreppe eines nahen Hauses.

„Wo wollen Sie hin? Das ist ein fremdes Haus!"

Der General setzte sich auf die Stufen und zog Kolja immer an der Hand zu sich heran.

„Bücke dich herab, bücke dich herab!" murmelte er. „Ich will dir alles sagen . . . die Schande . . . bücke dich herab . . . mit dem Ohr, mit dem Ohr; ich will es dir ins Ohr sagen . . ."

„Aber was ist Ihnen denn?" rief Kolja ganz erschrocken, hielt aber doch sein Ohr hin.

„Le roi de Rome . . ." flüsterte der General, der ebenfalls am ganzen Leibe zitterte.

„Was? . . . Was haben Sie nur mit Ihrem roi de Rome? . . ."

„Ich . . . ich . . ." flüsterte der General wieder, indem er sich immer fester an die Schulter seines Sohnes klammerte, „ich . . . will . . . ich will dir . . . alles . . . Marja, Marja . . . Petrowna Su-su-su . . ."

Kolja riß sich los, faßte selbst den General bei den Schultern und blickte ihn wie ein Irrsinniger an. Der Alte wurde dunkelrot; seine Lippen färbten sich bläulich; leichte, krampfhafte Zuckungen liefen über sein Gesicht. Auf einmal bog er sich zusammen und begann sachte in Koljas Arme zu sinken.

„Ein Schlaganfall!“ rief dieser über die ganze Straße hin, da er endlich gemerkt hatte, um was es sich handelte.

V

In Wahrheit hatte Warwara Ardalionowna in dem Gespräche mit ihrem Bruder die Zuverlässigkeit ihrer Nachrichten über die Verlobung des Fürsten mit Aglaja Jepantschina ein wenig übertrieben. Vielleicht sah sie als scharfsichtige Frau das, was in naher Zukunft geschehen mußte, vorher; vielleicht hatte sie sich darüber geärgert, daß der schöne Zukunftstraum, an den übrigens sie selbst in Wirklichkeit nicht geglaubt hatte, wie ein Rauch zerflattert war, und mochte sich nun, was ja nur menschlich ist, das Vergnügen nicht versagen, durch Übertreibung des Mißgeschicks noch mehr Gift in das Herz ihres Bruders zu gießen, den sie übrigens aufrichtig liebte und bemitleidete. Aber jedenfalls hatte sie unmöglich von ihren Freundinnen, den Fräulein Jepantschin, so bestimmte Nachrichten erhalten können; es lagen nur Andeutungen, unvollendete Sätze, bedeutsames Stillschweigen und rätselhafte Redewendungen vor. Vielleicht hatten aber Aglajas Schwestern auch absichtlich ein Wörtchen zuviel gesagt, um selbst etwas von Warwara Ardalionowna in Erfahrung zu bringen; möglich war schließlich auch, daß auch sie sich nicht hatten das echt weibliche Vergnügen versagen wollen, ihre Freundin, und wenn es auch eine Freundin aus der Kinderzeit war, ein klein wenig zu foppen; denn in so langer Zeit hatten sie doch notwendigerweise wenigstens ein bißchen von den Absichten der Freundin merken müssen.

Andrerseits hatte sich auch der Fürst vielleicht geirrt,

als er, in der Meinung durchaus die Wahrheit zu sagen, Herrn Lebedew versicherte, er habe ihm nichts mitzuteilen, und es habe sich mit ihm schlechterdings nichts Besonderes zugetragen. Tatsächlich war mit allen etwas sehr Seltsames vorgegangen: es hatte sich nichts zugetragen und gleichzeitig doch auch gewissermaßen sehr viel zugetragen. Letzteres hatte auch Warwara Ardalionowna mit ihrem zuverlässigen weiblichen Instinkte erraten.

Wie es aber zugegangen war, daß in der Familie Jepantschin alle einmütig auf ein und denselben Gedanken gekommen waren, daß sich nämlich mit Aglaja etwas Wichtiges zugetragen habe und ihr Schicksal sich nun entscheide, dies ordnungsmäßig darzulegen ist sehr schwer. Aber kaum war dieser Gedanke bei allen gleichzeitig aufgeblitzt, als sofort alle zusammen behaupteten, sie hätten das alles schon längst und deutlich vorhergesehen; alles sei schon zur Zeit des „armen Ritters", ja schon früher klar gewesen, nur hätten sie damals an eine solche Abgeschmacktheit noch nicht glauben mögen. Das versicherten die Schwestern; natürlich hatte auch Lisaweta Prokofjewna früher als alle andern alles vorhergesehen und erkannt, und es hatte ihr schon längst „das Herz weh getan"; aber mochte das nun schon längst der Fall gewesen sein oder nicht, jedenfalls war ihr der Gedanke an den Fürsten jetzt sehr unbehaglich, in der Hauptsache deswegen, weil dieser Gedanke ihre gesamte Denktätigkeit in Verwirrung brachte. Es trat ihr hier eine Frage entgegen, die unverzüglich entschieden zu werden verlangte; aber es war nicht nur die Entscheidung unmöglich, sondern die arme Lisaweta Prokofjewna war trotz aller Bemühungen nicht einmal imstande, die Frage mit völliger

Klarheit zu formulieren. Die Sache war sehr schwierig: war der Fürst akzeptabel oder nicht? War diese ganze Geschichte gut oder nicht? Wenn sie nicht gut war (und das unterlag keinem Zweifel), inwiefern war sie dann eigentlich nicht gut? Wenn sie aber vielleicht doch gut war (was ebenfalls im Bereiche der Möglichkeit lag), inwiefern war sie dann wieder gut? Das Oberhaupt der Familie selbst, Iwan Fjodorowitsch, war selbstverständlich zuerst höchst erstaunt, gestand dann aber auf einmal, daß auch ihm immer schon so etwas geahnt habe, wenigstens ab und zu. Er verstummte sofort unter dem drohenden Blicke seiner Gattin; aber wenn er auch am Vormittage verstummt war, so sah er sich doch am Abend, als er mit seiner Gattin unter vier Augen war, wieder genötigt zu reden und brachte mit besonderer Kühnheit einige überraschende Gedanken zum Ausdruck. Im Grunde, wie stehe die Sache denn ...? (hier schwieg er eine Weile). All das sei ja gewiß sehr sonderbar, vorausgesetzt, daß es wahr sei, und er wolle nicht darüber streiten, aber ... (er schwieg von neuem). Andrerseits, wenn man die Dinge mit offenen Augen ansehe, sei ja der Fürst wirklich ein prächtiger Bursche, und ... und, und, na, schließlich komme auch ihr Name in Betracht, der Familienname Jepantschin; die Heirat werde sozusagen als eine Hebung dieses in den Augen der Welt niedrig stehenden Namens erscheinen, das heißt, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, das heißt, weil ... natürlich die Welt; die Welt sei eben die Welt. Der Fürst sei doch auch nicht ohne Vermögen, wenn es auch nicht sehr bedeutend sei. Er habe auch ... auch ... auch ... (hier schwieg er lange und verstummte endgültig). Nach-

dem Lisaweta Prokofjewna diese Äußerungen ihres Gatten angehört hatte, durchbrach ihr Affekt alle Schranken.

Ihrer Meinung nach war alles, was vorgegangen war, ein unverzeihlicher, geradezu verbrecherischer Unsinn, ein dummes, abgeschmacktes Hirngespinst. Erstens sei dieser Jammerfürst ein kranker Idiot, zweitens ein Dummkopf; er kenne weder die Welt, noch besitze er eine Stellung in der Welt; wem solle man ihn präsentieren, wo mit ihm bleiben? Er habe eine ganz unerlaubte demokratische Gesinnung und nicht den geringsten Dienstrang, und ... und ... was werde die alte Bjelokonskaja dazu sagen? Ob sie für Aglaja einen solchen Mann sich ausgemalt, einen solchen Mann in Aussicht genommen hätten? Das letztgenannte Argument war selbstverständlich das wichtigste. Das Herz der Mutter zitterte bei diesem Gedanken und schwamm in Blut und Tränen, wiewohl gleichzeitig im Innern dieses Herzens sich etwas regte und zu ihr sagte: „In welcher Hinsicht ist eigentlich der Fürst kein solcher Schwiegersohn, wie ihr ihn braucht?" Und gerade diese Erwiderungen ihres eigenen Herzens waren es, die der armen Lisaweta Prokofjewna am meisten zu schaffen machten.

Aglajas Schwestern gefiel der Gedanke an den Fürsten nicht übel; ja, dieser Gedanke schien ihnen nicht einmal besonders seltsam; kurz, es war nicht ausgeschlossen, daß sie plötzlich auf die Seite des Fürsten träten. Aber sie entschieden sich beide dafür, zu schweigen. Man hatte in der Familie ein für allemal die Beobachtung gemacht: je eigensinniger und hartnäckiger in einer die ganze Familie betreffenden Streitfrage Lisaweta Prokofjewnas Widerspruch und Widerstand war, um so mehr konnte

dies allen als ein Anzeichen dafür dienen, daß sie vielleicht schon mit ihnen in dieser Streitfrage einverstanden war. Übrigens konnte Alexandra Iwanowna sich nicht völlig schweigsam verhalten. Die Mama, von der sie schon seit langer Zeit als Ratgeberin anerkannt war, rief sie jetzt alle Augenblicke zu sich und verlangte ihre Meinung zu hören; namentlich aber mußte Alexandra ihr mit ihrem Gedächtnisse aushelfen. Die Mutter fragte zum Beispiel: wie das alles gekommen sei? Warum das niemand gesehen habe? Warum sie damals nicht geredet hätten? Was damals dieser widerwärtige „arme Ritter" zu bedeuten gehabt habe? Warum sie, Lisaweta Prokofjewna, allein dazu verurteilt sei, für alle zu sorgen, auf alles aufzupassen und alles vorauszusehen, während alle übrigen nur Maulaffen feil hielten? usw. usw. Alexandra Iwanowna verfuhr anfangs vorsichtig und bemerkte nur, sie halte Papas Ansicht für ganz richtig, daß in den Augen der Welt die Wahl des Fürsten Myschkin zum Gemahl einer der Jepantschinschen Töchter möglicherweise als eine sehr vernünftige Handlung erscheinen werde. Allmählich redete sie sich in Eifer und fügte hinzu, der Fürst sei überhaupt kein Dummkopf und sei nie ein solcher gewesen, und was die Stellung in der Gesellschaft anlange, so könne noch kein Mensch wissen, was man nach einigen Jahren bei uns in Rußland für die gesellschaftliche Stellung eines anständigen Menschen als notwendig erachten werde, ob die Bekleidung eines höheren Amtes, die bisher für obligatorisch gegolten habe, oder irgend etwas anderes. Zur Antwort auf all diese Bemerkungen begann die Mama sofort zu schelten, Alexandra sei ein Freigeist, und all das komme von der verdammten Frauenfrage her. Eine halbe Stunde darauf begab sie sich

in die Stadt und von dort nach der Kamenny-Insel, um die alte Bjelokonskaja zu besuchen, die zufällig gerade in dieser Zeit nach Petersburg gekommen war, aber bald wieder abreisen wollte. Sie war Aglajas Patin.

Die alte Bjelokonskaja hörte Lisaweta Prokofjewnas fieberhafte, verzweifelte Bekenntnisse sämtlich an, ohne sich durch die Tränen der fassungslosen Familienmutter im geringsten rühren zu lassen; ja, sie blickte diese sogar recht spöttisch an. Sie war eine schreckliche Despotin; sie konnte sich nicht dazu verstehen, ihre Freundinnen, mochte auch die Freundschaft noch so alt sein, als ihr gleichstehende Personen zu behandeln, und auf Lisaweta Prokofjewna blickte sie, gerade wie vor dreißig Jahren, immer noch wie auf ihre protégée herab und konnte sich in die Schroffheit und Selbständigkeit des Charakters derselben nicht finden. Sie bemerkte ihr unter anderm, sie schienen da alle nach ihrer ständigen Gewohnheit zu entgegenkommend gewesen zu sein und aus einer Mücke einen Elefanten gemacht zu haben; sie habe sich trotz genauesten Zuhörens nicht davon überzeugen können, daß bei ihnen tatsächlich etwas Ernsthaftes vorgegangen sei; ob es nicht das Beste sei, noch ein Weilchen zu warten, bis sich etwas begebe; der Fürst sei nach ihrer Meinung ein anständiger junger Mann, wiewohl er krank, sonderbar und recht unbedeutend sei. Als das Schlimmste müsse betrachtet werden, daß er sich ganz offen eine Geliebte halte. Lisaweta Prokofjewna merkte sehr wohl, daß die alte Bjelokonskaja auf sie ein bißchen ärgerlich war, weil der von ihr warm empfohlene Jewgeni Pawlowitsch bei der Familie nicht reüssiert hatte. Ihre Stimmung war bei der Rückkehr nach Pawlowsk noch gereizter als vor dieser Fahrt, und alle bekamen sofort gehörig

etwas ab, namentlich weil sie ganz verrückt geworden seien. In keiner Familie gehe es so zu wie bei ihnen. „Warum habt ihr es denn so eilig gehabt? Was ist denn vorgegangen? Trotz aller Umschau, die ich halte, kann ich nicht finden, daß wirklich etwas vorgegangen wäre! Wartet doch noch ein Weilchen, bis sich etwas begibt! Was ahnt Iwan Fjodorowitsch nicht alles! Aber man darf doch aus einer Mücke nicht gleich einen Elefanten machen," usw.

Sie kam darauf hinaus, man müsse sich beruhigen, kaltblütig beobachten und abwarten. Aber leider hielt die Ruhe nicht zehn Minuten vor. Der erste Stoß wurde der Kaltblütigkeit durch die Nachrichten über das beigebracht, was sich zugetragen hatte, während die Mama nicht zu Hause, sondern auf der Kamenny-Insel gewesen war. (Lisaweta Prokofjewnas Fahrt hatte an dem Tage stattgefunden, an welchem der Fürst, statt um zehn Uhr, um ein Uhr gekommen war.) Die Schwestern antworteten auf die ungeduldigen Fragen der Mama sehr ausführlich. Es sei in ihrer Abwesenheit absolut nichts vorgefallen. Der Fürst sei gekommen; Aglaja sei lange, wohl eine halbe Stunde lang, nicht zu ihm hereingekommen; als sie endlich hereingekommen sei, habe sie dem Fürsten sofort eine Partie Schach angeboten; aber vom Schachspiel verstehe der Fürst so gut wie nichts, und Aglaja habe ihn sogleich besiegt; sie sei sehr lustig geworden, habe den Fürsten wegen seiner Unkenntnis arg verspottet und ihn dermaßen ausgelacht, daß er einem habe leid tun können. Dann habe sie ihm den Vorschlag gemacht, mit ihm Karten zu spielen, und zwar Schafskopf. Aber dabei sei das Resultat gerade das umgekehrte gewesen: der Fürst habe bei diesem Spiel eine solche Stärke bewiesen wie ... wie ein Professor dieser

Kunst und habe ganz meisterhaft gespielt; Aglaja habe sogar gemogelt und Karten vertauscht und ihm vor seinen Augen Stiche gestohlen; er habe sie aber trotzdem jedesmal zum Schafskopf gemacht, fünfmal hintereinander. Aglaja sei ganz wütend geworden und habe alle Selbstbeherrschung verloren; sie habe dem Fürsten solche Anzüglichkeiten und Unartigkeiten gesagt, daß er nicht mehr gelacht habe; und als sie ihm schließlich gesagt habe, sie würde sich in diesem Zimmer nicht aufhalten, solange er darin sitze, und er müsse sich eigentlich schämen, daß er „nach allem Vorgefallenen" noch zu ihnen gekommen sei, und noch dazu zwischen zwölf und ein Uhr nachts, da sei er ganz blaß geworden. Darauf sei sie hinausgegangen und habe die Tür hinter sich zugeschlagen. Der Fürst sei so traurig wie von einem Begräbnisse fortgegangen, obwohl sie ihn auf alle Weise zu trösten gesucht hätten. Auf einmal, ungefähr eine Viertelstunde, nachdem der Fürst weggegangen sei, sei Aglaja von oben nach der Veranda heruntergelaufen gekommen, so eilig, daß sie sich nicht einmal die Augen habe trocknen können, und ihre Augen seien ganz verweint gewesen; heruntergelaufen sei sie aber deswegen, weil Kolja gekommen sei und einen Igel gebracht habe. Sie hätten sich nun alle den Igel besehen; auf ihre Fragen habe Kolja erklärt, der Igel gehöre nicht ihm; er, Kolja, sei mit einem Kameraden, einem andern Gymnasiasten, nämlich Kostja Lebedew, zusammen ausgegangen, der jetzt auf der Straße geblieben sei und sich geniere hereinzukommen, weil er ein Beil trage; sowohl den Igel als auch das Beil hätten sie soeben von einem ihnen begegnenden Bauern gekauft. Den Igel habe der Bauer ihnen angeboten und fünfzig Kopeken für ihn genommen; das Beil aber

hätten sie selbst ihn überredet zu verkaufen, weil es sich gerade gut so getroffen habe, und es sei auch wirklich ein sehr gutes Beil. Nun habe Aglaja angefangen, Kolja mit Bitten zu bestürmen, er möchte ihr sogleich den Igel verkaufen; sie sei ganz außer sich gewesen und habe ihn sogar „lieber Kolja" genannt. Kolja habe lange nicht einwilligen wollen, schließlich aber doch nicht widerstehen können und Kostja Lebedew hereingerufen, der wirklich mit dem Beile hereingekommen sei und sich sehr verlegen benommen habe. Aber nun habe sich auf einmal herausgestellt, daß der Igel überhaupt nicht ihnen gehöre, sondern einem dritten Knaben, namens Petrow, der ihnen beiden Geld gegeben habe, damit sie für ihn Schlossers Weltgeschichte von einem vierten Knaben käuflich erwürben, der sich in Geldverlegenheit befinde und dieses Werk billig losschlagen wolle; sie seien nun unterwegs gewesen, um Schlossers Weltgeschichte zu kaufen, hätten aber der Verlockung nicht widerstehen können und den Igel gekauft, so daß also sowohl der Igel als auch das Beil Eigentum jenes dritten Knaben seien, dem sie diese beiden Dinge nun an Stelle von Schlossers Weltgeschichte bringen wollten. Aber Aglaja habe ihnen so zugesetzt, daß sie schließlich nachgegeben und ihr den Igel verkauft hätten. Sowie Aglaja den Igel bekommen habe, habe sie ihn sogleich mit Koljas Hilfe in ein geflochtenes Körbchen gesetzt, mit einer Serviette zugedeckt und Kolja gebeten, ihn sogleich, und ohne unterwegs einzukehren, in ihrem Namen zu dem Fürsten zu bringen, mit der Bitte, ihn als „ein Zeichen ihrer größten Hochachtung" anzunehmen. Kolja habe freudig eingewilligt und sein Wort darauf gegeben, daß er ihn hinbefördern werde, aber sofort durchaus von

ihr wissen wollen, was ein Igel oder ein ähnliches Geschenk bedeute. Aglaja habe ihm geantwortet, das gehe ihn nichts an. Er habe erwidert, er sei überzeugt, daß eine Symbolik dahinterstecke. Aglaja sei ärgerlich geworden und habe ihm in scharfem Tone geantwortet, er sei ein dummer Junge und weiter nichts. Kolja habe ihr sofort versetzt, wenn er nicht in ihr die Frau achtete und außerdem seine festen Grundsätze hätte, so würde er ihr auf der Stelle beweisen, daß er auf solche Beleidigungen sehr wohl zu antworten verstehe. Die Sache hätte übrigens damit geendet, daß Kolja doch mit Begeisterung davongegangen wäre, um den Igel hinzubringen, und Kostja Lebedew hinter ihm hergelaufen wäre. Als Aglaja gesehen habe, daß Kolja mit dem Körbchen zu sehr schlenkerte, habe sie sich nicht enthalten können, ihm von der Veranda aus nachzurufen: „Bitte, liebster Kolja, lassen Sie ihn nicht hinausfallen!", als ob sie sich nicht kurz vorher mit ihm gezankt hätte; Kolja sei stehen geblieben und habe, ebenfalls als ob er sich nicht mit ihr gezankt gehabt hätte, mit der größten Dienstbeflissenheit zurückgerufen: „Ich werde ihn schon nicht hinausfallen lassen, Aglaja Iwanowna; seien Sie ganz unbesorgt!" und sei wieder spornstreichs weitergelaufen. Aglaja habe hierauf furchtbar gelacht, sei höchst zufrieden auf ihr Zimmer gelaufen und dann den ganzen Tag über sehr lustig gewesen.

Durch diese Nachricht wurde Lisaweta Prokofjewna geradezu betäubt. Man könnte meinen: was war denn an der ganzen Sache daran? Aber sie war nun einmal in eine solche Stimmung hineingeraten. Ihre Unruhe stieg nun auf den höchsten Grad, und die Hauptsache war der Igel; was bedeutete der Igel? Was steckte da dahinter?

Was hatte das für einen geheimen Sinn? Was war das für ein verabredetes Zeichen, was für ein Telegramm? Dazu kam noch, daß der arme Iwan Fjodorowitsch, der zufällig bei dem Verhör zugegen war, durch eine von ihm gegebene Antwort die ganze Sache vollständig verdarb. Seiner Meinung nach war von einem Telegramme dabei überhaupt nicht die Rede, sondern der Igel sei einfach ein Igel, weiter nichts, und bedeute vielleicht außerdem noch Freundschaft, Vergessen der Kränkungen, Versöhnung; kurz, das Ganze sei ein mutwilliger Streich, aber jedenfalls ein harmloser und verzeihlicher.

In Parenthese bemerken wir, daß er damit durchaus das Richtige getroffen hatte. Als der Fürst, von Aglaja verhöhnt und weggejagt, nach Hause zurückgekehrt war, hatte er schon eine halbe Stunde in der düstersten Verzweiflung dagesessen, als auf einmal Kolja mit dem Igel erschien. Sofort klärte sich der Himmel auf; der Fürst erstand gleichsam wieder von den Toten; er fragte Kolja aus, klammerte sich an jedes Wort, das er sagte, erkundigte sich zehnmal nach derselben Sache, lachte wie ein Kind und drückte den beiden lachenden und ihn vergnügt anblickenden Knaben alle Augenblicke die Hände. Es war also klar, daß Aglaja verzieh und der Fürst gleich heute abend wieder zu ihr gehen konnte, und das war für ihn nicht nur die Hauptsache, sondern geradezu alles.

„Was sind wir noch für Kinder, Kolja! Und ... und wie gut, daß wir noch Kinder sind!" rief er endlich entzückt aus.

„Es ist ganz einfach: sie ist in Sie verliebt, Fürst; weiter nichts!" antwortete Kolja nachdenklich mit der Miene eines Sachverständigen.

Der Fürst wurde dunkelrot, erwiderte aber diesmal kein Wort; Kolja aber lachte nur und klatschte in die Hände; einen Augenblick darauf fing auch der Fürst an zu lachen, und dann sah er bis zum Abend alle fünf Minuten nach der Uhr, ob schon viel Zeit vergangen sei, und wieviel noch bis zum Abend übrig sei.

Aber für Lisaweta Prokofjewna war die Erregung doch zu stark; sie konnte schließlich keinen Widerstand mehr leisten und überließ sich ihren hysterischen Empfindungen. Trotz aller Einwände ihres Gatten und ihrer Töchter ließ sie unverzüglich Aglaja rufen, um ihr die entscheidende Frage vorzulegen und von ihr eine klare, entscheidende Antwort zu erhalten. „Die ganze Geschichte soll mit einemmal ein Ende nehmen," erklärte sie; „wir müssen die Last von den Schultern los werden, so daß künftig gar nicht mehr davon gesprochen wird! Sonst erlebe ich diesen Abend nicht mehr!" Erst in diesem Augenblicke merkten alle, wie unsinnig weit sie die Sache hatten kommen lassen. Aber außer gekünstelter Verwunderung und Entrüstung sowie spöttischem Lachen über den Fürsten und alle Fragenden war von Aglaja nichts zu erlangen. Lisaweta Prokofjewna legte sich ins Bett und erschien erst zum Tee wieder, zu der Zeit, wo der Fürst erwartet wurde. Sie erwartete den Fürsten mit großer Unruhe, und als er erschien, bekam sie beinahe wieder einen hysterischen Anfall.

Aber auch der Fürst selbst trat schüchtern ein, sozusagen tastend; er lächelte seltsam, blickte allen in sonderbarer Art in die Augen und legte allen gewissermaßen eine Frage vor, weil Aglaja wieder nicht im Zimmer war, was ihn sofort beunruhigte. An diesem Abend war kein Fremder zugegen, sondern nur die Mitglieder der Familie. Fürst

Schtsch. war noch in Petersburg, anläßlich der Angelegenheit von Jewgeni Pawlowitschs Onkel. „Wenn doch wenigstens der da wäre und etwas redete!" dachte Lisaweta Prokofjewna bekümmert. Iwan Fjodorowitsch saß mit sehr sorgenvoller Miene da; die Schwestern waren ernsthaft und schweigsam wie absichtlich. Lisaweta Prokofjewna wußte nicht, womit sie ein Gespräch anfangen sollte. Endlich begann sie kräftig auf die Eisenbahn zu schimpfen und sah dabei den Fürsten herausfordernd an.

Aglaja erschien leider immer noch nicht, und dem Fürsten sank der Mut. Stammelnd und verwirrt versuchte er seine Meinung dahin auszusprechen, daß Reparaturen der Strecke allerdings sehr nützlich sein würden; aber Adelaida brach plötzlich in ein Gelächter aus, und der Fürst war wieder wie vernichtet. In demselben Augenblicke trat Aglaja herein, ruhig und würdevoll; sie erwiderte zeremoniös die Verbeugung des Fürsten und setzte sich feierlich auf den sichtbarsten Platz an dem runden Tische. Sie blickte den Fürsten fragend an. Alle sagten sich, daß der Augenblick gekommen sei, wo alle unklaren Fragen ihre Entscheidung finden sollten.

„Haben Sie meinen Igel erhalten?" fragte sie ihn mit fester Stimme und beinah zornig.

„Ja, ich habe ihn erhalten," antwortete der Fürst errötend und in ängstlicher Spannung.

„Sagen Sie unverzüglich, was Sie darüber denken! Das ist zu Mamas und unserer ganzen Familie Beruhigung unumgänglich notwendig."

„Hör mal, Aglaja . . ." begann der General beunruhigt.

„Das überschreitet ja alle Grenzen!" rief Lisaweta Prokofjewna erschrocken.

„Von Grenzen ist hier gar nicht die Rede, Mama," antwortete die Tochter sofort in sehr ernstem Tone. „Ich habe heute dem Fürsten einen Igel geschickt und wünsche seine Meinung kennen zu lernen. Nun, reden Sie, Fürst!"

„Das heißt, was für eine Meinung, Aglaja Iwanowna?"

„Ihre Meinung über den Igel."

„Das heißt, ich glaube, Aglaja Iwanowna, daß Sie wissen wollen, wie ich ... den Igel aufgenommen habe ... oder, besser gesagt, was ich über diese Sendung ... des Igels denke, das heißt ... in diesem Falle nehme ich an, daß Sie, mit einem Worte ..."

Die Luft fehlte ihm, und er verstummte.

„Nun, viel haben Sie gerade nicht gesagt," bemerkte Aglaja, nachdem sie etwa fünf Sekunden lang gewartet hatte. „Nun gut, ich bin damit einverstanden, daß wir den Igel beiseite lassen; aber ich freue mich sehr, daß ich endlich all den Unklarheiten, die sich angesammelt haben, ein Ende machen kann. Erlauben Sie also, daß ich jetzt endlich Sie selbst persönlich frage: halten Sie um meine Hand an oder nicht?"

„Ach Gott!" rief Lisaweta Prokofjewna unwillkürlich.

Der Fürst fuhr zusammen und schrak zurück. Iwan Fjodorowitsch war starr; die Schwestern machten finstere Gesichter.

„Lügen Sie nicht, Fürst! Sagen Sie die Wahrheit! Man verfolgt mich um Ihretwillen mit seltsamen Fragen; haben diese Fragen irgendwelche Begründung? Nun?"

„Ich habe nicht um Ihre Hand angehalten, Aglaja Iwanowna,“ sagte der Fürst, der plötzlich lebhaft wurde. „Aber ... Sie wissen selbst, wie ich Sie liebe und an Sie glaube ... sogar jetzt ...“

„Ich frage Sie: halten Sie um meine Hand an oder nicht?“

„Ja, ich tue es,“ erwiderte der Fürst beklommen.

Auf diese Worte folgte eine allgemeine, starke Bewegung.

„Das ist alles nicht ordnungsmäßig, lieber Freund,“ sagte Iwan Fjodorowitsch in starker Aufregung. „Das ... das ist beinah unerhört, Aglaja! ... Verzeihen Sie, Fürst, verzeihen Sie, mein Teuerster! ... Lisaweta Prokofjewna!“ wandte er sich an seine Gattin um Hilfe; „es wird nötig sein ... die Sache zu überlegen ...“

„Ich weigere mich, ich weigere mich!“ rief Lisaweta Prokofjewna mit abwehrenden Handbewegungen.

„Gestatten Sie auch mir zu reden, Mama; ich bin in einer solchen Angelegenheit doch auch von einiger Wichtigkeit: dies ist der Augenblick, in dem sich mein Schicksal entscheidet“ (genau so drückte Aglaja sich aus), „und ich will durch eigene Fragen ins klare kommen und freue mich außerdem, daß es in Gegenwart aller geschieht. Wenn Sie also ‚ernste Absichten haben‘, Fürst, so gestatten Sie mir die Frage, wodurch Sie mich eigentlich glücklich zu machen gedenken!“

„Ich weiß wirklich nicht, Aglaja Iwanowna, was ich Ihnen antworten soll; auf diese Frage ... was soll ich da antworten? Und dann ... ist es denn notwendig?“

„Sie scheinen verlegen geworden zu sein und keine Luft zu haben; erholen Sie sich ein wenig, und sammeln Sie

neue Kraft; trinken Sie ein Glas Wasser; übrigens werden Sie auch sogleich Tee bekommen."

„Ich liebe Sie, Aglaja Iwanowna, ich liebe Sie sehr; ich liebe nur Sie allein und ... bitte, treiben Sie keinen Scherz; ich liebe Sie sehr."

„Aber das ist denn doch eine wichtige Sache; wir sind keine Kinder und müssen es vom praktischen Standpunkte aus ansehen . . . Haben Sie jetzt die Güte anzugeben, worin Ihr Vermögen besteht!"

„Aber, aber, Aglaja! Was redest du! Das ist ja ungehörig, ganz ungehörig . . ." murmelte Iwan Fjodorowitsch erschrocken.

„Das ist eine Schande!" flüsterte Lisaweta Prokofjewna laut.

„Sie ist verrückt geworden!" flüsterte Alexandra ebenfalls laut.

„Mein Vermögen ... das heißt mein Geld?" fragte der Fürst erstaunt.

„Ganz richtig."

„Ich besitze ... ich besitze jetzt hundertfünfunddreißigtausend Rubel," murmelte der Fürst errötend.

„Mehr nicht?" fragte Aglaja laut und in aufrichtiger Verwunderung, ohne irgendwie zu erröten. „Indes das macht nichts, namentlich bei sparsamer Wirtschaft... Beabsichtigen Sie, ein Amt anzunehmen?"

„Ich wollte die Hauslehrerprüfung ablegen ..."

„Sehr anständig; gewiß, das wird unsere Mittel vermehren. Haben Sie vor, Kammerjunker zu werden?"

„Kammerjunker? Daran habe ich nie gedacht; aber ..."

Aber hier konnten sich die beiden Schwestern nicht mehr halten und prusteten vor Lachen los. Adelaida hatte schon lange in Aglajas zuckenden Gesichtsmuskeln die Vorzeichen eines plötzlich hervorbrechenden, unbezwinglichen Gelächters bemerkt, das Aglaja vorläufig noch mit aller Kraft unterdrückte. Aglaja wollte den lachenden Schwestern einen drohenden Blick zuwerfen, konnte sich aber selbst keine Sekunde länger beherrschen und brach ebenfalls in ein tolles, fast hysterisches Gelächter aus; schließlich sprang sie auf und lief aus dem Zimmer.

„Das habe ich doch gewußt, daß es nur ein Spaß war und weiter nichts!" rief Adelaida. „Gleich von Anfang an, von dem Igel an!"

„Nein, das kann ich nicht mehr dulden, das kann ich nicht mehr dulden!" rief Lisaweta Prokofjewna, in heftigem Zorne aufbrausend, und lief schnell hinter Aglaja her.

Auch die Schwestern eilten der Mutter sofort nach. Im Zimmer blieben nur der Fürst und der Vater der Familie zurück.

„Das ist ja . . . das ist ja . . . Hast du dir je so etwas vorstellen können, Ljow Nikolajewitsch?" rief der General heftig; er wußte offenbar selbst nicht, was er sagen wollte. „Nein, im Ernst, sage im Ernst!"

„Ich sehe, daß Aglaja Iwanowna sich über mich lustig gemacht hat," antwortete der Fürst traurig.

„Warte einen Augenblick, lieber Freund; ich will hingehen; warte du ein Weilchen... Aber... erkläre wenigstens du mir, Ljow Nikolajewitsch, wie das alles gekommen ist, und was das alles sozusagen für einen Zweck verfolgt! Du mußt selbst zugeben, lieber Freund, ich bin

doch der Vater; aber obwohl ich der Vater bin, verstehe ich nichts davon. Also gib wenigstens du mir eine Erklärung!"

„Ich liebe Aglaja Iwanowna; das weiß sie und... ich meine, sie weiß es schon lange."

Der General zuckte die Achseln.

„Seltsam, seltsam!... Und du liebst sie sehr?"

„Ja, ich liebe sie sehr."

„Das alles kommt mir so seltsam vor, so seltsam! Ich meine, es ist eine solche Überraschung, etwas so Unerwartetes, daß... Siehst du, mein Lieber, ich will nicht von deinem Vermögen reden (wiewohl ich geglaubt hatte, daß du mehr besäßest); aber... das Glück meiner Tochter muß mir... und schließlich... bist du denn imstande, sie sozusagen... glücklich zu machen? Und... und... was war das? War das von ihrer Seite Spaß oder Ernst? Ich meine nicht von deiner Seite, sondern von ihrer Seite?"

Hinter der Tür ließ sich Alexandra Iwanownas Stimme vernehmen; sie rief den Papa.

„Warte einen Augenblick, lieber Freund, warte! Warte und denke über die Sache nach; ich komme gleich wieder..." sagte er hastig und leistete eilig und beinah in Angst dem Rufe seiner Tochter Folge.

Er fand folgende Gruppe vor: seine Gattin und Aglaja lagen sich in den Armen und benetzten einander mit ihren Tränen. Es waren Tränen der Glückseligkeit, der Rührung und der Versöhnung. Aglaja küßte ihrer Mutter die Hände, die Wangen, die Lippen; beide schmiegten sich in warmer Empfindung aneinander.

„Also da ist sie, sieh sie an, Iwan Fjodorowitsch! Da hast du sie jetzt ganz, wie sie ist!" sagte Lisaweta Prokofjewna.

Aglaja wandte ihr glückseliges, verweintes Gesichtchen von der Brust der Mutter weg, blickte den Papa an, lachte laut auf, sprang zu ihm hin, umarmte ihn herzlich und küßte ihn mehrmals. Dann stürzte sie wieder zur Mutter hin und verbarg ihr Gesicht völlig an deren Brust, so daß es niemand mehr sehen konnte, und begann gleich wieder zu weinen. Lisaweta Prokofjewna schlug das Ende ihres Schaltuches um sie herum.

„Aber was in aller Welt richtest du uns denn nur an, du grausames Mädchen; denn so muß man dich nach solchem Benehmen nennen!" sagte sie, aber in freudigem Tone, als ob sie jetzt leichter atme.

„Ich bin grausam, ja, ich bin grausam!" fiel Aglaja ein. „Ich bin unartig! Ich bin unartig! Ich bin verzogen! Sagen Sie es unserm Papa! Ach, er ist ja hier. Papa, sind Sie hier? Hören Sie doch!" rief sie unter Tränen lachend.

„Du mein liebes Kind, mein Abgott!" rief der General und küßte ihr strahlend vor Glückseligkeit die Hand, die Aglaja ihm nicht entzog. „Also du liebst diesen jungen Mann?"

„Nein, nein, nein! Ich kann Ihren jungen Mann nicht leiden, ich kann ihn nicht leiden!" rief Aglaja plötzlich aufbrausend und hob den Kopf in die Höhe. „Und wenn Sie, Papa, es noch einmal wagen .... ich sage Ihnen das ganz im Ernst; hören Sie wohl: ganz im Ernst!"

Sie sprach wirklich im Ernst; sie war ganz rot geworden, und ihre Augen blitzten. Der Papa schwieg erschrocken;

aber Lisaweta Prokofjewna machte ihm, von Aglaja unbemerkt, ein Zeichen, und er verstand, was es bedeuten sollte: „Frage nicht weiter!“

„Wenn es so steht, mein Engel, nun, dann wie du willst, meinetwegen; er wartet dort allein; sollen wir ihm nicht auf zarte Weise andeuten, daß er fortgehen möchte?“

Dabei blinkte der General seinerseits seiner Gattin zu.

„Nein, nein, das ist nicht nötig, noch dazu, wenn es ‚auf zarte Weise‘ geschieht. Gehen Sie nur selbst zu ihm hin; ich werde dann auch kommen, gleich darauf. Ich will diesen ... diesen jungen Mann um Entschuldigung bitten; denn ich habe ihn gekränkt.“

„Und gar sehr hast du ihn gekränkt,“ stimmte Iwan Fjodorowitsch ihr ernst bei.

„Nun, dann ... bleibt lieber alle hier, und ich werde zuerst allein hingehen; kommt mir dann gleich nach, in einer Sekunde! So wird es das Beste sein!“

Sie war schon bis zur Tür gegangen, drehte sich aber plötzlich wieder um.

„Ich werde loslachen! Ich werde vor Lachen sterben!“ sagte sie traurig.

Aber in demselben Augenblicke wandte sie sich um und lief zum Fürsten hin.

„Nun, was soll das alles heißen? Wie denkst du darüber?“ fragte Iwan Fjodorowitsch rasch.

„Ich fürchte mich, es auszusprechen,“ erwiderte Lisaweta Prokofjewna ebenso schnell. „Aber meiner Ansicht nach ist die Sache klar.“

„Auch nach meiner Ansicht ist sie klar. Klar wie der Tag. Sie liebt.“

„Und nicht genug, daß sie liebt, sie ist sogar verliebt!“ erklärte Alexandra Iwanowna. „Aber in wen denn nun eigentlich?“

„Gott segne sie, wenn das nun einmal ihr Schicksal ist!“ sagte Lisaweta Prokofjewna, sich fromm bekreuzend.

„Es ist also ihr Schicksal,“ stimmte ihr der General bei, „und seinem Schicksale kann man nicht entgehen!“

Alle gingen in den Salon; dort wartete ihrer eine neue Überraschung.

Aglaja lachte, als sie zu dem Fürsten herantrat, nicht los, wie sie das befürchtet hatte, sondern sagte im Gegenteil schüchtern zu ihm:

„Verzeihen Sie einem dummen, schlechten, verzogenen Mädchen“ (sie ergriff seine Hand), „und seien Sie überzeugt, daß wir alle Sie außerordentlich hochschätzen! Und wenn ich Ihr schönes, gutes, schlichtes Wesen zu verspotten wagte, so bitte ich Sie, es mir zu verzeihen, wie man einem Kinde eine Unart verzeiht; verzeihen Sie, daß ich ein törichtes Benehmen solange fortsetzte, das natürlich nicht die geringsten Folgen haben kann ...“

Die letzten Worte sprach Aglaja mit besonderem Nachdruck.

Der Vater, die Mutter und die Schwestern kamen alle noch früh genug in den Salon, um dies alles zu sehen und mit anzuhören, und waren alle überrascht von dem „törichten Benehmen, das nicht die geringsten Folgen haben könne“, und noch mehr von der ernsten Stimmung, in der Aglaja von diesem törichten Benehmen sprach. Alle sahen einander fragend an; aber der Fürst schien diese Worte gar nicht verstanden zu haben und war auf dem Gipfel der Glückseligkeit.

„Warum reden Sie so?" murmelte er; „warum ... bitten Sie ... um Verzeihung? ..."

Er wollte sogar sagen, daß er unwürdig sei, um Verzeihung gebeten zu werden. Wer weiß, vielleicht hatte er auch den Sinn der Worte „ein törichtes Benehmen, das nicht die geringsten Folgen haben kann", verstanden und freute sich, ein sonderbarer Mensch, wie er nun einmal war, über diese Worte. Unstreitig bildete es für ihn schon den Gipfel der Seligkeit, daß er wieder unbehindert zu Aglaja kommen, mit ihr reden, mit ihr spazierengehen durfte, und wer weiß, vielleicht wäre er damit sein ganzes Leben lang zufrieden gewesen! (Gerade diese Genügsamkeit war es anscheinend, was Lisaweta Prokofjewna im stillen fürchtete; sie erriet sie und hegte im stillen viele Befürchtungen, die sie selbst nicht deutlich auszusprechen wußte.)

Man kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie lebhaft und munter sich der Fürst an diesem Abend zeigte. Er war so heiter, daß man bei seinem Anblick selbst heiter wurde, wie sich nachher Aglajas Schwestern ausdrückten. Er war gesprächig, und das hatte sich bei ihm seit jenem Vormittage nicht wiederholt, an dem er vor einem halben Jahre zuerst die Bekanntschaft der Familie Jepantschin gemacht hatte; nach seiner Rückkehr nach Petersburg war er in auffälliger Weise absichtlich schweigsam gewesen und hatte erst kürzlich in Gegenwart aller zum Fürsten Schtsch. gesagt, er müsse sich beherrschen und schweigen, da er eine Idee nicht dadurch entwürdigen dürfe, daß er sie auseinandersetze. An diesem Abend redete er fast allein und erzählte viel; auf Fragen antwortete er mit Freuden, klar und eingehend. Aber in seinen Worten war nichts zu entdecken, was an die Redeweise eines Ver-

liebten erinnert hätte. Es waren lauter ernste, zum Teil sogar schwierige Gedanken. Der Fürst trug sogar einige eigene Ansichten, einige eigene geheime Beobachtungen vor, so daß das alles sogar einen lächerlichen Eindruck gemacht hätte, wäre nicht die „schöne Darstellung" gewesen, wie nachher alle Zuhörer übereinstimmend erklärten. Zwar liebte der General ernste Gesprächsthemata; aber sowohl er als auch Lisaweta Prokofjewna fanden im stillen, daß das Gespräch doch gar zu gelehrt sei, so daß sie gegen das Ende des Abends geradezu traurig wurden. Übrigens verstieg sich der Fürst gegen Ende dazu, ein paar sehr komische Anekdoten zu erzählen, über die er selbst zu allererst lachte, so daß die andern nun mehr über sein fröhliches Lachen als über die Anekdoten selbst lachten. Was Aglaja anlangte, so redete sie den ganzen Abend über fast gar nicht; dafür hörte sie, wenn Ljow Nikolajewitsch sprach, zu, ohne die Augen von ihm abzuwenden; es schien sogar, wie wenn ihr das Ansehen noch wichtiger sei als das Zuhören.

„Sie sieht ihn fortwährend an und verwendet kein Auge von ihm; nach jedem Worte von ihm hascht sie ordentlich und klammert sich daran fest!" sagte Lisaweta Prokofjewna nachher zu ihrem Gatten. „Aber wenn man ihr sagt, daß sie ihn liebt, dann ist der Teufel los!"

„Was ist zu machen? Es ist nun einmal ihr Schicksal!" erwiderte der General achselzuckend.

Noch mehrmals wiederholte er diese seine Lieblingsredensart. Wir wollen noch hinzufügen, daß ihm als einem Geschäftsmanne ebenfalls an der augenblicklichen Lage der Dinge vieles sehr mißfiel, namentlich die herrschende Unklarheit; aber auch er entschied sich vorläufig

dafür, zu schweigen und ... nach Lisaweta Prokofjewnas Augen zu blicken.

Die freudige Stimmung der Familie hielt nicht lange vor. Schon am folgenden Tage zankte sich Aglaja wieder mit dem Fürsten, und das setzte sich ohne Unterbrechung an allen folgenden Tagen fort. Ganze Stunden lang machte sie den Fürsten lächerlich und behandelte ihn beinah wie einen Hansnarren. Allerdings saßen sie manchmal eine oder zwei Stunden lang zusammen in einer Laube des Hausgärtchens; aber die andern beobachteten, daß der Fürst während dieser Zeit Aglaja fast immer aus der Zeitung oder aus einem Buche vorlas.

„Wissen Sie," sagte Aglaja einmal zu ihm, indem sie ihn beim Vorlesen der Zeitung unterbrach, „ich habe bemerkt, daß Sie furchtbar ungebildet sind; nichts wissen Sie ordentlich, wenn man Sie nach etwas fragt: weder wer etwas getan hat, noch in welchem Jahre etwas geschehen ist, noch auf Grund welches Vertrages. Sie sind von einer kläglichen Unwissenheit."

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich keine große Gelehrsamkeit besitze," erwiderte der Fürst.

„Was ist denn unter solchen Umständen an Ihnen daran? Wie kann ich Sie dann achten? Lesen Sie weiter; übrigens, es ist nicht nötig, hören Sie nur damit auf!"

Und an demselben Abend veranstaltete sie wieder ein für alle rätselhaftes Intermezzo. Der Fürst Schtsch. war zurückgekehrt. Aglaja benahm sich gegen ihn sehr freundlich und fragte ihn viel nach Jewgeni Pawlowitsch. (Fürst Ljow Nikolajewitsch war noch nicht gekommen.) Auf einmal erlaubte sich Fürst Schtsch. auf „die nahe bevorstehende neue Umwälzung in der Familie" hinzudeuten,

und zwar infolge einer Bemerkung, welche Lisaweta Prokofjewna sich hatte entschlüpfen lassen, daß nämlich Adelaidas Hochzeit vielleicht nochmals verschoben werden müsse, damit beide Hochzeiten zusammen begangen werden könnten. Es ging über alle Begriffe, in was für einen Zorn Aglaja über „all diese dummen Vermutungen" geriet; unter anderm entfuhren ihr die Worte, „sie habe noch nicht die Absicht, die Nachfolgerin der Mätressen irgend jemandes zu werden."

Durch diese Worte wurden alle und ganz besonders die Eltern in das höchste Erstaunen versetzt. Lisaweta Prokofjewna sprach in einer geheimen Beratung mit ihrem Manne das dringende Verlangen aus, es solle mit dem Fürsten eine endgültige Auseinandersetzung über sein Verhältnis zu Nastasja Filippowna stattfinden.

Iwan Fjodorowitsch erwiderte, er wolle darauf schwören, daß das alles nur eine aus Aglajas „Verschämtheit" hervorgehende „Extravaganz" sei; hätte Fürst Schtsch. nicht angefangen von der Hochzeit zu reden, so wäre es zu dieser Extravaganz gar nicht gekommen; denn Aglaja wisse selbst zuverlässig, daß das alles nur Klatsch schlechter Menschen sei und Nastasja Filippowna sich mit Rogoschin verheiraten werde; der Fürst habe, von einer Liäson ganz zu geschweigen, mit ihr überhaupt nichts zu schaffen und habe niemals etwas mit ihr zu schaffen gehabt, wenn man die reine Wahrheit sagen wolle.

Aber der Fürst ließ sich durch nichts irremachen und fuhr fort in Seligkeit zu schwelgen. Freilich bemerkte auch er mitunter einen düsteren, ungeduldigen Ausdruck in Aglajas Blicken; aber er führte dies auf andere Gründe zurück, und der düstere Ausdruck verschwand ja dann auch

von selbst wieder. Einmal überzeugt, ließ er sich in seiner Überzeugung durch nichts wankend machen. Vielleicht war er doch gar zu ruhig; wenigstens war dieser Ansicht Ippolit, der ihm zufällig einmal im Park begegnete.

„Nun, habe ich Ihnen damals nicht die Wahrheit gesagt, als ich es aussprach, daß Sie verliebt seien?" begann er, indem er an den Fürsten herantrat und ihn anhielt.

Dieser streckte ihm die Hand hin und beglückwünschte ihn zu seinem „guten Aussehen". Der Kranke schien auch selbst mehr Mut zu haben, wie das eine Eigenheit der Schwindsüchtigen ist.

Er war an den Fürsten mit der Absicht herangetreten, ihm eine giftige Bemerkung über seine glückselige Miene zu machen, jedoch kam er sogleich davon ab und begann von sich selbst zu reden. Er fing an zu klagen und klagte viel und lange und ziemlich unzusammenhängend.

„Sie glauben gar nicht," sagte er zum Schluß, „was für reizbare, kleinliche, egoistische, eitle und gewöhnliche Menschen sie dort alle sind; sollten Sie es glauben, daß sie mich nur unter der Bedingung aufgenommen haben, daß ich möglichst bald sterbe, und nun alle wütend sind, weil ich noch nicht sterbe, sondern im Gegenteil mich besser fühle? Es ist die reine Komödie! Ich möchte darauf wetten, daß Sie es mir nicht glauben!"

Der Fürst mochte ihm nicht widersprechen.

„Ich denke sogar manchmal daran, wieder zu Ihnen überzusiedeln," fügte Ippolit in lässigem Tone hinzu. „Sie halten also diese Leute doch nicht für fähig, einen Menschen unter der Bedingung aufzunehmen, daß er bestimmt und möglichst bald stirbt?"

„Ich glaubte, sie hätten Sie mit anderen Absichten eingeladen hinzuziehen.“

„Aha! Sie sind gar nicht so einfältig, wie man von Ihnen behauptet! Ich habe jetzt nur keine Zeit, sonst würde ich Ihnen über diesen Ganja und seine Hoffnung ein Licht aufstecken. Man miniert gegen Sie, Fürst, miniert gegen Sie erbarmungslos, und ... es ist ordentlich zu bedauern, daß Sie dabei so ruhig sind. Aber das liegt leider in Ihrer Natur!“

„Nun sehen Sie einmal an, weswegen Sie mich bedauern!“ erwiderte der Fürst lachend. „Würde ich denn etwa nach Ihrer Meinung glücklicher sein, wenn ich unruhiger wäre?“

„Es ist besser, unglücklich zu sein, aber zu wissen, als glücklich zu sein und in der Dummheit zu leben. Wie es scheint, wollen Sie durchaus nicht glauben, daß Sie eine Nebenbuhlerschaft zu fürchten haben ... und zwar von jener Seite?“

„Was Sie da über Nebenbuhlerschaft sagen, ist etwas zynisch, Ippolit; es tut mir leid, daß ich kein Recht habe, Ihnen darauf zu antworten. Was Gawrila Ardalionowitsch anlangt, so kann er ja nach einem so großen Verluste, wie er ihn erlitten hat, unmöglich ruhig bleiben; das werden Sie selbst zugeben müssen, selbst wenn Sie von seinen Angelegenheiten nur wenig wissen. Es scheint mir, daß man die Sache am besten von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet. Er hat noch Zeit sich zu ändern; er hat noch ein langes Leben vor sich, und das Leben ist reich ... Übrigens ... übrigens“ (hier geriet der Fürst in Verwirrung), „was das Minieren anlangt ... so verstehe ich

nicht einmal, wovon Sie reden; wir wollen dieses Gespräch lieber lassen, Ippolit."

„Lassen wir es vorläufig; Sie bekommen es ja auch gar nicht fertig, sich anders als edelmütig zu benehmen. Ja, Fürst, Sie glauben solange, bis Sie das Gegenteil mit eigenen Fingern fühlen, ha-ha! Jetzt verachten Sie mich wohl sehr, nicht wahr?"

„Weswegen sollte ich das tun? Weil Sie mehr gelitten haben und leiden als wir?"

„Nein, weil ich meines Leidens nicht würdig bin."

„Wer mehr hat leiden können, muß auch würdig sein, mehr zu leiden. Als Aglaja Iwanowna Ihre Beichte gelesen hatte, wünschte sie, Sie zu sehen; aber ..."

„Sie schiebt es auf ... sie darf es nicht, ich verstehe, ich verstehe ..." unterbrach ihn Ippolit, wie wenn er bemüht wäre, das Gespräch möglichst bald von diesem Gegenstande abzulenken. „Apropos, man sagt, Sie selbst hätten ihr dieses ganze verrückte Zeug vorgelesen; es ist wirklich im Fieberwahn geschrieben und ... fabriziert worden. Und ich verstehe nicht, was für eine, ich will nicht sagen Grausamkeit (das wäre für mich erniedrigend), aber was für eine kindische Eitelkeit und Rachsucht dazu gehört, mir diese Beichte zum Vorwurf zu machen und sie als Waffe gegen mich zu benutzen! Beunruhigen Sie sich nicht; ich sage das nicht mit Bezug auf Sie ..."

„Aber es tut mir leid, daß Sie sich von diesem Hefte lossagen, Ippolit; es ist mit großer Aufrichtigkeit geschrieben, und, wissen Sie, selbst seine komischsten Stellen, und es gibt ihrer viele" (Ippolit runzelte heftig die Stirn), „sind mit Leiden erkauft; denn schon das darin Mitgeteilte zu bekennen war ebenfalls ein Leiden und ... vielleicht die

größte Mannhaftigkeit. Der Gedanke, von dem Sie sich dabei leiten ließen, hatte jedenfalls eine edle Grundlage, trotz allen gegenteiligen Scheines. Ich versichere Sie: ich erkenne das um so klarer, aus je weiterer Entfernung ich es betrachte. Ich fälle über Sie kein Urteil; ich sage das nur, um mich auszusprechen, und bedaure, daß ich damals geschwiegen habe ..."

Ippolit wurde dunkelrot. In seinem Kopfe blitzte für einen Augenblick der Gedanke auf, daß der Fürst sich nur verstelle und ihm eine Schlinge lege; aber als er ihm genauer ins Gesicht sah, konnte er doch nicht umhin, an seine Aufrichtigkeit zu glauben, und seine eigene Miene hellte sich auf.

„Aber sterben muß ich dennoch!" sagte er und hätte beinah hinzugefügt: „Ein Mensch wie ich!" „Und denken Sie sich nur, wie mich Ihr Ganja zurechtweist; er hat sich diese Entgegnung ausgedacht: es würden vielleicht von denen, die damals der Vorlesung meines Heftes beigewohnt hätten, drei oder vier am Ende noch früher sterben als ich! Was sagen Sie dazu? Er meint, das werde für mich ein Trost sein, ha-ha! Erstens sind sie noch nicht gestorben, und selbst wenn diese Leute bald wegsterben sollten, was ist das für mich für ein Trost, sagen Sie selbst! Er urteilt nach sich; übrigens ist er sogar noch weiter gegangen: er schimpft jetzt einfach und sagt, ein ordentlicher Mensch sterbe in solchem Falle schweigend, und hinter meinem ganzen Verhalten stecke weiter nichts als Egoismus! Was sagen Sie dazu! Nein, was ist das seinerseits für ein Egoismus! Wie raffiniert oder, richtiger gesagt, gleichzeitig wie stiermäßig grob ist der Egoismus dieser Leute, den sie trotzdem an sich gar nicht wahrzunehmen

vermögen! ... Haben Sie, Fürst, einmal etwas von dem Tode Stepan Glebows im achtzehnten Jahrhundert gelesen? Ich las zufällig gestern etwas darüber ..."

„Was ist das für ein Stepan Glebow?"

„Er wurde unter Peter dem Großen gepfählt."

„Ach mein Gott, ja, ich weiß! Er steckte fünfzehn Stunden lang am Pfahl, in der Kälte, nur mit einem Pelze bekleidet, und starb in der großherzigsten Gesinnung; gewiß, ich habe es gelesen ... Aber was soll das hier?"

„Manchem beschert Gott einen solchen Tod, aber unsereinem nicht! Sie meinen vielleicht, ich sei nicht imstande, so zu sterben wie Glebow?"

„O, das meine ich ganz und gar nicht," erwiderte der Fürst verlegen; „ich wollte nur sagen, daß Sie ... das heißt, nicht als ob Sie es Glebow nicht gleichtun würden, sondern ... daß Sie ... daß Sie dann vielmehr ..."

„Ich errate es: Sie meinen, ich würde ein Osterman* sein und kein Glebow? Das wollten Sie sagen?"

„Was für ein Osterman?" fragte der Fürst verwundert.

„Osterman, der Diplomat Osterman zur Zeit Peters des Großen," murmelte Ippolit, der auf einmal etwas verlegen wurde.

Der Fürst verstand ihn nicht sofort.

„O n-n-nein!" sagte er dann nach einigem Stillschweigen, indem er das Wort dehnte. „Ich möchte meinen ... Sie würden nie ein Osterman sein."

Ippolit machte ein finsteres Gesicht.

"Ich behaupte das übrigens deshalb," fuhr der Fürst in

* Er wurde im Jahre 1742 zum Tode durch das Rad verurteilt; doch wurde die Strafe in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt. Anmerkung des Übersetzers.

dem offensichtlichen Bestreben, sich zu verbessern, fort, „weil die damaligen Menschen (ich kann versichern, daß mir das von jeher aufgefallen ist) sozusagen nicht dieselben Menschen waren wie die jetzigen, nicht derselbe Schlag wie jetzt in unserm Jahrhundert, wirklich wie eine andere Rasse ... Damals waren die Menschen von einer einzigen Idee erfüllt; jetzt sind sie nervöser, mehr entwickelt, sensitiver, mit zwei, drei Ideen gleichzeitig beschäftigt ... Der jetzige Mensch ist vielseitiger, und nach meiner Überzeugung hindert ihn das, ein so einheitlicher Mensch zu sein, wie es die Angehörigen jener Jahrhunderte waren ... Ich ... ich habe das nur deswegen gesagt, und nicht ..."

„Ich verstehe; um die Naivität wieder gut zu machen, mit der sie anderer Meinung waren als ich, versuchen Sie mich jetzt zu trösten, ha-ha! Sie sind das reine Kind, Fürst! Ich bemerke jedoch, daß Sie alle mich wie ... wie eine Porzellantasse behandeln ... Nun, das tut nichts, das tut nichts; ich nehme es nicht übel. Jedenfalls hat sich das Gespräch zwischen uns recht komisch gestaltet; Sie sind manchmal noch völlig Kind, Fürst. Lassen Sie sich übrigens sagen, daß ich vielleicht gewünscht habe, noch etwas Besseres zu sein als ein Osterman; um ein Osterman zu sein, würde es sich nicht lohnen, von den Toten aufzuerstehen ... Aber ich sehe ein, daß ich gut tun werde, möglichst bald zu sterben, sonst werde ich selbst ... Lassen Sie mich nur in Ruhe! Auf Wiedersehen! Nun gut, dann sagen Sie mir einmal selbst, wie ich nach Ihrer Meinung am besten sterben würde ... damit es möglichst tugendhaft herauskommt, meine ich. Nun, so reden Sie!"

„Gehen Sie an uns vorbei, und verzeihen Sie uns unser Glück!" sagte der Fürst mit leiser Stimme.

„Ha-ha-ha! Hatte ich es mir doch gedacht! Ich habe erwartet, daß unfehlbar so etwas kommen würde! Aber Sie ... aber Sie ... Nun ja, schöne Phrasen haben diese Leute immer zur Hand! Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!"

VI

Was Warwara Ardalionowna ihrem Bruder von der Abendgesellschaft gesagt hatte, die im Jepantschinschen Landhause stattfinden sollte, und zu der die alte Bjelokonskaja erwartet wurde, erwies sich ebenfalls als völlig richtig; die Gäste wurden wirklich am Abend eben dieses Tages erwartet; aber auch bei dieser Mitteilung hatte sie sich etwas bestimmter ausgedrückt, als sie hätte tun sollen. Allerdings war die Abendgesellschaft sehr eilig und sogar mit einer gewissen, anscheinend sehr unnötigen Erregung arrangiert worden, eben deshalb, weil in dieser Familie „alles anders zuging wie bei andern Leuten". Dies erklärte sich aus Lisaweta Prokofjewnas Ungeduld, die „aus dem Zustande des Zweifelns herauszukommen" wünschte, und aus der heißen Sorge der beiden Elternherzen um das Glück ihrer Lieblingstochter. Außerdem beabsichtigte die alte Bjelokonskaja tatsächlich, bald wieder abzureisen; da aber ihre Protektion in der vornehmen Welt wirklich viel bedeutete und die Eltern hofften, daß sie dem Fürsten wohlgesinnt sein werde, so rechneten sie darauf, daß die vornehme Welt Aglajas Bräutigam geradeswegs aus den Händen der allmächtigen Alten entgegennehmen und folglich, wenn an ihm dies und das wunderlich sein sollte, es unter einer solchen Protektion weit weniger wunderlich erscheinen werde. Die Schwierigkeit bestand

ja eben darin, daß die Eltern nicht imstande waren, selbst die Frage zu beantworten: „Ist bei dieser ganzen Sache etwas wunderlich, und wie weit geht dies? Oder ist überhaupt dabei nichts wunderlich?" Eine freundschaftliche, offenherzige Meinungsäußerung maßgebender, urteilsfähiger Personen wäre ihnen gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke erwünscht gewesen, wo infolge von Aglajas Benehmen noch nichts definitiv entschieden war. Jedenfalls mußte man den Fürsten früher oder später in die vornehme Welt einführen, von der er auch nicht den geringsten Begriff hatte. Kurz und gut, sie beabsichtigten, ihn zu „zeigen". Die in Aussicht genommene Gesellschaft sollte indes nur ganz einfach werden; es wurden nur „Freunde des Hauses" in ganz geringer Anzahl erwartet. Außer der alten Bjelokonskaja erwarteten sie noch eine Dame, die Gemahlin eines sehr hohen Würdenträgers. Von jüngeren Leuten rechnete man fast nur auf Jewgeni Pawlowitsch; er sollte als Begleiter der alten Bjelokonskaja erscheinen.

Daß die alte Bjelokonskaja da sein werde, hatte der Fürst schon drei Tage vor der Abendgesellschaft gehört; von der Abendgesellschaft selbst aber erfuhr er erst tags zuvor. Er bemerkte selbstverständlich das geschäftige Gebaren der Familienmitglieder und durchschaute auch infolge einiger andeutenden, besorgten Gespräche, die diese mit ihm führten, daß sie hinsichtlich des Eindrucks, den er hervorbringen werde, Befürchtungen hegten. Aber die Jepantschins hatten sich sämtlich die Meinung gebildet, daß er bei seiner Harmlosigkeit nicht imstande sei zu erraten, daß sie sich über ihn beunruhigten, was sie doch alle bei seinem Anblicke innerlich taten. Übrigens legte er dem bevorstehenden Ereignisse wirklich keinerlei Bedeutung

bei; er war mit etwas ganz anderem beschäftigt: Aglaja wurde von Stunde zu Stunde launenhafter und düsterer, und das drückte ihn darnieder. Als er erfuhr, daß auch Jewgeni Pawlowitsch erwartet wurde, freute er sich sehr und sagte, er habe ihn schon längst zu sehen gewünscht. Aus irgendwelchem Grunde mißfielen diese Worte allen; Aglaja verließ ärgerlich das Zimmer und benutzte erst spät am Abend, zwischen elf und zwölf Uhr, als der Fürst bereits fortging und sie ihn hinausbegleitete, die Gelegenheit, ihm ein paar Worte unter vier Augen zu sagen.

„Ich würde wünschen, daß Sie morgen den ganzen Tag nicht zu uns kämen, sondern sich erst am Abend einfänden, wenn diese ... Gäste sich schon versammeln. Sie wissen wohl, daß Gäste bei uns sein werden?"

Sie sprach ungeduldig und außerordentlich mürrisch; es war das erste Mal, daß sie diese Abendgesellschaft erwähnte. Für sie war der Gedanke an die Gäste fast unerträglich; das bemerkten alle. Vielleicht hatte sie große Lust, sich darüber mit den Eltern zu zanken; aber ihr Stolz und ihre Verschämtheit hinderten sie, davon anzufangen. Der Fürst erkannte sofort, daß auch sie um seinetwillen ihre Befürchtungen hatte (und es nicht eingestehen wollte, daß dies der Fall war), und wurde nun auch seinerseits ängstlich.

„Ja, ich bin eingeladen," antwortete er.

Sie fand es offenbar schwierig, das Gespräch fortzusetzen.

„Kann man mit Ihnen einmal im Ernst reden? Wenigstens einmal im Leben?" sagte sie, plötzlich in heftigen Zorn geratend, ohne selbst zu wissen worüber, und ohne sich beherrschen zu können.

„O ja; ich werde Ihnen aufmerksam zuhören; ich freue mich sehr," murmelte der Fürst.

Aglaja schwieg wieder ein Weilchen und begann dann mit sichtlichem Widerwillen:

„Ich wollte mit den Meinigen nicht darüber streiten; in manchen Dingen sind sie nicht zur Vernunft zu bringen. Die Lebensanschauungen, die Mama manchmal hat, sind mir von jeher zuwider gewesen. Von Papa will ich nicht reden; von dem ist nichts zu verlangen. Mama ist gewiß eine anständig denkende Frau; wagen Sie einmal, ihr etwas Unwürdiges zuzumuten, dann werden Sie sehen! Na, aber vor diesem ... Pack, da kriecht sie! Ich rede nicht von der alten Bjelokonskaja; sie ist ein schlechtes Weib und hat einen schlechten Charakter; aber sie ist klug und versteht es, die andern alle im Zaume zu halten; das ist wenigstens e i n Gutes an ihr. O diese unwürdige Erniedrigung! Und wie lächerlich das ist: wir haben in gesellschaftlicher Hinsicht immer der Mittelschicht angehört, der richtigsten Mittelschicht, die man sich denken kann; wozu sollen wir uns jetzt in diesen vornehmen Kreis eindrängen? Die Schwestern hauen in denselben Kerb; Fürst Schtsch. hat sie alle verdreht gemacht. Warum freuen Sie sich denn darüber, daß Jewgeni Pawlowitsch kommen wird?"

„Hören Sie, Aglaja," sagte der Fürst, „mir scheint, Sie sind um mich sehr besorgt, ich könnte morgen bei dieser Abendgesellschaft durchfallen?"

„Um Sie? Besorgt?" fuhr Aglaja auf und wurde dunkelrot. „Warum sollte ich um Sie besorgt sein, wenn Sie auch ... wenn Sie sich auch völlig blamieren? Was geht das mich an? Und wie können Sie solche Ausdrücke

gebrauchen? Was heißt das: ‚durchfallen'? Das ist ein häßlicher Ausdruck, ein gemeiner Ausdruck."

„Das ist ... ein Schulausdruck."

„Na ja, ein Schulausdruck! Ein häßlicher Ausdruck! Sie beabsichtigen, wie es scheint, morgen in lauter solchen Ausdrücken zu reden. Suchen Sie sich doch zu Hause noch möglichst viel solche Ausdrücke in Ihrem Wörterbuche auf; damit werden Sie Effekt machen! Schade, daß Sie, wie es scheint, verstehen, mit Anstand in einen Salon zu treten; wo haben Sie das nur gelernt? Verstehen Sie es, eine Tasse Tee mit Anstand in Empfang zu nehmen und auszutrinken, wenn alle absichtlich nach Ihnen hinsehen?"

„Ich meine, daß ich es verstehe."

„Das ist schade; sonst hätte ich etwas zum Lachen. Zerbrechen Sie wenigstens die chinesische Vase im Salon! Sie ist sehr wertvoll; bitte, zerbrechen Sie die; sie ist ein Geschenk; Mama wird den Verstand verlieren und in Gegenwart aller in Tränen ausbrechen, so ist sie ihr ans Herz gewachsen. Machen Sie irgendeine Gestikulation, wie Sie das zu tun pflegen, stoßen Sie dabei daran, und zerbrechen Sie sie! Setzen Sie sich absichtlich daneben!"

„Im Gegenteil, ich werde mich bemühen, mich möglichst weit davon zu setzen; ich danke Ihnen, daß Sie mich gewarnt haben."

„Also fürchten Sie doch im voraus, daß Sie stark gestikulieren werden. Ich möchte darauf wetten, daß Sie über irgendein ‚Thema' sprechen werden, über irgendetwas Ernstes, Gelehrtes, Großartiges; das wird äußerst ... wohlanständig sein!"

„Ich meine, es würde dumm herauskommen, wenn ich zu unpassender Zeit von dergleichen anfangen wollte."

„Hören Sie ein für allemal," brach nun Aglaja heraus, „wenn Sie wieder über solche Dinge Vorträge halten werden wie über die Todesstrafe oder über die wirtschaftliche Lage Rußlands oder darüber, daß ‚die Welt durch die Schönheit werde erlöst werden', dann ... werde ich mich natürlich freuen und sehr lachen, aber ich sage Ihnen dann im voraus: kommen Sie mir dann nicht wieder unter die Augen! Hören Sie wohl: ich rede im Ernst! Diesmal rede ich wirklich im Ernst!"

Sie sprach diese Drohung tatsächlich in ernstem Tone aus, so daß sogar etwas Ungewöhnliches aus ihren Worten herausklang und aus ihrem Blicke herausschaute, was der Fürst früher nie bemerkt hatte, und was allerdings mit Scherz keine Ähnlichkeit hatte.

„Nun, Sie haben bewirkt, daß ich jetzt unfehlbar ‚einen Vortrag halten' und vielleicht sogar die Vase zerbrechen werde. Vorhin hatte ich noch keine Befürchtungen gehegt; aber jetzt befürchte ich alles. Ich werde mit Sicherheit durchfallen."

„Schweigen Sie also! Sitzen Sie still, und schweigen Sie!"

„Das wird nicht angehen; ich bin überzeugt, daß ich vor Angst anfangen werde zu reden und vor Angst die Vase zerbrechen werde. Vielleicht werde ich auch auf dem glatten Fußboden hinfallen, oder es wird sonst etwas passieren; denn dergleichen ist mir schon begegnet. Und nun werde ich die ganze Nacht davon träumen. Warum haben Sie auch davon zu reden angefangen!"

Aglaja blickte ihn finster an.

„Wissen Sie was?" fuhr der Fürst nach einer kleinen Pause endlich fort. „Das Beste wird sein, wenn ich morgen

gar nicht herkomme! Ich werde einen Zettel schicken, daß ich krank bin; dann ist die Sache erledigt!"

Aglaja stampfte mit dem Fuße und wurde ganz blaß vor Zorn.

„Mein Gott! Hat man je so etwas erlebt! Er will nicht herkommen, wo doch alles expreß um seinetwillen ... o Gott! Ja, es ist ein Vergnügen, mit so einem unvernünftigen Menschen zu tun zu haben, wie Sie!"

„Nun, ich werde kommen, ich werde kommen!" unterbrach der Fürst sie schnell. „Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich den ganzen Abend über dasitzen werde, ohne ein Wort zu sagen. Ich werde es ganz bestimmt so machen."

„Daran werden Sie gut tun. Sie sagten soeben: ‚ich werde einen Zettel schicken, daß ich krank bin'; wo nehmen Sie denn eigentlich all solche Ausdrücke her? Wie kommen Sie denn dazu, mir gegenüber solche Ausdrücke zu gebrauchen? Sie wollen mich wohl damit necken?"

„Pardon; das ist ebenfalls ein Schulausdruck; ich werde es nicht wieder tun. Ich begreife sehr wohl, daß Sie ... Befürchtungen wegen meiner Person hegen...(aber werden Sie nur nicht böse!), und ich freue mich darüber recht sehr. Sie glauben gar nicht, wie ich mich jetzt vor Ihren Worten fürchte, und — wie ich mich über Ihre Worte freue. Aber diese ganze Furcht ist nach meiner festen Überzeugung nur Torheit und dummes Zeug, wahrhaftig, Aglaja; aber die Freude wird bleiben. Ich habe es sehr gern, daß Sie ein solches Kind sind, ein so liebes, gutes Kind! Ach, wie allerliebst Sie sein können, Aglaja!"

Aglaja wollte natürlich eine zornige Antwort geben und setzte schon dazu an; aber plötzlich erfüllte ein Gefühl, das

ihr selbst überraschend kam, in einem Augenblick ihre ganze Seele.

„Werden Sie mir auch meine jetzigen unartigen Reden nicht ... später einmal ... vorhalten?" fragte sie plötzlich.

„Was reden Sie da! Was reden Sie da! Und warum sind Sie wieder so rot geworden? Und jetzt sehen Sie wieder so finster aus! Sie machen jetzt manchmal ein so finsteres Gesicht, Aglaja, wie Sie es früher nie taten. Ich weiß, warum ..."

„Schweigen Sie, schweigen Sie!"

„Nein, es ist besser, wenn wir darüber reden. Ich wollte schon lange davon sprechen; ich habe schon früher einmal davon gesprochen, aber das war zu wenig; denn Sie haben mir nicht geglaubt. Zwischen uns steht ein Wesen ..."

„Schweigen Sie, schweigen Sie, schweigen Sie, schweigen Sie!" unterbrach ihn Aglaja; sie faßte ihn kräftig am Arm und sah ihn angstvoll an.

In diesem Augenblicke wurde sie gerufen; sie schien sich darüber zu freuen, ließ ihn stehen und lief davon.

Der Fürst lag die ganze Nacht über im Fieber. Seltsamerweise hatte er schon mehrere Nächte hintereinander gefiebert. Diesmal kam ihm im halben Irrwahn der Gedanke: wenn er nun morgen in Gegenwart aller einen Anfall bekäme, was dann? Er hatte ja schon solche Anfälle im Zustande des Wachens gehabt. Bei diesem Gedanken überlief es ihn eiskalt; die ganze Nacht über sah er sich in einer wunderlichen, unerhörten Gesellschaft zwischen irgendwelchen sonderbaren Leuten. Die Haupt-

sache dabei war, daß er „einen Vortrag hielt"; er wußte, daß er nicht reden sollte, redete aber doch die ganze Zeit über und suchte die Anwesenden zu etwas zu überreden. Jewgeni Pawlowitsch und Ippolit befanden sich ebenfalls unter den Gästen und schienen sehr gute Freunde zu sein.

Er erwachte zwischen acht und neun Uhr mit Kopfschmerzen, mit einer argen Verwirrung aller Gedanken und mit seltsamen Empfindungen. Aus unklarem Grunde fühlte er ein lebhaftes Verlangen, Rogoschin wiederzusehen, ihn wiederzusehen und viel mit ihm zu reden; worüber eigentlich, das wußte er selbst nicht; dann beschloß er, zu irgendwelchem Zwecke zu Ippolit zu gehen. In seinem Herzen herrschte eine gewisse Verworrenheit, so daß das, was er an diesem Vormittag erlebte, ihm einen zwar sehr starken, aber dabei doch nur unvollständigen Eindruck machte. Eines dieser Erlebnisse bestand in einem Besuche Lebedews.

Lebedew erschien ziemlich früh, bald nach neun Uhr, und fast ganz betrunken. Obgleich der Fürst in der letzten Zeit auf seine Umgebung nicht viel geachtet hatte, war es ihm doch aufgefallen, daß, seitdem General Iwolgin vor drei Tagen von ihnen weggezogen war, Lebedew sich sehr schlecht aufführte. Er hatte auf einmal angefangen sehr unsauber und schmutzig auszusehen; das Halstuch saß ihm schief; der Rockkragen war zerrissen. In seiner Wohnung tobte er nur so umher, so daß es über den Hof zu hören war; Wjera kam einmal weinend zum Fürsten und erzählte ihm etwas. Als er jetzt erschien, begann er in ganz seltsamer Weise zu reden und beschuldigte sich selbst, indem er sich heftig gegen die Brust schlug . . .

„Ich habe nun den Lohn für meinen Verrat und für

meine Gemeinheit erhalten... Ich habe eine Ohrfeige bekommen!" schloß er endlich mit tragischem Pathos.

„Eine Ohrfeige? Von wem?... Und so früh am Morgen?"

„So früh am Morgen?" versetzte Lebedew spöttisch lächelnd. „Die Zeit spielt dabei keine Rolle... nicht einmal bei einer physischen Bestrafung... aber ich habe eine moralische... eine moralische Ohrfeige erhalten, und keine physische!"

Er setzte sich ungeniert hin und begann zu erzählen. Seine Erzählung war sehr unzusammenhängend; der Fürst wollte schon stirnrunzelnd weggehen, als ihn plötzlich einige Worte frappierten. Er war starr vor Verwunderung... Herr Lebedew erzählte gar zu seltsame Dinge.

Anfangs handelte es sich anscheinend um irgendwelchen Brief; dabei kam Aglaja Iwanownas Name vor. Dann begann Lebedew auf einmal sich bitter über den Fürsten selbst zu beklagen; man konnte verstehen, daß er sich von dem Fürsten beleidigt fühlte. Zuerst habe der Fürst hinsichtlich seiner Beziehungen zu einer gewissen Person, Nastasja Filippowna, ihn seines Vertrauens gewürdigt, dann aber sich ganz von ihm losgesagt und ihn mit Schimpf und Schande weggejagt, und sogar in so beleidigender Weise, daß er das letzte Mal eine harmlose Frage nach den nahe bevorstehenden Veränderungen im Hause unhöflich zurückgewiesen habe. Mit Tränen, wie Betrunkene sie leicht vergießen, gestand Lebedew, nach alledem habe er es nicht mehr aushalten können, um so weniger, da er vieles wisse... sehr vieles... was ihm viele Personen mitgeteilt hätten: Rogoschin und Nastasja Filippowna und Nastasja Filippownas Freundin und Warwara Ardalio-

nowna und ... und sogar Aglaja Iwanowna selbst, „können Sie sich das vorstellen? durch Wjeras Vermittelung, durch Vermittelung meiner geliebten Tochter Wjera, meiner einzigen Tochter . . . jawohl . . . übrigens nicht meiner einzigen, denn ich habe ihrer drei. Aber wer hat auf brieflichem Wege Lisaweta Prokofjewna Mitteilungen zugehen lassen, sogar unter dem Siegel des allertiefsten Geheimnisses, he-he? Wer hat sie von allen Beziehungen und Handlungen jener Person, Nastasja Filippownas, benachrichtigt, he-he-he? Gestatten Sie die Frage: wer ist dieser Anonymus gewesen?"

„Sind das wirklich Sie gewesen?" rief der Fürst.

„Allerdings," antwortete der Betrunkene würdevoll; „und erst heute noch, um halb neun, erst vor einer halben Stunde ... nein, es ist schon dreiviertel Stunden her, da habe ich die hochedle Mutter wissen lassen, ich hätte ihr ein sehr wichtiges Begebnis mitzuteilen. Durch ein Zettelchen habe ich sie es wissen lassen, durch das Dienstmädchen, von der Hintertür aus. Sie hat mich empfangen."

„Sie haben soeben Lisaweta Prokofjewna gesehen?" fragte der Fürst, der kaum seinen Ohren traute.

„Ich habe sie soeben gesehen und eine Ohrfeige erhalten ... eine moralische Ohrfeige. Sie gab mir den Brief zurück oder schleuderte ihn mir vielmehr hin, ungeöffnet, ... und mich jagte sie mit Genickstößen weg ... übrigens nur im moralischen Sinne ... beinah aber auch im physischen; es fehlte nicht viel daran!"

„Was war denn das für ein Brief, den sie Ihnen ungeöffnet hingeschleudert hat?"

„Habe ich denn ... He-he-he! Aber ich habe es Ihnen ja noch nicht gesagt! Ich glaubte, es Ihnen schon gesagt zu haben ... Ich hatte so einen Brief zur Bestellung erhalten ..."

„Von wem? An wen?"

Aber es war sehr schwer, aus manchen „Erklärungen" Lebedews klug zu werden oder auch nur etwas davon zu verstehen. Der Fürst konnte nur soviel begreifen, daß der Brief frühmorgens seiner Tochter Wjera von einem Dienstmädchen zum Zwecke der Bestellung an seine Adresse eingehändigt sei ... „ebenso wie schon früher ... ebenso wie schon früher ein Brief von derselben Dame an eine gewisse Person ... (denn ich nenne die eine von ihnen eine Dame und die andere nur eine Person, um die letztere herabzusetzen und sie beide zu unterscheiden; denn es ist ein großer Unterschied zwischen einer unschuldigen, hochedlen Generalstochter und ... so einer Halbweltlerin); jener frühere Brief war also von der Dame, deren Name mit dem Buchstaben A anfängt ..."

„Wie ist das möglich? An Nastasja Filippowna? Unsinn!" rief der Fürst.

„Doch, doch, an die war er, und wenn nicht an sie, so an Rogoschin; das ist ganz dasselbe ... und es ist sogar einmal ein Brief, den die Dame mit dem Buchstaben A an Herrn Terentjew geschrieben hatte, zur Bestellung abgegeben worden," sagte Lebedew lächelnd und die Augen zusammenkneifend.

Da er häufig von einem Gegenstande in den andern hineingeriet und vergaß, wovon er zu sprechen angefangen hatte, so schwieg der Fürst, um ihn sich aussprechen zu lassen. Aber doch blieb es sehr unklar, ob die Briefe eigent-

lich durch seine oder durch Wjeras Hände gegangen waren. Wenn er selbst versicherte, an Rogoschin und an Nastasja Filippowna, das sei ganz dasselbe, so war es danach wahrscheinlicher, daß die Briefe nicht durch seine Hände gegangen waren, vorausgesetzt, daß sie überhaupt existiert hatten. Auf welche Weise ihm jetzt ein Brief in die Hände gekommen war, das blieb völlig unaufgeklärt; am wahrscheinlichsten war die Annahme, daß er ihn Wjera irgendwie weggenommen ... ihn ihr heimlich entwendet und in irgendwelcher Absicht zu Lisaweta Prokofjewna getragen habe. Das war die Auffassung, zu der der Fürst schließlich gelangte.

„Sie sind verrückt geworden!" rief er ganz fassungslos.

„Nicht so ganz, hochgeehrter Fürst," erwiderte Lebedew nicht ohne Bosheit. „Allerdings wollte ich den Brief eigentlich Ihnen einhändigen, Ihnen zu eigenen Händen, um Ihnen einen Dienst zu erweisen ... aber ich entschied mich dann doch dafür, mich lieber dort verdient zu machen und der edelsten Mutter über alles Klarheit zu verschaffen ... wie ich ja auch schon früher einmal ihr durch einen anonymen Brief eine Mitteilung hatte zugehen lassen; und als ich vorhin um acht Uhr zwanzig Minuten den Zettel schrieb, in dem ich bat, mich zu empfangen, unterzeichnete ich mich zur Vorbereitung: ‚Ihr geheimer Korrespondent'; ich wurde sofort bei der hochedlen Mutter vorgelassen, unverzüglich, sogar mit ganz besonderer Eile, durch den hinteren Eingang ..."

„Nun, und?"

„Aber da hat sie mich beinahe geprügelt; es war nahe daran, ganz nahe daran, so daß sie mich so gut wie geprügelt hat. Und den Brief schleuderte sie mir hin. Aller-

dings wollte sie ihn zuerst behalten; das sah ich, das bemerkte ich; aber sie änderte ihre Absicht und schleuderte ihn mir hin: ‚Wenn er dir, einem solchen Menschen, zur Bestellung anvertraut ist, dann bestelle ihn auch!‘ sagte sie. Sie fühlte sich ordentlich beleidigt. Wenn sie sich nicht geschämt hat, in meiner Gegenwart so zu reden, so muß sie sich wohl beleidigt gefühlt haben. Was hat sie für einen jähzornigen Charakter!"

„Wo ist der Brief jetzt?"

„Ich habe ihn immer noch; da ist er."

Er übergab dem Fürsten Aglajas Billett an Gawrila Ardalionowitsch, das dieser an demselben Vormittage zwei Stunden später triumphierend seiner Schwester zeigte.

„Dieser Brief darf nicht in Ihren Händen bleiben."

„Ich gebe ihn Ihnen, Ihnen! Ihnen bringe ich ihn!" rief Lebedew eifrig. „Jetzt bin ich wieder nach einer vorübergehenden Untreue mit Kopf und Herz Ihr Diener! Bestrafen Sie das Herz, aber schonen Sie den Bart! wie Thomas Morus sagte ... in England und in Großbritannien. Mea culpa, mea culpa, wie die römische Päpstin sagt ... das heißt, er ist der römische Papst; aber ich nenne ihn die römische Päpstin."

„Dieser Brief muß sogleich dem Adressaten eingehändigt werden," sagte der Fürst geschäftig. „Ich werde ihn ihm zustellen."

„Aber wäre es nicht besser, wäre es nicht besser, besterzogener Fürst, wäre es nicht besser ... so!"

Lebedew schnitt eine sonderbare, rührende Grimasse, bewegte sich unruhig auf seinem Platze hin und her, als ob man ihn mit einer Nadel stäche, zwinkerte schlau mit den

Augen und suchte durch Gebärden, die er mit den Händen machte, etwas zu verdeutlichen.

„Was soll das heißen?" fragte der Fürst in strengem Tone.

„Man sollte ihn doch zunächst öffnen!" flüsterte er gerührt und gleichsam vertraulich.

Der Fürst sprang in solchem Zorne auf, daß Lebedew schon davonzulaufen begann; aber als er bis zur Tür gekommen war, blieb er stehen, um abzuwarten, ob der Fürst nicht wieder gnädig werden würde.

„Ach, Lebedew, wie kann nur jemand auf eine so unwürdige Handlung verfallen, wie Sie sie vorschlagen!" rief der Fürst traurig.

Lebedews Miene hellte sich auf.

„Ich bin ein gemeiner Mensch, ein gemeiner Mensch!" sagte er und näherte sich dem Fürsten sofort wieder, indem er Tränen vergoß und sich gegen die Brust schlug.

„Das ist ja eine Schändlichkeit!"

„Gewiß, eine Schändlichkeit. Das ist der richtige Ausdruck."

„Und was haben Sie für eine häßliche Angewohnheit, in dieser ... seltsamen Weise zu verfahren? Sie sind ja der reine Spion! Warum haben Sie anonym geschrieben und eine so edeldenkende, gute Frau in Aufregung versetzt? Und endlich, warum soll Aglaja Iwanowna nicht das Recht haben, zu schreiben, an wen es ihr beliebt? Warum gingen Sie denn heute hin, um über sie Klage zu führen? Was hofften Sie dort zu erreichen? Was veranlaßte Sie zu dieser Denunziation?"

„Einzig und allein eine vergnügliche Neugier und ... die Dienstfertigkeit meines edlen Herzens, jawohl!" mur-

melte Lebedew. „Jetzt aber bin ich ganz der Ihrige, ganz wieder der Ihrige! Meinetwegen können Sie mich aufhängen lassen!“

„Sind Sie in dem Zustande, in dem Sie sich jetzt befinden, auch vor Lisaweta Prokofjewna erschienen?“ erkundigte sich, von Ekel erfüllt, der Fürst.

„Nein ... da war ich noch frischer ... und anständiger; in diesen Zustand habe ich mich erst nach meiner Demütigung versetzt ...“

„Nun gut, dann verlassen Sie mich jetzt!“

Indes mußte diese Aufforderung mehrmals wiederholt werden, bis der Besucher sich endlich entschloß, wegzugehen. Sogar als er die Tür schon ganz geöffnet hatte, kehrte er noch einmal um, ging auf den Zehen bis in die Mitte des Zimmers zurück und begann von neuem mit den Fingern Zeichen zu machen, durch die er zeigen wollte, wie man einen Brief öffnet; mit Worten seinen Rat auszusprechen wagte er nicht; dann ging er mit leisem, freundlichem Lächeln hinaus.

Es war für den Fürsten überaus peinlich gewesen, dies alles anzuhören. Aus allem ergab sich die eine wichtige, bedeutsame Tatsache, daß Aglaja aus irgendwelchem Grunde („aus Eifersucht“, flüsterte der Fürst vor sich hin) sich in großer Unruhe, in großer Unentschlossenheit und in großer Pein befand. Es ergab sich ferner, daß schlechte Menschen bemüht waren, sie in Verwirrung zu versetzen, und es war sehr seltsam, daß sie ihnen so viel Vertrauen schenkte. Offenbar reiften in diesem unerfahrenen, aber hitzigen und stolzen Köpfchen besondere Pläne, vielleicht verderbliche und ganz unerhörte Pläne. Der Fürst war im höchsten Grade erschrocken und wußte in seiner Ver-

wirrung nicht, wozu er sich entschließen sollte. Unter allen Umständen mußte er etwas verhindern; das fühlte er. Er blickte noch einmal auf die Adresse des versiegelten Briefes: o, hier gab es für ihn keine Zweifel und keine Beunruhigung, weil er glaubte und vertraute; was ihn bei diesem Briefe beunruhigte, war etwas anderes: er mißtraute Gawrila Ardalionowitsch. Und doch war er bereits entschlossen, ihm diesen Brief persönlich zu übergeben, und hatte schon zu diesem Zwecke das Haus verlassen; aber unterwegs änderte er seine Absicht. Beinah bei Ptizyns Hause begegnete ihm wie gerufen Kolja, und der Fürst beauftragte ihn, den Brief seinem Bruder zu eigenen Händen zu übergeben, als wenn derselbe direkt von Aglaja Iwanowna selbst käme. Kolja fragte nicht weiter und gab ihn ab, so daß Ganja gar nicht ahnte, daß der Brief so viele Zwischenstationen passiert hatte. Als der Fürst nach Hause zurückgekehrt war, ließ er Wjera Lukjanowna zu sich bitten, erzählte ihr so viel, wie erforderlich war, und beruhigte sie; denn sie hatte bis dahin immer nach dem Briefe gesucht und geweint. Sie bekam einen großen Schreck, als sie erfuhr, daß ihr Vater den Brief weggetragen habe. (Der Fürst erfuhr von ihr erst später, daß sie zu wiederholten Malen bei der geheimen Korrespondenz zwischen Rogoschin und Aglaja Iwanowna Dienste geleistet habe; es war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, daß dem Fürsten daraus irgendein Nachteil erwachsen könne ...)

Der Fürst war schließlich in solche Verwirrung geraten, daß, als zwei Stunden darauf ein von Kolja abgeschickter Bote mit der Nachricht von der Erkrankung des Vaters zu ihm gelaufen kam, er im ersten Augenblick nicht begriff, um was es sich handelte. Aber dieser Vorfall hatte

die Wirkung, ihn wieder zurechtzubringen, da er ihn von seinen eigenen Sorgen stark ablenkte. Er verbrachte bei Nina Alexandrowna, zu der der Kranke selbstverständlich gebracht worden war, fast die ganze Zeit bis zum Abend. Er konnte sich fast gar nicht nützlich machen; aber es gibt Menschen, die man auch ohne das in gewissen schweren Augenblicken gern um sich sieht. Kolja war furchtbar ergriffen und weinte krampfhaft, rannte aber doch die ganze Zeit über herum; er lief nach einem Arzte und schickte ihrer drei; er lief nach der Apotheke und zum Heilgehilfen. Der General wurde zwar wieder ins Leben zurückgerufen, aber nicht zum Bewußtsein gebracht; die Ärzte sprachen sich dahin aus, der Patient befinde sich jedenfalls in Gefahr. Warja und Nina Alexandrowna wichen nicht von dem Kranken; Ganja war bestürzt und erschüttert, mochte aber nicht nach oben gehen und fürchtete sich sogar, den Kranken zu sehen; er rang die Hände und äußerte, als er mit dem Fürsten sprach, in unzusammenhängender Rede: „So ein Unglück! Und nun gerade zu solcher Zeit!" Der Fürst glaubte zu verstehen, von was für einer Zeit er rede. Ippolit traf der Fürst nicht mehr in Ptizyns Hause an. Gegen Abend kam Lebedew herbeigelaufen, der nach der morgendlichen Aussprache bis dahin ununterbrochen geschlafen hatte. Jetzt war er beinah nüchtern und vergoß um den Kranken aufrichtige Tränen wie um einen leiblichen Bruder. Er klagte sich laut an, ohne jedoch zu erklären, worin sein Verschulden bestehe, und setzte der armen Nina Alexandrowna mit der alle Augenblicke wiederholten Versicherung zu, er, er selbst, niemand als er sei daran schuld ... einzig und allein aus vergnüglicher Neugier habe er es getan, und der Entschlafene (so nannte er wunderlicherweise

den noch lebenden General) sei sogar ein höchst genialer Mensch gewesen. Er betonte mit besonderem Ernste immer wieder dessen Genialität, als ob das in diesem Augenblicke irgendwelchen außerordentlichen Nutzen hätte schaffen können. Nina Alexandrowna, die seine aufrichtigen Tränen sah, sagte schließlich zu ihm ohne jeden Vorwurf und beinah mit einer Art von Zärtlichkeit: „Wir wollen es gut sein lassen; weinen Sie nicht mehr; Gott wird es Ihnen verzeihen!" Lebedew war durch diese Worte und den Ton, in dem sie gesprochen wurden, so gerührt, daß er diesen ganzen Abend nicht mehr von Nina Alexandrownas Seite weichen wollte (auch an den folgenden Tagen, bis zum Tode des Generals, verbrachte er fast die ganze Zeit vom Morgen bis in die Nacht hinein in diesem Hause). Im Laufe des Tages kam zweimal zu Nina Alexandrowna ein Bote von Lisaweta Prokofjewna, um über das Befinden des Kranken Erkundigungen einzuziehen. Als am Abend um neun Uhr der Fürst im Salon bei Jepantschins erschien, der sich bereits mit Gästen gefüllt hatte, begann Lisaweta Prokofjewna ihn sofort teilnahmsvoll und eingehend nach dem Kranken zu befragen und beantwortete mit ruhigem Ernst die Fragen der alten Bjelokonskaja, was das für ein Kranker und für eine Nina Alexandrowna sei. Dem Fürsten gefiel das sehr. Er selbst redete bei seinem Gespräche mit Lisaweta Prokofjewna „sehr schön", wie sich nachher Aglajas Schwestern ausdrückten, „bescheiden, leise, ohne überflüssige Worte, ohne Gestikulationen, in würdiger Art; er war mit gewandter Manier in den Salon eingetreten; sein Anzug war tadellos"; er fiel nicht nur nicht auf dem glatten Fußboden hin, wie er tags zuvor be-

fürchtet hatte, sondern machte sogar offenbar auf alle einen recht angenehmen Eindruck.

Seinerseits bemerkte er, nachdem er sich hingesetzt und um sich geblickt hatte, sofort, daß diese ganze Gesellschaft durchaus nicht den Schreckgespenstern glich, mit denen ihm Aglaja gestern hatte bange machen wollen, oder den Traumgestalten, die er in der Nacht im Schlafe gesehen hatte. Zum erstenmal in seinem Leben sah er ein Stückchen von dem, was man mit dem furchtbaren Namen „die vornehme Welt" bezeichnet. Er hatte infolge gewisser besonderer Absichten, Pläne und Neigungen sich schon längst danach gesehnt, in diesen Zauberkreis einzudringen, und war daher sehr gespannt auf den ersten Eindruck, den dies alles auf ihn machen werde. Dieser erste Eindruck war geradezu entzückend. Es kam ihm so vor, als seien alle diese Menschen geradezu dazu geboren, miteinander zusammen zu sein; als sei bei Jepantschins an diesem Abend keine „Gesellschaft" und keine geladenen Gäste, sondern Leute aus dem engsten Bekanntenkreise, und als sei er selbst schon lange ihr ergebener Freund und Gesinnungsgenosse und jetzt nach kurzer Abwesenheit zu ihnen zurückgekehrt. Die eleganten Manieren, die Schlichtheit und anscheinende Herzlichkeit übten auf ihn eine faszinierende Wirkung aus. Es kam ihm gar nicht der Gedanke, daß alle diese Treuherzigkeit und Vornehmheit, diese geistreiche Redeweise und dieses würdevolle Wesen vielleicht nur ein prächtiges Kunstprodukt seien. Die Mehrzahl der Gäste bestand sogar trotz ihres blendenden Äußern aus ziemlich hohlen Menschen, die übrigens in ihrer Selbstzufriedenheit selbst nicht einmal wußten, daß manches, was sie Gutes an sich hatten, nur ein Kunstprodukt war, das ihnen zudem gar nicht als

Verdienst angerechnet werden konnte, da es ihnen unbewußt und durch Erbschaft zugefallen war. Dem Fürsten, der ganz im Banne des entzückenden ersten Eindrucks stand, lag es fern, so etwas zu vermuten. Er sah zum Beispiel, daß dieser alte Herr, dieser hohe Würdenträger, der dem Lebensalter nach sein Großvater hätte sein können, sogar sein eigenes Gespräch abbrach, um ihm, einem so jungen, unerfahrenen Menschen, zuzuhören, und daß er ihm nicht nur zuhörte, sondern auch offenbar auf seine Meinung Wert legte und ihn mit solcher Freundlichkeit, mit solcher aufrichtigen Herzlichkeit behandelte, obwohl sie doch einander fremd waren und sich zum ersten Male sahen. Vielleicht wirkte gerade das Raffinement dieser Höflichkeit auf die warme Empfänglichkeit des Fürsten am allermeisten. Vielleicht hatte auch von vornherein seine persönliche Stimmung die Wirkung, ihn für einen günstigen Eindruck zu disponieren und ihn gewissermaßen zu bestechen.

Und dabei waren alle diese Menschen, wenn sie auch natürlich „Freunde des Hauses" und untereinander befreundet waren, doch keineswegs mit der Familie und unter sich in der Weise befreundet, wie es der Fürst annahm, nachdem er ihnen soeben vorgestellt war und ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Es waren Leute darunter, die nie und um keinen Preis zugestanden hätten, daß die Jepantschins mit ihnen auch nur annähernd auf gleicher Stufe ständen. Es waren auch Leute anwesend, die einander entschieden haßten; die alte Bjelokonskaja empfand lebenslänglich eine starke Geringschätzung gegen die Gemahlin des alten Würdenträgers, und diese war ihrerseits weit davon entfernt, Lisaweta Prokofjewna zu lieben. Die-

ser Würdenträger, ihr Mann, der das Jepantschinsche Ehepaar seit dessen jungen Jahren aus irgendwelchem Grunde protegiert hatte und jetzt bei der Abendgesellschaft als der vornehmste Gast galt, war in Iwan Fjodorowitschs Augen eine so hohe Person, daß er in Gegenwart desselben kein anderes Gefühl als Ehrerbietung und Furcht empfinden konnte, und sich sogar aufrichtig verachtet hätte, wenn er sich auch nur einen Augenblick lang ihm gleichgestellt und ihn nicht für einen olympischen Jupiter gehalten hätte. Es waren Leute da, die einander jahrelang nicht gesehen hatten und gegeneinander nichts als Gleichgültigkeit, wenn nicht Abneigung, empfanden, aber sich jetzt begrüßten, als ob sie sich erst gestern in einer angenehmen Gesellschaft von Freunden gesehen hätten. Übrigens war diese Abendgesellschaft nicht zahlreich. Außer der alten Bjelokonskaja und dem alten Würdenträger, der wirklich eine wichtige Persönlichkeit war, und seiner Gattin war erstens noch ein sehr bejahrter General da, ein Baron oder Graf mit einem deutschen Namen, ein außerordentlich schweigsamer Mensch, der in dem Rufe stand, eine erstaunliche Kenntnis der Regierungsangelegenheiten zu besitzen und sogar beinah ein Gelehrter zu sein, einer jener olympischen Verwaltungsbeamten, die alles kennen, vielleicht mit einziger Ausnahme von Rußland selbst, ein Mann, der alle fünf Jahre einen „durch seine Tiefe bemerkenswerten Ausspruch" tat, einen Ausspruch, der dann unfehlbar ein geflügeltes Wort und sogar in den allerhöchsten Regionen bekannt wurde; einer jener regierenden Beamten, die gewöhnlich nach einer sehr langen (sogar manchmal erstaunlich langen) Dienstzeit in hohem Range und in vorzüglichen Stellen und im Besitze großer Geld=

mittel sterben, obwohl sie keine großen Taten vollbracht und sogar gegen große Taten eine gewisse Feindschaft an den Tag gelegt haben. Dieser General war Iwan Fjodorowitschs unmittelbarer Vorgesetzter im Dienste, und Iwan Fjodorowitsch erachtete ihn vermöge der warmen Dankbarkeit seines Herzens und sogar aus besonderem Ehrgeiz ebenfalls für seinen Wohltäter, obwohl dieser sich ganz und gar nicht als Iwan Fjodorowitschs Wohltäter betrachtete, zwar mit Vergnügen von seinen mannigfachen Diensten Gebrauch machte, aber sich gegen ihn ganz gleichgültig verhielt und ihn sofort durch einen andern Beamten ersetzt haben würde, wenn irgendwelche Erwägungen, die gar nicht einmal „höhere Erwägungen" zu sein brauchten, dies wünschenswert gemacht hätten. Ferner war ein älterer, vornehmer Herr anwesend, von dem es sogar hieß, er sei mit Lisaweta Prokofjewna verwandt, wiewohl dies entschieden unwahr war, ein Mann, der einen hohen Rang besaß und ein hohes Amt bekleidete, reich und von guter Familie, behäbig und von sehr guter Gesundheit; er war sehr redelustig und stand sogar in dem Rufe, ein Unzufriedener zu sein (allerdings nur in durchaus erlaubtem Sinne) und Galle zu haben (aber auch diese Eigenschaft wirkte an ihm nur angenehm); er hatte sich die Manieren der englischen Aristokraten zu eigen gemacht und sich auch hinsichtlich des Geschmacks anglisiert (zum Beispiel in bezug auf blutiges Roastbeef, Anspann von Pferden, Diener usw.). Er war ein großer Freund des Würdenträgers und stets bemüht, diesen angenehm zu unterhalten; außerdem hegte Lisaweta Prokofjewna aus unklarem Grunde die sonderbare Vorstellung, dieser gesetzte Herr (ein etwas leichtsinniger Mensch und großer Liebhaber des

weiblichen Geschlechtes) werde auf einmal auf den Gedanken kommen, ihrer Tochter Alexandra einen Heiratsantrag zu machen. Auf diese höchste, älteste Schicht der Gesellschaft folgte eine Schicht von jüngeren Gästen, die aber gleichfalls durch sehr vortreffliche Eigenschaften glänzten. Außer dem Fürsten Schtsch. und Jewgeni Pawlowitsch gehörte zu dieser Schicht auch der bekannte, bezaubernde Fürst N., ehemals ein Verführer und Bezwinger von Frauenherzen in ganz Europa, jetzt schon etwa fünfundvierzig Jahre alt, aber immer noch von schönem Äußern; er verstand vorzüglich zu erzählen, besaß ein bedeutendes, aber etwas zerrüttetes Vermögen und lebte gewohnheitsmäßig meist im Auslande Endlich waren auch Leute da, die eine dritte besondere Schicht bildeten und an und für sich nicht zu dem „geweihten Kreise" der Gesellschaft gehörten, denen man aber, ebenso wie der Familie Jepantschin, manchmal aus irgendwelchem Grunde in diesem „geweihten Kreise" begegnen konnte. Mit einem gewissen Takt, den sie sich zum Grundsatz gemacht hatten, liebten es Jepantschins, in den seltenen Fällen, wo sie geladene Gäste bei sich sahen, die höhere Gesellschaftsschicht mit Angehörigen einer tieferen Schicht zu mischen, mit ausgewählten Repräsentanten eines „Mittelschlages". Jepantschins wurden für dieses Verfahren sogar gelobt, und man sagte von ihnen, sie kennten ihren Platz und besäßen ein richtiges Taktgefühl; und Jepantschins waren stolz auf diese Meinung, die man von ihnen hatte. Einer der Vertreter dieses Mittelschlages war an diesem Abend ein Techniker, Oberst, ein ernster Mensch, ein sehr naher Freund des Fürsten Schtsch. und von diesem bei Jepantschins eingeführt; in Gesellschaft war er übrigens schweigsam;

an seinem langen Zeigefinger der rechten Hand trug er einen großen, auffallenden Ring, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Geschenk von hoher Stelle. Endlich war auch noch ein Schriftsteller und Dichter anwesend, ein Deutscher, der aber russisch dichtete und überdies ein durchaus anständiger Mensch war, so daß man ihn ohne Gefahr in gute Gesellschaft hineinlassen konnte. Er hatte ein glückliches, wiewohl in gewisser Hinsicht doch auch einigermaßen abstoßendes Äußeres, war etwa achtunddreißig Jahre alt, kleidete sich tadellos, gehörte zu einer höchst bürgerlichen, aber zugleich höchst achtbaren deutschen Familie, hatte es verstanden, verschiedene Gelegenheiten gut auszunutzen, sich die Protektion hochgestellter Persönlichkeiten zu verschaffen und sich in ihrer Gunst zu behaupten. Er hatte einmal ein bedeutendes Werk eines bedeutenden deutschen Dichters in Versen aus dem Deutschen übersetzt, hatte es verstanden, seine Übersetzung einer geeigneten Person zu dedizieren, rühmte sich der Freundschaft mit einem angesehenen, aber bereits verstorbenen russischen Dichter (es gibt eine große Menge von Schriftstellern, die es außerordentlich lieben, in ihren Druckschriften von ihrer Freundschaft mit großen, aber verstorbenen Schriftstellern zu reden) und war erst ganz vor kurzem bei Jepantschins durch die Gattin des alten Würdenträgers eingeführt worden. Diese Dame galt als eine Gönnerin von Schriftstellern und Gelehrten und hatte sogar tatsächlich einem oder zwei Schriftstellern durch Vermittelung hochgestellter Personen, bei denen sie ein Ansehen besaß, eine Pension verschafft. Und ein gewisses Ansehen besaß sie in ihrer Art allerdings. Sie war eine Dame von ungefähr fünfundvierzig Jahren (also eine sehr junge Frau für einen so

alten Mann wie ihr Gatte), eine ehemalige Schönheit, die zufolge einer vielen fünfundvierzigjährigen Damen eigenen Manie es liebte, sich immer noch sehr luxuriös zu kleiden; ihr Verstand war nicht bedeutend und ihre Literaturkenntnis sehr zweifelhaft. Aber Schriftsteller zu patronisieren war bei ihr eine ebensolche Manie wie sich luxuriös zu kleiden. Es wurden ihr viele Schriften und Übersetzungen gewidmet; zwei oder drei Schriftsteller ließen mit Erlaubnis der Dame die Briefe drucken, die sie ihr über sehr wichtige Gegenstände geschrieben hatten ... Und diese ganze Gesellschaft nahm der Fürst für bare Münze, für reinstes Gold ohne Legierung. Übrigens traf es sich, daß auch all diese Leute sich an diesem Abend in der glücklichsten Stimmung befanden und mit sich selbst sehr zufrieden waren. Sie wußten sämtlich, daß sie der Familie Jepantschin durch ihr Erscheinen eine große Ehre erwiesen. Aber leider ahnte der Fürst von diesen Finessen nichts. Es kam ihm zum Beispiel nicht der Gedanke, daß die Jepantschins jetzt, wo sie einen so wichtigen Schritt wie die Entscheidung über das Lebensschicksal ihrer Tochter vorhatten, es für ihre unerläßliche Pflicht hielten, ihn, den Fürsten Ljow Nikolajewitsch, dem alten Würdenträger, dem anerkannten Protektor ihrer Familie, vorzustellen. Der alte Würdenträger würde zwar seinerseits sogar die Nachricht von dem furchtbarsten Unglück, das die Familie Jepantschin betroffen hätte, mit größter Seelenruhe hingenommen, sich aber unbedingt beleidigt gefühlt haben, wenn die Jepantschins ihre Tochter ohne seinen Rat und sozusagen ohne seine Erlaubnis verlobt hätten. Fürst N., dieser liebenswürdige, unstreitig geistreiche und von einer hohen Freimütigkeit erfüllte Mensch, war von der festen

Überzeugung durchdrungen, daß er so eine Art von Sonne sei, die an diesem Abend über dem Jepantschinschen Salon aufgehe. Er war der Ansicht, daß sie unendlich weit unter ihm ständen, und gerade dieser treuherzige, edle Gedanke erzeugte bei ihm jene bewundernswerte, liebenswürdige Ungezwungenheit und Freundlichkeit eben diesen Jepantschins gegenüber. Er wußte ganz genau, daß er an diesem Abend unbedingt etwas erzählen müsse, um die Gesellschaft in Entzücken zu versetzen, und bereitete sich hierauf mit einer gewissen Begeisterung vor. Als Fürst Ljow Nikolajewitsch dann diese Erzählung mit angehört hatte, mußte er sich bekennen, daß er noch nie etwas dem Ähnliches gehört hatte: dieser glänzende Humor, diese bewunderungswürdige Heiterkeit und Naivität, die im Munde eines Don Juans, wie Fürst N., beinah etwas Rührendes hatte, bezauberten ihn geradezu. Wenn er nur dabei gewußt hätte, wie alt und abgenutzt diese Erzählung schon war, und daß der Vortragende sie bereits ganz auswendig konnte, und daß sie bereits in allen Salons den Hörern langweilig geworden war und nur bei den harmlosen Jepantschins wieder als Neuigkeit erschien, als eine freimütige, geistvolle Erinnerung, die einem geistvollen, schönen Manne plötzlich eingefallen sei! Der deutsche Dichterling benahm sich zwar sehr liebenswürdig und bescheiden; aber sogar er war beinah der Ansicht, daß er diesem Hause durch seinen Besuch eine Ehre erweise. Aber der Fürst bemerkte nicht die Kehrseite der Medaille, bemerkte nicht das Unterfutter des schönen Gewandes. Dieses Resultat hatte Aglaja nicht vorhergesehen. Sie selbst war an diesem Abend erstaunlich schön. Alle drei Fräulein waren elegant, wiewohl nicht gerade luxuriös, gekleidet und

trugen sogar eine besondere Frisur. Aglaja saß neben Jewgeni Pawlowitsch, mit dem sie sich sehr freundlich unterhielt und scherzte. Jewgeni Pawlowitsch betrug sich etwas gesetzter als sonst, vielleicht ebenfalls aus Respekt gegen die hohen Herren. Man kannte ihn übrigens in der vornehmen Welt schon längst, und er fühlte sich dort bereits heimisch, wiewohl er noch ein junger Mensch war. An diesem Abend war er bei Jepantschins mit einem Trauerflor am Hute erschienen, und die alte Bjelokonskaja lobte ihn deswegen: ein anderer der vornehmen Welt angehöriger Neffe hätte unter solchen Umständen um einen solchen Onkel vielleicht keinen Trauerflor angelegt. Lisaweta Prokofjewna billigte diese Handlungsweise ebenfalls, schien aber im allgemeinen recht sorgenvoll zu sein. Der Fürst bemerkte, daß Aglaja ein paarmal aufmerksam nach ihm hinblickte und, wie es schien, mit ihm zufrieden war. Allmählich fühlte er sich sehr glücklich. Die „phantastischen" Gedanken und Befürchtungen, die er kurz vorher nach dem Gespräche mit Lebedew gehegt hatte, erschienen ihm jetzt, wenn er plötzlich an sie zurückdachte, was er häufig tat, als ein lächerlicher Traum, der unmöglich in Erfüllung gehen könne! (Und ohnehin hatte er gleich damals und dann den ganzen Tag über dringend, wenn auch unbewußt, gewünscht, es dahin zu bringen, daß er an diesen Traum nicht glaubte!) Er redete wenig, und nur wenn er gefragt wurde, und verstummte schließlich ganz, saß da und hörte immer nur zu, schwelgte aber offenbar im Genusse. Allmählich wuchs in ihm selbst eine Art von Begeisterung heran, die bereit war, bei gegebener Gelegenheit zum Ausbruch zu kommen ... Da wollte es der Zufall, daß er ins Reden kam, und zwar ebenfalls durch die Be-

antwortung einer Frage und, wie es schien, ganz ohne besondere Absichten.

VII

Während er mit hohem Genusse Aglaja betrachtete, die munter mit dem Fürsten N. und Jewgeni Pawlowitsch plauderte, nannte auf einmal der bejahrte Anglomane, der in einer anderen Ecke den Würdenträger unterhielt und ihm mit großer Lebhaftigkeit etwas erzählte, den Namen Nikolai Andrejewitsch Pawlischtschews. Der Fürst wandte sich schnell nach ihrer Seite hin und begann zuzuhören.

Es war von der neuen Ordnung der Dinge die Rede und von gewissen Tumulten auf Gütern im ***sker Gouvernement. Die Erzählungen des Anglomanen mußten wohl ein heiteres Element enthalten, da der Alte schließlich über den galligen Eifer des Erzählers zu lachen anfing. Dieser erzählte in geläufiger Rede, indem er in mürrischer Weise die Worte in die Länge zog und auf die Vokale einen leisen Nachdruck legte, wie er sich, speziell durch die jetzige Ordnung der Dinge, genötigt gesehen habe, ein ihm gehöriges prächtiges Gut im ***sker Gouvernement für den halben Preis zu verkaufen, wiewohl er sich gar nicht in Geldverlegenheit befunden habe, und gleichzeitig ein heruntergekommenes, ertragloses, mit einem Prozesse belastetes Gut zu behalten, bei dem er sogar noch zuzahlen müsse. „Um noch einem Prozesse auch wegen des Pawlischtschewschen Landes zu entgehen, habe ich Reißaus genommen. Noch eine oder zwei solche Erbschaften, und ich bin ruiniert. Ich habe dort übrigens

dreitausend Dessätinen vorzüglichen Bodens hinzubekommen."

„Siehst du wohl ... Iwan Petrowitsch ist mit dem verstorbenen Nikolai Andrejewitsch Pawlischtschew verwandt ... du suchtest ja wohl nach Verwandten desselben," sagte Iwan Fjodorowitsch halblaut zum Fürsten; er hatte bemerkt, mit welcher Aufmerksamkeit der Fürst das Gespräch verfolgte, und war nun schnell zu ihm getreten.

Er hatte bisher seinen Vorgesetzten, den General, unterhalten, aber schon längst die Vereinsamung Ljow Nikolajewitschs bemerkt und sich darüber beunruhigt; nun wollte er ihn bis zu einem gewissen Grade in das Gespräch hineinziehen und ihn auf diese Weise zum zweiten Male den hohen Persönlichkeiten vorführen und präsentieren.

„Ljow Nikolajewitsch ist nach dem Tode seiner Eltern ein Zögling Nikolai Andrejewitsch Pawlischtschews gewesen," schaltete er ein, als er Iwan Petrowitschs Blick auf sich gerichtet sah.

„Se=ehr angene=ehm," versetzte dieser; „ich erinnere mich sehr gut. Als Iwan Fjodorowitsch uns vorhin einander vorstellte, habe ich Sie sofort wiedererkannt, sogar am Gesichte. Sie haben sich wirklich äußerlich nur wenig verändert, wiewohl Sie damals, als ich Sie sah, noch ein Kind waren; Sie mochten etwa zehn oder elf Jahre alt sein. Es ist in Ihren Gesichtszügen etwas, was bei mir eine Erinnerung wachruft ..."

„Sie haben mich gesehen, als ich noch Kind war?" fragte der Fürst sehr erstaunt.

„O, es ist schon recht lange her," fuhr Iwan Petro-

witsch fort, „in Slatowerchowo, wo Sie damals bei meinen Kusinen lebten. Ich kam früher ziemlich oft nach Slatowerchowo; Sie erinnern sich meiner nicht? Se=ehr leicht möglich, daß Sie sich meiner nicht erinnern . . . Sie hatten damals . . . Sie hatten damals irgendeine Krankheit, so daß ich einmal sogar über Sie einen Schreck bekam . . .“

„Ich kann mich an nichts erinnern!“ antwortete der Fürst eifrig.

Beide stellten nun noch mit ein paar Worten die Sache klar, Iwan Petrowitsch in sehr ruhiger, der Fürst in sehr aufgeregter Weise, und es ergab sich, daß die beiden alten Fräulein, die mit dem verstorbenen Pawlischtschew verwandt waren und auf seinem Gute Slatowerchowo lebten und mit der Erziehung des Fürsten von ihm betraut wurden, zugleich Iwan Petrowitschs Kusinen waren. Iwan Petrowitsch hatte ebensowenig wie alle andern Leute eine Erklärung dafür, weshalb Pawlischtschew so für den kleinen Fürsten, seinen Pflegling, gesorgt hatte. „Ich habe damals vergessen, mich danach zu erkundigen,“ sagte er; aber es stellte sich doch heraus, daß er ein vorzügliches Gedächtnis hatte; denn er erinnerte sich, wie streng seine ältere Kusine, Marfa Nikititschna, gegen den kleinen Pflegling gewesen sei, „so daß ich einmal sogar mit ihr um Ihretwillen wegen des Erziehungssystems in Streit geriet; denn immer Schläge und Schläge für ein krankes Kind . . . das ist doch ... das müssen Sie selbst sagen ...“; und mit welcher Zärtlichkeit ganz im Gegensatze dazu die jüngere Kusine, Natalja Nikititschna, den armen Knaben behandelt habe . . . „Sie leben jetzt beide“, berichtete er weiter,

„im ***sker Gouvernement (ich weiß nur nicht, ob sie zur Zeit wirklich noch leben), wo ihnen von Pawlischtschew ein sehr nettes kleines Gut durch Erbschaft zugefallen ist. Marfa Nikititschna beabsichtigte, wenn mir recht ist, in ein Kloster zu gehen; übrigens will ich es nicht behaupten; vielleicht habe ich es von jemand gehört . . . ja, ich hörte es neulich von der Frau eines Arztes . . .“

Die Augen des Fürsten glänzten vor Entzücken und Rührung, als er das hörte. Er erklärte seinerseits sehr eifrig, er werde es sich nie verzeihen, daß er in den sechs Monaten, während er in den inneren Gouvernements herumgereist sei, nicht die Gelegenheit benutzt habe, um seine früheren Pflegerinnen ausfindig zu machen und zu besuchen. Er habe alle Tage hinfahren wollen und sei immer durch Abhaltungen daran gehindert worden . . . aber jetzt nehme er es sich fest vor . . . unbedingt . . . wenn es auch im ***sker Gouvernement sei . . . „Also Sie kennen Natalja Nikititschna? Was ist das für eine prächtige, fromme Seele! Aber auch Marfa Nikititschna . . . verzeihen Sie mir, aber Sie irren sich wohl in bezug auf Marfa Nikititschna! Sie war ja streng, aber . . . man mußte ja mit einem solchen Idioten, wie ich es damals war, notwendig die Geduld verlieren“ („hi-hi!“). „Ich war ja damals vollständig ein Idiot; Sie werden es kaum glauben können“ („ha-ha!“). „Übrigens . . . übrigens, Sie haben mich damals gesehen und . . . Sagen Sie nur, wie geht es zu, daß ich mich Ihrer nicht erinnere? Also Sie . . . ach, mein Gott, also Sie sind wirklich ein Verwandter Nikolai Andrejewitsch Pawlischtschews?“

„Ja, ich ver-si-che-re es Ihnen!“ erwiderte Iwan Petrowitsch, indem er den Fürsten lächelnd anblickte.

„O, ich sagte es ja nicht in dem Sinne, als ob ich ... als ob ich daran zweifelte ... und kann man denn etwa irgendwie daran zweifeln?“ („he-he!“). „Ich meine, auch nur im geringsten?“ („he-he!“). „Sondern ich sagte es deshalb, weil der verstorbene Nikolai Andrejewitsch Pawlischtschew ein so vortrefflicher Mensch war! Ein hochherziger Mensch, wahrhaftig, ich versichere Sie!“

Der Fürst war nicht nur außer Atem, sondern „erstickte sozusagen an seinen schönen Empfindungen“, wie sich über ihn am andern Morgen Adelaida im Gespräche mit ihrem Bräutigam, dem Fürsten Schtsch., ausdrückte.

„Ach; mein Gott!“ erwiderte Iwan Petrowitsch lachend, „warum sollte ich denn nicht sogar mit einem hoch-herzi-gen Menschen verwandt sein können?“

„Ach, mein Gott!“ rief der Fürst verlegen und hastig; er wurde immer lebhafter. „Ich ... ich habe wieder eine Dummheit gesagt; aber ... es ist eben nicht anders möglich, weil ich ... weil ich ... weil ich ... indes, das gehört wieder nicht hierher! Und was liegt auch jetzt an mir, sagen Sie selbst, gegenüber so hohen Bestrebungen ... gegenüber so erhabenen Bestrebungen! Und im Vergleich mit einem so hochherzigen Menschen ... denn, weiß Gott, er war ein hochherziger Mensch, nicht wahr? Nicht wahr?“

Der Fürst zitterte am ganzen Leibe. Warum er sich auf einmal so aufregte, warum er ohne äußeren Anlaß in eine solche Rührung und in ein solches Entzücken hineingeriet, die anscheinend gar nicht im richtigen Verhältnis zu dem Gegenstande des Gespräches standen, das wäre

schwer zu sagen. Er war nun einmal in solcher Stimmung und empfand sogar in diesem Augenblicke beinah gegen irgend jemand und für irgend etwas die heißeste, innigste Dankbarkeit, vielleicht sogar gegen Iwan Petrowitsch und beinah auch gegen alle Gäste zusammengenommen. Er war nun einmal gar zu glücklich. Iwan Petrowitsch begann ihn schließlich weit genauer zu betrachten als vorher; auch der Würdenträger musterte ihn sehr genau. Die alte Bjelokonskaja richtete einen zornigen Blick auf den Fürsten und preßte die Lippen aufeinander. Fürst N., Jewgeni Pawlowitsch, Fürst Schtsch. und die jungen Mädchen unterbrachen sämtlich ihre Gespräche und hörten zu. Aglaja schien erschrocken zu sein, Lisaweta Prokofjewna es geradezu mit der Angst zu bekommen. Das Verhalten der Jepantschinschen Damen, der Mutter und der Töchter, war recht sonderbar: sie waren selbst der Ansicht gewesen, es sei am besten, wenn der Fürst den Abend über schweigend dasitze, und hatten ihm dies auch anempfohlen; aber sowie sie gesehen hatten, daß er völlig vereinsamt und mit seinem Schicksal ganz zufrieden in einer Ecke saß, waren sie auch sofort in Aufregung geraten. Alexandra hatte gerade vorgehabt, zu ihm hinzugehen und ihn vorsichtig, quer durch das ganze Zimmer, zur Gesellschaft heranzuholen, das heißt genauer zum Fürsten N., der neben der alten Bjelokonskaja saß. Und kaum hatte der Fürst von selbst zu reden angefangen, als sie sich noch mehr beunruhigten.

„Daß er ein vortrefflicher Mensch war, darin haben Sie recht,“ sagte Iwan Petrowitsch mit Nachdruck und nunmehr ohne zu lächeln; „ja, ja, er war ein prächtiger Mensch! Ein prächtiger, wertvoller Mensch!“ fügte er

nach einem kurzen Stillschweigen hinzu. „Man kann sagen, ein höchst achtungswerter Mensch," fuhr er nach einer neuen Pause mit noch größerem Nachdruck fort, „und . . . und es ist eine Freude, zu sehen, daß Sie Ihrerseits . . ."

„Hatte dieser Pawlischtschew nicht so eine Affäre . . . eine sonderbare Affäre . . . mit einem Abbé . . . mit einem Abbé . . . ich habe vergessen, mit was für einem Abbé; aber es sprachen damals alle davon," sagte der Würdenträger, indem er in seinem Gedächtnis nachsuchte.

„Mit dem Abbé Gouraud, einem Jesuiten," kam ihm Iwan Petrowitsch zu Hilfe. „Ja, so geht es mit unsern vortrefflichsten, würdigsten Männern! Denn er war doch von guter Familie, besaß Vermögen, hatte den Rang eines Kammerherrn, und wenn er . . . im Dienst geblieben wäre . . . Und da ließ er nun Dienst und alles im Stich, um zum Katholizismus überzutreten und Jesuit zu werden, und noch dazu beinah ganz offen, mit einer Art von Begeisterung. Wirklich, er ist gerade zur rechten Zeit gestorben . . . ja; das wurde damals allgemein gesagt."

Der Fürst war außer sich.

„Pawlischtschew . . . Pawlischtschew wäre zum Katholizismus übergetreten? Das ist unmöglich!" rief er erschrocken.

„Nun, nun, ‚unmöglich'!" lispelte Iwan Petrowitsch gelassen. „Das ist denn doch zu viel gesagt, mein lieber Fürst, das müssen Sie selbst zugeben . . . Übrigens, Sie schätzen den Verstorbenen so außerordentlich hoch . . . und er war auch wirklich der beste Mensch, und gerade diesem Umstande schreibe ich es in der Hauptsache zu, daß dieser Gauner Gouraud mit seinen Bemühungen Erfolg hatte.

Aber ich könnte Ihnen ein Lied davon singen, wieviel Mühe und Scherereі ich damals von dieser Geschichte gehabt habe . . . und besonders mit eben diesem Gouraud! Stellen Sie sich vor," wandte er sich plötzlich zu dem Würdenträger, „sie wollten sogar Ansprüche auf die Hinterlassenschaft erheben, und ich mußte damals sogar zu den allerenergischsten Maßregeln greifen . . . um sie zur Räson zu bringen . . . denn auf solche Dinge verstehen sie sich meisterhaft! Geradezu mei-ster-haft! Aber die Geschichte spielte, Gott sei Dank, in Moskau, so daß ich mich gleich an den Grafen wenden konnte, und da haben wir sie . . . zur Räson gebracht . . ."

„Sie glauben nicht, was Sie mir für eine schmerzliche Überraschung bereitet haben!" rief der Fürst wieder.

„Das tut mir leid; aber im Grunde sind das alles, streng genommen, harmlose Dinge, die auch einen harmlosen Ausgang genommen hätten, wie immer; davon bin ich überzeugt. Im vorigen Sommer", wandte er sich wieder an den Würdenträger, „ist die Gräfin K., wie man sagt, ebenfalls im Ausland in ein katholisches Kloster getreten; unsere Landsleute haben eben keine Widerstandskraft, wenn sie sich einmal mit diesen . . . geriebenen Kunden einlassen . . . namentlich im Auslande."

„Ich meine, das ist alles eine Folge unserer . . . Schlaffheit," murmelte unter Kaubewegungen der Alte im Tone der Überlegenheit. „Na ja, sie haben so eine eigene Manier zu predigen, . . . eine elegante Manier, . . . und verstehen, die Leute einzuschüchtern. Auch mich haben sie, als ich einunddreißig Jahre alt war, in Wien eingeschüchtert, kann ich Sie versichern; nur ergab ich mich

ihnen nicht, sondern lief vor ihnen davon, ha-ha! Ich bin wirklich vor ihnen davongelaufen."

„Ich habe gehört, Väterchen, daß Sie damals mit der schönen Gräfin Lewizkaja von Wien nach Paris durchgingen und Ihren Posten verließen, und nicht vor einem Jesuiten flohen," bemerkte die alte Bjelokonskaja.

„Na, eigentlich doch vor einem Jesuiten; es kommt doch so heraus, daß ich vor einem Jesuiten floh!" erwiderte der Alte, bei der angenehmen Erinnerung lächelnd. „Sie sind, wie es scheint, sehr religiös, was man jetzt bei einem jungen Menschen so selten antrifft," wandte er sich freundlich an den Fürsten Ljow Nikolajewitsch, der mit offenem Munde zuhörte und immer noch ganz überrascht war; der Alte wünschte offenbar, den Fürsten näher kennen zu lernen; dieser begann ihn aus gewissen Gründen sehr zu interessieren.

„Pawlischtschew war ein heller Geist und ein Christ, ein wahrer Christ," sagte der Fürst plötzlich; „wie konnte er nur einen unchristlichen Glauben annehmen? Der Katholizismus ist geradezu ein unchristlicher Glaube!" fügte er mit blitzenden Augen hinzu, indem er vor sich hinschaute und alle Anwesenden gleichsam mit einem Blicke zusammenfaßte.

„Na, das ist denn doch zu viel gesagt," murmelte der Alte und blickte Iwan Fjodorowitsch erstaunt an.

„Wieso soll denn der Katholizismus ein unchristlicher Glaube sein?" fragte Iwan Petrowitsch, sich auf seinem Stuhle umwendend. „Und was für ein Glaube ist er denn?"

„Erstens ist er ein unchristlicher Glaube!" erwiderte der Fürst in großer Erregung und mit übermäßiger

Schärfe. „Das ist das erste; und zweitens ist der römische Katholizismus sogar schlimmer als der Atheismus selbst; das ist meine Meinung! Ja, das ist meine Meinung! Der Atheismus predigt nur das Nichts; aber der Katholizismus geht weiter: er predigt einen entstellten Christus, einen durch Verleumdung und Beschimpfung karikierten Christus, das reine Gegenteil von Christus! Er predigt den Antichrist, das schwöre ich Ihnen, das versichere ich Ihnen! Das ist meine persönliche, langgehegte Überzeugung, die mir schon viel Pein bereitet hat ... Der römische Katholizismus glaubt, daß ohne eine universale Herrschgewalt die Kirche auf Erden nicht bestehen kann, und ruft: ‚Non possumus!' Meiner Ansicht nach ist der römische Katholizismus überhaupt kein Glaube, sondern einfach eine Fortsetzung des weströmischen Kaisertums, und es ist bei ihm alles, vom Glauben angefangen, dieser Idee untergeordnet. Der Papst hat ein Land in Besitz genommen, einen irdischen Thron bestiegen und das Schwert ergriffen; seitdem geht alles in dieser Art weiter; nur haben sie zum Schwerte noch die Lüge, die Intrige, den Betrug, den Fanatismus, den Aberglauben und das Verbrechen hinzugefügt; sie haben mit den heiligsten, aufrichtigsten, schlichtesten, wärmsten Empfindungen des Volkes gespielt; alles, alles haben sie für Geld, für gemeine weltliche Macht hingegeben. Und das wäre nicht die Lehre des Antichrists?! Wie hätte da nicht der Atheismus von ihnen ausgehen sollen? Der Atheismus ist von ihnen ausgegangen, geradezu aus dem römischen Katholizismus! Der Atheismus hat zu allererst mit ihnen selbst angefangen: konnten sie denn auch sich selbst Glauben schenken? Er gewann dann aus dem gegen sie bestehenden Widerwillen

Stärke; er ist ein Produkt ihrer Lüge und geistigen Kraftlosigkeit! Der Atheismus! Bei uns sind es bisher nur die höheren Schichten, die ihre Wurzel verloren haben und nicht mehr glauben, wie Jewgeni Pawlowitsch neulich sehr schön gesagt hat; aber dort, in Westeuropa, hören schon gewaltige Massen des eigentlichen Volkes auf zu glauben, früher aus Unwissenheit und Unwahrhaftigkeit, aber jetzt schon aus Fanatismus und aus Haß gegen die Kirche und gegen das Christentum."

Der Fürst hielt inne, um Atem zu schöpfen. Er hatte furchtbar schnell gesprochen. Er war blaß und hatte keine Luft. Alle wechselten Blicke miteinander; aber endlich begann der Alte herzlich zu lachen. Fürst N. nahm seine Lorgnette heraus und betrachtete den Fürsten unverwandt. Der deutsche Dichter kam aus seiner Ecke hervorgekrochen und näherte sich mit einem unangenehmen Lächeln dem Tische.

„Sie ü-ber-trei-ben sehr," sagte Iwan Petrowitsch, dieses Wort in die Länge ziehend, in etwas gelangweiltem Tone; es klang sogar so, als ob er sich über etwas schämte; „auch in der dortigen Kirche gibt es höchst achtungswerte, tu-gend-hafte Vertreter . . ."

„Ich habe nie von einzelnen Vertretern der Kirche gesprochen. Ich rede von dem, was das Wesen des römischen Katholizismus ausmacht; ich rede von Rom. Kann denn eine Kirche vollständig verschwinden? Ich habe das nie gesagt!"

„Einverstanden; aber all das ist bekannt und braucht daher nicht gesagt zu werden, und . . . es gehört zur Theologie . . ."

„O nein, o nein! Nicht nur zur Theologie, ich versichere Sie, nein! Das geht uns weit näher an, als Sie meinen. Gerade darin besteht unser ganzer Irrtum, daß wir noch nicht einsehen können, daß das nicht ausschließlich eine theologische Angelegenheit ist! Auch der Sozialismus ist ja ein Produkt des Katholizismus und des katholischen Wesens! Auch er ist, ebenso wie sein Bruder, der Atheismus, aus der Verzweiflung hervorgegangen, als Gegensatz zum Katholizismus im moralischen Sinne, um einen Ersatz für die verloren gegangene moralische Macht der Religion zu bilden, um den geistigen Durst der lechzenden Menschheit zu stillen und sie zu retten, nicht durch Christus, sondern ebenfalls durch Gewalttätigkeit! Das ist ebenfalls eine Freiheit durch Gewalttätigkeit; das ist ebenfalls eine Vereinigung durch Schwert und Blut! ‚Erdreiste dich nicht, an Gott zu glauben; erdreiste dich nicht, Eigentum zu besitzen; erdreiste dich nicht, eine eigene Persönlichkeit zu haben! Fraternité ou la mort! Zwei Millionen Köpfe!‘ ‚An ihren Taten sollt ihr sie erkennen,‘ heißt es in der Schrift. Und glauben Sie nicht, daß das alles so harmlos und für uns ungefährlich wäre; o nein, wir müssen Widerstand leisten, und auf das schnellste, auf das schnellste! Unser Christus muß als Schild dem Westen entgegenstrahlen, unser Christus, den wir uns bewahrt und den sie überhaupt nicht gekannt haben! Wir dürfen uns nicht sklavisch von den Jesuiten angeln lassen, sondern wir müssen ihnen jetzt entgegentreten, indem wir ihnen unsere russische Zivilisation bringen; und man darf bei uns nicht sagen, daß ihre Predigt elegant sei, wie sich soeben jemand geäußert hat . . .“

„Aber erlauben Sie, erlauben Sie,“ unterbrach ihn

Iwan Petrowitsch, der sich unruhig rings umblickte und sogar ordentlich Angst bekam; „alle Gedanken, die Sie da vortragen, sind ja gewiß sehr löblich und patriotisch; aber es ist doch alles im höchsten Grade übertrieben, und . . . es wäre das Beste, wenn wir davon abbrächen . . .“

„Nein, übertrieben ist es nicht, eher zu schwach ausgedrückt; ja, es ist zu schwach ausgedrückt, weil ich nicht imstande bin, die richtigen Worte zu finden; aber . . .“

„Er-lau-ben Sie!“

Der Fürst schwieg. Er saß, gerade aufgerichtet, auf seinem Stuhle und blickte, ohne sich zu regen, Iwan Petrowitsch mit flammendem Blicke an.

„Mir scheint, daß der Vorfall mit Ihrem Wohltäter Sie gar zu sehr übernommen hat,“ bemerkte der Alte freundlich, und ohne seine Ruhe zu verlieren. „Sie sind etwas hitzig . . . vielleicht infolge Ihres einsamen Lebens. Wenn Sie mehr unter Menschen lebten (und ich hoffe, daß man sich in der guten Gesellschaft über Sie als über einen beachtenswerten jungen Mann freuen wird), so wird sich Ihre Lebhaftigkeit gewiß mildern, und Sie werden sehen, daß das alles weit einfacher ist . . . Und zudem gehen solche seltenen Fälle meiner Ansicht nach teils aus unserer Übersättigung hervor, teils aus . . . einer Art von Sehnsucht.“

„Ganz richtig, ganz richtig!“ rief der Fürst. „Ein vortrefflicher Gedanke! Jawohl, aus einer Art von Sehnsucht, aus einer Art von Sehnsucht! Aber nicht aus Übersättigung, sondern im Gegenteil aus Durst . . . nicht aus Übersättigung, darin haben Sie sich geirrt! Aus Durst ist noch zu wenig gesagt: aus brennendem, fieberhaftem Durst! Und . . . und glauben

Sie nicht, das geschehe in so geringem Umfange, daß man darüber lachen dürfe; verzeihen Sie, man muß verstehen, in die Zukunft zu schauen! Wenn unsere Landsleute das Ufer erreicht haben und zu der Überzeugung gelangt sind, daß das das Ufer ist, dann freuen sie sich darüber gleich dermaßen, daß sie sofort weitergehen, so weit wie nur irgend möglich; woher kommt das? Da wundern Sie sich nun über Pawlischtschew und schreiben alles seiner Verdrehtheit oder seiner Herzensgüte zu; aber dem ist nicht so! Und nicht uns allein, sondern ganz Europa setzt in solchen Fällen unsere russische Leidenschaftlichkeit in Erstaunen: wenn bei uns jemand zum Katholizismus übertritt, dann wird er auch gleich unfehlbar Jesuit und gleich einer der schlimmsten; und wenn einer Atheist wird, dann fordert er unfehlbar sofort eine gewaltsame Ausrottung des Gottesglaubens, das heißt also eine Ausrottung mit dem Schwerte. Woher kommt das? Woher auf einmal ein solcher Fanatismus? Wissen Sie es wirklich nicht? Das kommt daher, daß der Betreffende ein Vaterland gefunden hat, das ihm hier fehlte, und sich darüber gefreut hat; er hat ein Ufer gefunden, Land gefunden und hat sich hingeworfen, um es zu küssen! Nicht aus bloßer Eitelkeit, nicht immer nur aus häßlichen, eitlen Motiven werden die Russen Atheisten oder Jesuiten, sondern auch aus seelischem Schmerze, aus seelischem Durste, aus Sehnsucht nach Höherem, nach einem festen Ufer, nach einer Heimat, an die sie aufgehört hatten zu glauben, weil sie sie niemals gekannt hatten! Atheist zu werden ist für einen Russen so überaus leicht, leichter als für alle übrigen Menschen in der ganzen Welt! Und unsere Landsleute werden nicht einfach Atheisten, son-

dern glauben unfehlbar an den Atheismus, wie an einen neuen Glauben, ohne zu bemerken, daß sie an ein Nichts glauben. So groß ist unser seelischer Durst! ‚Wer keinen Boden unter sich hat, der hat auch keinen Gott!‘ Dieser Ausdruck rührt nicht von mir her, sondern von einem altgläubigen Kaufmann, mit dem ich auf einer Reise zusammentraf. Er drückte sich allerdings nicht ganz so aus, sondern sagte: ‚Wer sich von seiner Heimat losgesagt hat, der hat sich auch von seinem Gott losgesagt.‘ Man braucht nur daran zu denken, daß bei uns die gebildetsten Leute sogar in die Sekte der Geißler eintraten . . . Und inwiefern ist übrigens in solchem Falle das Geißlerwesen schlechter als der Nihilismus, das Jesuitentum und der Atheismus? Man kann vielleicht sogar sagen, daß es mehr innerliche Tiefe besitzt! Aber da sieht man, wie weit jene Sehnsucht gelangt ist! . . . Man zeige den fieberhaft dürstenden Gefährten des Kolumbus das Gestade der Neuen Welt, man zeige dem Russen das wahre Russentum, man lasse ihn dieses Gold, diesen Schatz finden, der seinen Augen bisher in der Erde verborgen ist! Man zeige ihm, wie sich in der Zukunft die Erneuerung und Auferstehung der ganzen Menschheit vielleicht einzig und allein durch den russischen Gedanken, durch den russischen Gott und den russischen Christus vollziehen wird, und man wird sehen, welch ein starker, wahrheitsliebender, weiser, sanfter Riese vor den Augen der erstaunten Welt heranwachsen wird; erstaunt und erschrocken wird die Welt aber allerdings sein, weil sie von uns nur das Schwert erwartet, das Schwert und Gewalttätigkeit; denn da sie nach sich selbst urteilt, kann sie sich uns nicht ohne Barbarentum vorstellen. So ist das bisher gewesen, und

dieses Sehnen wird, je länger es dauert, immer stärker! Und . . ."

Aber hier trat plötzlich ein Ereignis ein, und die Rede des Fürsten wurde in einer ganz unerwarteten Weise unterbrochen.

Diese ganze wilde Tirade, dieser ganze Schwall seltsamer, aufgeregter Worte und ungeordneter, enthusiastischer Gedanken, die in wirrem Durcheinander sich drängten und wechselseitig übersprangen, alles dies ließ ahnen, daß in der Verfassung des so plötzlich und anscheinend ohne jeden Anlaß in Hitze geratenen jungen Mannes eine besondere Gefahr lauerte. Von den im Salon Anwesenden waren alle, die den Fürsten kannten, von ängstlichem (bei manchen sogar mit Scham gepaartem) Erstaunen ergriffen über seine Extravaganz, die so gar nicht zu seiner steten, geradezu schüchtern zu nennenden Zurückhaltung, zu dem besonders feinen in manchen Fällen von ihm bewiesenen Takte und zu seinem instinktiven Gefühle für die obersten Anstandsregeln stimmen wollte. Es war unbegreiflich, woher das gekommen war: die Mitteilung über Pawlischtschew konnte doch nicht die Ursache sein. Die Damen blickten aus ihrer Ecke auf ihn hin wie auf einen Irrsinnigen, und die alte Bjelokonskaja gestand später, wenn die Sache noch eine Minute länger gedauert hätte, so würde sie sich durch die Flucht gerettet haben. Die alten Herren waren zuerst vor Staunen ganz fassungslos; Iwan Fjodorowitschs Vorgesetzter, der General, sah den Fürsten von seinem Stuhle aus mit unzufriedener, strenger Miene an. Der Oberst und Techniker saß völlig regungslos da. Der Deutsche war ganz blaß geworden, behielt aber immer noch sein gekünsteltes

Lächeln bei und betrachtete die andern, wie diese wohl darauf reagieren würden. Übrigens hätte die ganze Sache auch „ohne Skandal" durch ein sehr gewöhnliches, natürliches Mittel erledigt werden können, vielleicht sogar in einem Augenblicke; Iwan Fjodorowitsch nämlich, der sehr erstaunt war, aber sich schneller als die übrigen gefaßt hatte, hatte schon mehrmals den Fürsten zu hemmen versucht; da seine Bemühungen keinen Erfolg gehabt hatten, so ging er jetzt mit einer bestimmten, festen Absicht auf ihn zu. Noch ein Augenblick, und er hätte nötigenfalls vielleicht den Fürsten in freundschaftlicher Weise unter dem Vorwande seiner Krankheit hinausgeführt, was vielleicht sogar wirklich die Wahrheit war, wie denn auch Iwan Fjodorowitsch im stillen daran glaubte . . . Aber die Sache nahm eine andere Wendung.

Gleich zu Anfang, als der Fürst in den Salon getreten war, hatte er sich möglichst weit entfernt von der chinesischen Vase hingesetzt, vor der ihm Aglaja eine solche Angst eingejagt hatte. Konnte man wohl glauben, daß nach Aglajas gestrigen Worten sich bei ihm eine unauslöschliche Überzeugung, eine sonderbare, wunderliche Ahnung festgesetzt hatte, er werde unbedingt morgen diese Vase zerbrechen, möge er sich auch noch so sehr von ihr fernhalten und ein Malheur zu vermeiden suchen? Und doch war es so. Im Laufe des Abends hatten sich andere starke, aber lichte Empfindungen in seine Seele ergossen: wir haben davon bereits gesprochen. Er hatte seine Ahnung vergessen. Als er von Pawlischtschew reden hörte und Iwan Fjodorowitsch ihn von neuem zu Iwan Petrowitsch führte und diesen auf ihn aufmerksam machte, da hatte er sich näher an den Tisch herangesetzt, und

zufällig gerade auf den Sessel neben der gewaltigen, schönen chinesischen Vase, die auf einem Sockel stand, beinah neben seinem Ellbogen, fast unmittelbar dahinter.

Bei seinen letzten Worten erhob er sich plötzlich von seinem Platze, machte eine unvorsichtige Bewegung mit dem Arm und mit der Schulter, und . . . es ertönte ein allgemeiner Schrei! Die Vase schwankte, anfangs, wie wenn sie noch unschlüssig wäre, ob sie einem der alten Herren auf den Kopf fallen sollte; aber auf einmal neigte sie sich nach der entgegengesetzten Seite, nach der Seite des nur noch soeben entsetzt wegspringenden Deutschen, und fiel zu Boden. Gepolter und Aufschrei folgten; die kostbaren Scherben bedeckten zerstreut den Teppich; alle Anwesenden waren bestürzt und erschrocken, — o, und was in der Seele des Fürsten vorging, das läßt sich schwer schildern; doch ist eine solche Schilderung auch kaum nötig. Aber wir dürfen eine sonderbare Empfindung nicht unerwähnt lassen, die ihn gerade in diesem Augenblick überkam und ihm auf einmal aus der Menge aller andern, unklaren und seltsamen Empfindungen mit aller Deutlichkeit entgegentrat; weder das Gefühl der Scham, noch der Verdruß über das erregte Ärgernis, noch die Furcht vor den Folgen, noch die Plötzlichkeit des Ereignisses, nichts wirkte auf ihn so stark wie der Gedanke, daß die Prophezeiung nun doch eingetroffen sei! Was eigentlich an diesem Gedanken so Packendes war, das hätte er sich selbst nicht klar machen können; er fühlte nur, daß er im tiefsten Herzen ergriffen war, und stand da wie von einer mystischen Angst erfaßt. Noch ein Augenblick, und es war ihm, als ob sich alles vor ihm weitete und an die Stelle der Angst Licht und Freude und Ent-

zücken träten; die Luft begann ihm zu mangeln, und ... aber der kritische Augenblick ging vorüber. Gott sei Dank, das Befürchtete war nicht eingetreten! Er holte wieder Atem und blickte rings um sich.

Es war, als ob er das wirre Treiben, das um ihn herum entstanden war, nicht verstände; das heißt, er verstand es vollkommen und sah alles; aber er stand da, als sei er dabei ganz unbeteiligt, als gehe ihm die Sache in keiner Weise nahe, als sei er, wie der Unsichtbare im Märchen, in das Zimmer getreten und beobachtete dort Menschen, die ihm fremd, aber interessant seien. Er sah, wie die Scherben weggeräumt wurden, hörte schnelle Gespräche, sah Aglaja, die blaß war und ihn sonderbar anblickte, sehr sonderbar: in ihren Augen war gar kein Haß, gar kein Zorn sichtbar; sie schaute ihn mit einem erschrockenen, aber von freundlicher Teilnahme zeugenden Blicke an, während sie den andern einen funkelnden Blick zuwarf ... sein Herz wurde plötzlich von einem wonnigen Schmerze erfüllt. Endlich sah er mit befremdetem Erstaunen, daß alle sich wieder hingesetzt hatten und sogar lachten, als ob nichts geschehen wäre! Noch ein Augenblick, und das Gelächter steigerte sich: sie lachten jetzt über seinen Anblick, wie er stumm und starr dastand; aber sie lachten wohlmeinend und heiter; viele begannen mit ihm zu reden und redeten so freundlich, vor allem Lisaweta Prokofjewna: sie sprach lachend und sagte etwas sehr, sehr Herzliches. Auf einmal fühlte er, daß Iwan Fjodorowitsch ihm freundschaftlich auf die Schulter klopfte; auch Iwan Petrowitsch lachte; aber noch netter, reizender und liebenswürdiger benahm sich der Alte; er faßte den Fürsten bei der Hand, drückte sie sanft und schlug

mit der flachen andern Hand leise darauf, wobei er ihm zuredete, wieder zu sich zu kommen, wie man das mit einem erschrockenen kleinen Knaben macht, was dem Fürsten sehr gefiel, und endlich veranlaßte er ihn, sich unmittelbar neben ihn zu setzen. Der Fürst blickte ihm mit einem wonnigen Gefühle ins Gesicht und war immer noch nicht imstande etwas herauszubringen, da ihm der Atem fehlte; das Gesicht des Alten gefiel ihm außerordentlich.

„Wie?" murmelte er endlich; „Sie verzeihen mir wirklich? Auch ... auch Sie, Lisaweta Prokofjewna?"

Das Gelächter nahm zu; dem Fürsten kamen die Tränen in die Augen; er traute seinen Sinnen nicht und war wie bezaubert.

„Gewiß, es war eine schöne Vase. Ich erinnere mich, sie hier schon seit ungefähr fünfzehn Jahren gesehen zu haben, ja ... seit fünfzehn Jahren ..." begann Iwan Petrowitsch.

„Ach was! Was ist das für ein Unglück! Auch ein Mensch muß ja einmal ein Ende nehmen; wie wird man da um einen irdenen Topf viel Wesens machen!" sagte Lisaweta Prokofjewna laut. „Hast du denn wirklich einen solchen Schreck bekommen, Ljow Nikolajewitsch?" fügte sie in besorgtem Tone hinzu. „Laß es gut sein, liebster Freund, laß es gut sein! Du ängstigst mich sonst wirklich."

„Und Sie verzeihen mir alles? Alles, auch abgesehen von der Vase?" sagte der Fürst und wollte sich von seinem Platze erheben; aber der Alte zog ihn sogleich an der Hand wieder nieder.

Er wollte ihn nicht loslassen.

„C'est très curieux et c'est très sérieux!" flüsterte

er über den Tisch Iwan Petrowitsch zu, übrigens ziemlich laut.

Der Fürst hatte es vielleicht gehört.

„Ich habe also niemand von Ihnen beleidigt? Sie glauben gar nicht, wie glücklich mich dieser Gedanke macht! Aber es konnte ja auch nicht anders sein! Konnte sich denn hier jemand durch mich beleidigt fühlen? Ich beleidige Sie wieder, indem ich so etwas auch nur denke."

„Beruhigen Sie sich, mein Freund; das ist eine Übertreibung. Sie haben auch gar keinen Grund, sich so zu bedanken; das ist ja ein schönes, aber übertriebenes Gefühl."

„Ich danke Ihnen auch gar nicht; ich sehe Sie nur voller Freude an und fühle mich bei Ihrem Anblicke so glücklich. Vielleicht rede ich dumm; aber . . . ich muß reden, ich muß Ihnen alles erklären . . . wenn auch nur aus Selbstachtung."

Alles an ihm war aufgeregt, unklar und fieberhaft; sehr möglich, daß die Worte, die er herausbrachte, oft nicht die waren, die er hatte sagen wollen. Er schien mit seinem Blicke zu fragen, ob er reden dürfe. Sein Blick fiel auf die alte Bjelokonskaja.

„Meinetwegen, lieber Freund, fahre nur fort, fahre nur fort; nur komm nicht außer Atem!" bemerkte diese; „du hast auch vorhin schon Atemnot gehabt, und du siehst ja, wie arg es damit geworden ist. Aber fürchte dich nicht zu reden: diese Herren haben schon wunderlichere Käuze gesehen, wie du einer bist; du setzt die weiter nicht in Erstaunen. Und du bist ja auch gar nicht Gott weiß was für ein Sonderling; du hast nur eine Vase zerbrochen und uns einen Schreck eingejagt."

Der Fürst lächelte, als er sie das sagen hörte.

„Sie waren es ja," wandte er sich plötzlich an den Alten, „Sie waren es ja, der vor drei Monaten den Studenten Podkumow und den Beamten Schwabrin vor der Verschickung rettete?"

Der Alte errötete sogar ein wenig und murmelte, er möge sich doch beruhigen.

„Und über Sie habe ich im ***sker Gouvernement gehört," wandte er sich sofort an Iwan Petrowitsch, „daß Sie Ihren abgebrannten Bauern, obwohl sie schon freigelassen waren und Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet hatten, umsonst Holz zum Bauen gegeben haben?"

„Nun, das ist eine Ü=ber=treibung," murmelte Iwan Petrowitsch, nahm aber, angenehm berührt, eine würdevolle Haltung an.

Diesmal jedoch hatte er vollkommen recht damit, daß das eine Übertreibung sei; es war nur ein unzutreffendes Gerücht gewesen, das dem Fürsten zu Ohren gekommen war.

„Und Sie, Fürstin," wandte er sich auf einmal mit strahlendem Lächeln zu der alten Bjelokonskaja, „haben Sie mich nicht vor einem halben Jahre in Moskau auf Lisaweta Prokofjewnas Brief hin wie einen leiblichen Sohn aufgenommen und mir wirklich wie einem leiblichen Sohne einen Rat gegeben, den ich nie vergessen werde? Erinnern Sie sich wohl?"

„Was redest du für tolles Zeug zusammen?" erwiderte die alte Bjelokonskaja ärgerlich. „Du bist ein guter, aber komischer Mensch: wenn man dir zwei Groschen schenkt, bist du so dankbar, als ob man dir das Leben gerettet

hätte. Du denkst, das ist lobenswert; aber es ist widerwärtig."

Sie wollte schon ernstlich zornig werden, brach aber plötzlich in ein Gelächter aus, und es war diesmal ein gutmütiges Gelächter. Auch Lisaweta Prokofjewnas Gesicht glänzte; nicht minder strahlte Iwan Fjodorowitsch.

„Ich habe es ja gesagt, Ljow Nikolajewitsch ist ein Mensch . . . ein Mensch . . . mit einem Worte, wenn er nur nicht außer Atem käme, wie die Fürstin richtig bemerkt hat . . ." murmelte der General in einer Art von Freudenrausch, indem er die Worte der alten Bjelokonskaja, die ihn frappiert hatten, wiederholte.

Nur Aglaja schien traurig zu sein; aber ihr Gesicht glühte immer noch, vielleicht vor Unwillen.

„Er ist wirklich sehr liebenswürdig," murmelte der Alte wieder, zu Iwan Petrowitsch gewandt.

„Ich kam hierher mit tiefem Schmerze im Herzen," fuhr der Fürst fort, mit immer wachsender Erregung, immer schneller und schneller, mit immer seltsamerer Begeisterung; „ich . . . fürchtete mich vor Ihnen, fürchtete mich vor mir selbst. Am meisten vor mir selbst. Als ich hierher nach Petersburg zurückkehrte, hatte ich mir vorgenommen, jedenfalls unsere ersten, ältesten Familien kennen zu lernen, zu denen ich selbst gehöre, unter denen ich selbst durch meine Herkunft einer der ersten Vertreter bin. Nun sitze ich ja jetzt mit ebensolchen Fürsten zusammen, wie ich einer bin, nicht wahr? Ich wollte Sie kennen lernen, und das war notwendig, sehr, sehr notwendig! . . . Ich hatte über Sie immer sehr viel Schlechtes gehört, mehr als Gutes: über die Kleinlichkeit und Exklusivität Ihrer Interessen, über Ihre Rückständigkeit, über Ihre geringe

Bildung, über Ihre lächerlichen Gewohnheiten, — o, es wird ja so vieles über Sie geschrieben und geredet! Ich bin voller Neugier und Erregung heute hierhergekommen: ich wollte mich selbst persönlich davon überzeugen, ob wirklich diese ganze obere Schicht des russischen Volkes nichts mehr taugt, die ihr zugemessene Zeit bereits abgelebt hat, keine Lebenskraft mehr besitzt, zu weiter nichts mehr fähig ist als zu sterben, aber doch immer noch in kleinlichem Neide einen Kampf gegen die Männer der Zukunft führt und sich ihnen in den Weg stellt, ohne zu merken, daß sie selbst im Absterben begriffen ist. Ich habe diese Meinung auch früher nicht im vollen Umfange für richtig gehalten, weil es bei uns eine höhere Gesellschaftsklasse eigentlich nie gegeben hat, außer etwa der Hofgesellschaft, zu der mancher durch seine Uniform oder durch irgendwelchen Zufall gehörte, und jetzt ist auch die ganz verschwunden, nicht wahr, nicht wahr?"

„Nun, das verhält sich ganz und gar nicht so!" bemerkte Iwan Petrowitsch spöttisch lachend.

„Na, nun ist er richtig wieder in Zug gekommen!" sagte die alte Bjelokonskaja verdrießlich.

„Laissez le dire! Er zittert ja am ganzen Leibe," sagte der Alte wieder halblaut in warnendem Tone.

Der Fürst hatte sich augenscheinlich nicht mehr in der Gewalt.

„Und was fand ich? Ich sah elegante, gutherzige, verständige Menschen; ich sah einen alten Herrn, der einen jungen Menschen, wie ich, liebkost und anhört; ich sehe Menschen, die imstande sind zu verstehen und zu verzeihen, Russen, die fast ebenso gut und herzlich sind

wie die, mit denen ich in andern Schichten zusammengekommen bin, fast in nicht minderem Grade. Urteilen Sie selbst, wie freudig ich erstaunt war! O, erlauben Sie mir, diesem Gefühle Ausdruck zu geben! Ich habe oft gehört und selbst stark geglaubt, in der vornehmen Welt sei alles nur Scheinwesen, alles nur abgelebte Form; der eigentliche Kern sei vertrocknet; aber nun sehe ich ja selbst, daß das bei uns nicht zutrifft; das mag anderswo so sein, bei uns ist es nicht so. Sind Sie denn sämtlich jetzt Jesuiten und Betrüger? Ich habe vorhin den Fürsten N. etwas erzählen hören: war das nicht gutherziger, sprudelnder Humor? War das nicht wahre Herzensgüte? Können denn solche Worte von den Lippen eines geistig erstorbenen Menschen kommen, dessen Herz eingeschrumpft, dessen Talent versiegt ist? Könnten denn erstorbene Menschen mit mir so umgehen, wie Sie mit mir umgegangen sind? Ist das nicht ein Material für die Zukunft, ein Material, auf das man seine Hoffnungen setzen darf? Können etwa solche Menschen verständnislos und rückständig sein?"

„Ich bitte Sie noch einmal, sich zu beruhigen, mein lieber Freund," sagte der Würdenträger lächelnd. „Wir wollen über all das ein andermal reden, und ich werde mit dem größten Vergnügen . . ."

Iwan Petrowitsch räusperte sich und drehte sich auf seinem Sessel um; Iwan Fjodorowitsch machte ungeduldige Bewegungen; sein hoher Vorgesetzter, der General, unterhielt sich mit der Gemahlin des Würdenträgers, ohne dem Fürsten auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken; aber die Gemahlin des Würdenträgers hörte häufig nach diesem hin und blickte zu ihm herüber.

„Nein, wissen Sie, es wird schon das Beste sein, wenn ich rede!“ fuhr der Fürst in einem neuen fieberhaften Impuls fort, indem er sich besonders zutunlich und geradezu konfidentiell an den Alten wandte. „Aglaja Iwanowna hat mir gestern verboten zu reden und mir sogar die Themata genannt, über die ich nicht reden dürfe; sie weiß, daß ich bei Erörterung dieser Themata lächerlich werde! Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt; aber ich weiß ja, daß ich noch wie ein Kind bin. Ich habe kein Recht, meine Gedanken auszusprechen; das habe ich schon immer gesagt; ich habe nur in Moskau, mit Rogoschin, ganz offenherzig gesprochen . . . Wir beide haben zusammen Puschkin gelesen, ihn ganz durchgelesen; er kannte nichts davon, nicht einmal den Namen Puschkin . . . Ich fürchte immer, durch mein komisches Wesen dem Gedanken und der Hauptidee Eintrag zu tun. Ich verstehe mich nicht auf Gestikulation. Ich mache immer Handbewegungen, die den richtigen entgegengesetzt sind, und das ruft Gelächter hervor und schadet dem Ansehen der Idee. Ich habe auch kein Gefühl für das rechte Maß, und das ist das Wichtigste; das ist sogar das Allerwichtigste . . . Ich weiß, daß ich am besten täte stillzusitzen und zu schweigen. Wenn ich das durchsetze und schweige, dann mache ich sogar den Eindruck eines ganz vernünftigen Menschen und denke überdies im stillen über dies und jenes nach. Aber jetzt ist es doch besser, wenn ich rede. Ich habe zu reden angefangen, weil Sie mich so nett ansehen; Sie haben ein so nettes Gesicht! Ich habe gestern Aglaja Iwanowna mein Wort darauf gegeben, heute den ganzen Abend zu schweigen.“

„Vraiment?“ fragte der Alte lächelnd.

„Aber in manchen Augenblicken denke ich, daß ich Unrecht tue, diese Anschauung zu hegen; denn Offenherzigkeit ist doch wohl ebensoviel wert wie eine schöne Gestikulation? Nicht wahr?"

„Manchmal."

„Ich will Ihnen alles klarlegen, alles, alles, alles! O ja! Sie denken, ich sei ein Utopist, ein schwärmerischer Idealist? O nein, weiß Gott, meine Gedanken sind immer von ganz einfacher Art . . . Sie glauben es nicht? Sie lächeln? Wissen Sie, ich bin manchmal ein gemeiner Mensch, weil ich den Glauben verliere. Vorhin ging ich hierher und dachte: ‚Na, wie werde ich mit ihnen reden? Womit muß ich anfangen, damit sie wenigstens etwas verstehen?' Was hatte ich für Furcht; aber ich hatte in der Hauptsache Furcht für Sie; es war schrecklich, ganz schrecklich! Aber doch: durfte ich denn Furcht haben? Mußte ich mich nicht schämen, Furcht zu haben? Was tut es denn, daß auf einen Vorgeschrittenen eine solche Menge von Zurückgebliebenen, Schlechten kommt? Und das ist für mich nun gerade ein Grund zur Freude, daß ich jetzt die Überzeugung gewonnen habe, daß es sich gar nicht um eine solche tote Menge handelt, sondern daß das lauter lebensvolles Material ist! Wir dürfen uns auch dadurch nicht beirren lassen, daß wir komisch sind, nicht wahr? Es ist ja freilich wirklich so: wir sind komisch, leichtsinnig, haben schlechte Angewohnheiten, langweilen uns, verstehen nicht zu sehen, verstehen nicht zu begreifen; wir sind ja alle von dieser Art, alle, Sie und ich und alle andern! Sie fühlen sich doch nicht beleidigt dadurch, daß ich Ihnen ins Gesicht sage, Sie seien komisch? Wenn dem aber so ist, sind Sie denn dann nicht lebensvolles Material?

Wissen Sie, meiner Ansicht nach ist es manchmal sogar gut, komisch zu sein, sogar das Beste: man kann einander leichter verzeihen und sich leichter miteinander versöhnen; man kann doch auch nicht alles auf einmal verstehen, nicht gleich mit der Vollkommenheit anfangen! Um die Vollkommenheit zu erreichen, muß man vorher gar vieles nicht verstanden haben! Und wenn man etwas gar zu schnell versteht, so ist Gefahr, daß man es nicht ordentlich versteht. Das sage ich Ihnen, die Sie es schon fertig gebracht haben, so vieles zu verstehen und . . . nicht zu verstehen. Ich habe jetzt keine Furcht für Sie; Sie sind ja doch nicht böse darüber, daß ein so junger Mensch solche Worte zu Ihnen spricht? Gewiß nicht! O, Sie verstehen es, zu vergessen und denen zu verzeihen, von denen Sie beleidigt sind, und denen, die Ihnen keine Beleidigung zugefügt haben; denn am allerschwersten ist es ja, denen zu verzeihen, die uns mit nichts beleidigt haben, und zwar eben deswegen, weil sie uns *nicht* beleidigt haben und folglich unsere Beschwerde über sie unbegründet ist: das ist es, was ich von den höchstgestellten Leuten erwartet hatte; das ist's, was ich denselben, als ich hierher kam, so schnell wie möglich sagen wollte, obgleich ich nicht wußte, wie ich es sagen sollte . . . Sie lachen, Iwan Petrowitsch? Sie denken, ich hätte für die *andern* Schichten Furcht gehabt, sei *ihr* Advokat, ein Demokrat, ein Gleichheitsapostel?" Hier lachte er krampfhaft, wie er denn alle Augenblicke ein kurzes, entzücktes Lachen ausstieß. „Ich habe Furcht für Sie, für Sie alle, für Sie alle zusammen. Ich bin ja selbst ein Fürst aus einem alten Geschlechte und sitze hier unter Fürsten. Ich rede hier, um uns alle zu retten; ich rede, damit nicht unser Stand, ohne etwas

gewirkt zu haben, im Dunkel verschwindet, nachdem er nichts begriffen, sich um alles herumgestritten und alles verspielt hat. Wozu sollen wir verschwinden und andern unsern Platz einräumen, wenn wir die Vordersten und Obersten bleiben können? Wenn wir die Vordersten sein werden, dann werden wir auch die Obersten sein. Wir wollen Diener sein, um die Obersten zu werden."

Er wollte sich losreißen, um von seinem Sessel aufzustehen; aber der Alte hielt ihn beständig fest, betrachtete ihn aber mit wachsender Unruhe.

„Hören Sie! Ich weiß, daß es nicht gut ist, bloß zu sprechen; besser ist es, wenn man einfach ein gutes Beispiel gibt und einfach selbst den Anfang macht . . . ich habe bereits den Anfang gemacht . . . und . . . und ist es denn wirklich möglich, unglücklich zu sein? O, was will mein Kummer und mein Leid besagen, wenn ich imstande bin glücklich zu sein? Wissen Sie, ich verstehe nicht, wie man an einem Baume vorbeigehen kann, ohne darüber glücklich zu sein, daß man ihn sieht; wie man mit einem Menschen reden und nicht darüber glücklich sein kann, daß man ihn liebt! O, ich verstehe es nur nicht auszudrücken, aber wie viele schöne Dinge begegnen einem auf Schritt und Tritt, die sogar der verkommenste Mensch schön findet! Sehen Sie ein Kind an, sehen Sie die Morgen- und Abendröte an, betrachten Sie ein Gräschen, wie es wächst; schauen Sie in Augen, die liebevoll auf Sie blicken ..."

Er war schon längst während des Redens aufgestanden. Der Alte sah ihn jetzt erschrocken an. Lisaweta Prokofjewna, die früher als alle andern merkte, was vorging, rief: „Ach, mein Gott!" und schlug die Hände zusammen. Aglaja lief schnell zu ihm hin, fing ihn noch gerade in

ihren Armen auf und hörte voller Angst mit schmerzverzerrtem Gesichte den wilden Schrei des Dämons, der den Unglücklichen schüttelte und niederwarf. Der Kranke lag auf dem Teppich. Jemand hatte noch Zeit gefunden, ihm schnell ein Kissen unter den Kopf zu schieben.

Das hatte niemand erwartet. Eine Viertelstunde darauf versuchten Fürst N., Jewgeni Pawlowitsch und der Alte das Zusammensein wieder etwas lebendiger zu gestalten; aber schon nach einer weiteren halben Stunde brachen alle Gäste auf. Dabei erfolgten zahlreiche Äußerungen der Teilnahme und des Bedauerns; manche sprachen auch ihre Meinung über den Vorfall aus. Iwan Petrowitsch sagte unter anderm, der junge Mann sei ein Slawophile oder etwas Ähnliches, indes sei das nicht weiter gefährlich. Der Alte äußerte sich gar nicht. Nachher allerdings, am nächsten und übernächsten Tage, waren alle in etwas ärgerlicher Stimmung; Iwan Petrowitsch fühlte sich sogar beleidigt, wenn auch nur ein wenig. Der General, der Iwan Fjodorowitschs Chef war, benahm sich eine Zeitlang gegen diesen etwas kühl. Der Patron der Familie, der Würdenträger, murmelte dem Oberhaupte der Familie unter Kaubewegungen ein paar tröstende Worte zu, wobei er in schmeichelhafter Weise zum Ausdruck brachte, daß er an Aglajas Geschick sehr, sehr großen Anteil nehme. Er war wirklich ein ganz gutherziger Mensch; aber unter den Gründen, aus denen er bei der Abendgesellschaft dem Fürsten seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte, spielte eine besondere Rolle das Verhältnis, in welchem der Fürst unlängst zu Nastasja Filippowna gestanden hatte; er hatte davon etwas gehört, interessierte sich sehr dafür und hätte sogar gern danach gefragt.

Die alte Bjelokonskaja sagte, als sie am Abend wegfuhr, zu Lisaweta Prokofjewna:

„Na ja, er hat sein Gutes und sein Schlechtes; aber wenn du meine Meinung wissen willst, so muß ich sagen: das Schlechte überwiegt. Du siehst ja selbst, was er für ein Mensch ist, ein kranker Mensch!"

Lisaweta Prokofjewna kam im stillen zu der endgültigen Überzeugung, daß er als Bräutigam unmöglich sei, und nahm sich beim Schlafengehen vor, solange sie lebe, solle der Fürst nicht der Mann ihrer Aglaja werden. Mit diesem Entschlusse stand sie auch am Morgen auf. Aber noch an demselben Vormittage, zwischen zwölf und ein Uhr, beim Frühstück, setzte sie sich in einen wunderlichen Widerspruch zu sich selbst.

Auf eine, übrigens sehr behutsame Frage der Schwestern antwortete Aglaja kalt und hochmütig, als wolle sie die Sache damit abtun:

„Ich habe ihm nie mein Wort gegeben und ihn nie in meinem Leben als meinen Bräutigam betrachtet. Er steht mir ebenso fern wie jeder andere."

Da fuhr Lisaweta Prokofjewna plötzlich auf.

„Das hatte ich nicht von dir erwartet," sagte sie gekränkt. „Daß er als Bräutigam unmöglich ist, das weiß ich, und Gott sei Dank, daß es so gekommen ist; aber von dir hätte ich solche Reden nicht erwartet. Ich hatte geglaubt, du würdest dich anders dazu stellen. Ich würde am liebsten alle, die gestern hier waren, fortjagen und ihn allein dabehalten; so ein Mensch ist das! ..."

Hier brach sie plötzlich ab, da sie selbst über das, was sie gesagt hatte, einen Schreck bekam. Aber wenn sie gewußt

hätte, wie sehr sie ihrer Tochter in diesem Augenblicke unrecht tat! Aglaja hatte sich in ihrem Kopfe schon alles zurechtgelegt; auch sie wartete auf ihre Stunde, die alles entscheiden sollte, und jede Andeutung, jede unvorsichtige Berührung schlug ihrem Herzen eine tiefe Wunde.

VIII

Auch für den Fürsten begann dieser Tag damit, daß er sich von üblen Ahnungen bedrückt fühlte; diese ließen sich ja zwar durch seinen krankhaften Zustand erklären, aber seine Traurigkeit hatte doch einen gar zu unbestimmten Charakter, und das war für ihn das Qualvollste. Allerdings standen ihm bestimmte Tatsachen deutlich vor Augen, schmerzliche, peinliche Tatsachen; aber seine Traurigkeit ging doch über alles hinaus, was ihm Gedächtnis und Denkkraft als Stoff dafür darboten; er sah ein, daß er sich nicht beruhigen werde, wenn er allein bliebe. Allmählich setzte sich in seinem Kopfe die Erwartung fest, daß sich noch an diesem Tage mit ihm etwas Besonderes und Entscheidendes begeben werde. Der Anfall, den er tags zuvor gehabt hatte, war von leichterer Art gewesen: außer einer starken Niedergeschlagenheit, einer gewissen Schwere im Kopfe und einem Schmerze in den Gliedern fühlte er keine andere gesundheitliche Störung. Sein Kopf arbeitete durchaus normal, obgleich die Seele krank war. Er stand sehr spät auf und erinnerte sich sofort mit aller Deutlichkeit an den gestrigen Abend; auch daran erinnerte er sich, wenn auch nicht ganz klar, daß man ihn eine halbe Stunde nach dem Anfall nach Hause gebracht hatte. Er erfuhr, daß bereits ein Bote von Jepantschins bei ihm erschienen war, um nach seinem Befinden zu fragen. Um halb zwölf er-

schien ein zweiter; das freute ihn. Wjera Lebedewa war die erste, die ihn besuchte und für seine Bedürfnisse sorgte. Im ersten Augenblick, als sie ihn erblickte, fing sie auf einmal an zu weinen; aber als der Fürst sie sofort beruhigte, lachte sie auf. Ihn überraschte das starke Mitgefühl, das dieses Mädchen für ihn empfand; er ergriff ihre Hand und küßte sie ihr. Wjera errötete.

„Ach, was tun Sie, was tun Sie!" rief sie erschrocken und zog schnell ihre Hand weg.

Sie ging in seltsamer Aufregung bald wieder weg. Unter anderm hatte sie ihm erzählt, ihr Vater sei an diesem Tage schon ganz frühmorgens zu dem „Dahingeschiedenen" gelaufen, wie er den General nenne, um nachzufragen, ob er in der Nacht gestorben sei; es verlaute, er werde wahrscheinlich bald sterben. Kurz vor zwölf Uhr kam auch Lebedew selbst nach Hause und zum Fürsten, aber eigentlich „nur auf einen Augenblick, um sich nach dem kostbaren Befinden zu erkundigen", und so weiter und außerdem dem „Schränkchen" einen Besuch abzustatten. Da er nichts anderes tat als ächzen und stöhnen, so machte der Fürst, daß er ihn bald wieder los wurde; aber Lebedew versuchte doch noch, sich nach dem gestrigen Anfall zu erkundigen, obgleich er offenbar darüber bereits in allen Einzelheiten orientiert war. Nach ihm kam Kolja herangelaufen, ebenfalls nur auf einen Augenblick; dieser hatte es wirklich eilig und befand sich in einer starken, düsteren Unruhe. Er begann damit, daß er den Fürsten geradezu und inständig bat, ihm alles mitzuteilen, was man ihm noch verberge; das Meiste habe er schon am gestrigen Tage erfahren. Er war tief und heftig erschüttert.

Mit aller möglichen Teilnahme, deren er nur fähig war, erzählte ihm der Fürst den ganzen Hergang, indem er die Tatsachen in voller Deutlichkeit hinstellte; diese Mitteilungen waren für den armen Jungen ein Donnerschlag. Er vermochte kein Wort herauszubringen und weinte schweigend. Der Fürst fühlte, daß dies einer jener Eindrücke war, die sich nie wieder verwischen und im Leben eines Jünglings für alle Zeit einen Merkstein bilden. Er beeilte sich, ihm seine Ansicht über die Angelegenheit mitzuteilen, und fügte hinzu, daß seiner Ansicht nach vielleicht auch der Tod des alten Mannes seine Ursache hauptsächlich in dem Gefühl des Schreckens gehabt habe, das in seinem Herzen nach dem Vergehen zurückgeblieben sei, und daß dazu nicht jeder Mensch fähig sei. Koljas Augen funkelten, während er den Fürsten reden hörte.

„Abscheuliche Menschen sind Ganja und Warja und Ptizyn! Ich werde mich nicht mit ihnen herumstreiten; aber unsere Wege gehen von nun an auseinander! Ach, Fürst, ich habe seit gestern sehr viel neue Empfindungen durchgemacht; das ist eine schwere Prüfung für mich! Auch für meine Mutter glaube ich jetzt selbst sorgen zu sollen; sie befindet sich ja zwar in Warjas Pflege; aber das ist doch nicht das Richtige . . .“

Er sprang auf, da er sich erinnerte, daß er erwartet werde, fragte noch schnell nach dem Gesundheitszustande des Fürsten und fügte, als er die Antwort gehört hatte, plötzlich eilig hinzu:

„Gibt es sonst nichts Neues? Ich hörte, daß gestern . . . übrigens habe ich kein Recht, davon zu reden; aber wenn Sie jemals in irgendeiner Sache einen treuen Diener nötig haben, so steht ein solcher vor Ihnen. Es scheint,

daß wir beide nicht ganz glücklich sind, nicht wahr? Aber ... ich stelle keine Fragen, ich stelle keine Fragen ..."

Er ging weg; der Fürst aber versank noch mehr in seine Gedanken: alle Leute prophezeiten ihm Unheil; alle hatten bereits aus dem Geschehenen ihre Schlüsse gezogen; alle sahen so aus, als ob sie etwas wüßten, etwas, was er nicht wisse; Lebedew fragte ihn aus; Kolja machte direkte Andeutungen; Wjera weinte. Zuletzt machte er ärgerlich eine Handbewegung, als würfe er alles hinter sich: „Weg mit der verdammten krankhaften Zweifelsucht!" dachte er. Sein Gesicht hellte sich auf, als er zwischen ein und zwei Uhr die Jepantschinschen Damen eintreten sah, die ihm „auf ein Augenblickchen" einen Besuch machen wollten. Lisaweta Prokofjewna hatte, als sie vom Frühstückstisch aufstand, erklärt, sie würden jetzt alle spazieren gehen, und zwar alle zusammen. Diese Mitteilung war kurz, trocken, ohne Erläuterungen in Form eines Befehls erfolgt. Alle hatten sich demnach aufgemacht, das heißt die Mama, die jungen Mädchen und Fürst Schtsch. Lisaweta Prokofjewna hatte ohne weiteres die entgegengesetzte Richtung von derjenigen eingeschlagen, die sie täglich einzuschlagen pflegten. Alle hatten gemerkt, um was es sich handelte, und alle hatten geschwiegen, da sie sich fürchteten, die Mama zu reizen; diese aber war, wie wenn sie einen Vorwurf und die Erwiderung darauf vermeiden wollte, allen vorangegangen, ohne sich umzudrehen. Schließlich hatte Adelaida bemerkt, auf einem Spaziergange brauche man doch nicht so zu laufen, und sie könnten mit der Mama gar nicht mitkommen.

Da hatte sich Lisaweta Prokofjewna auf einmal umgedreht und gesagt: „Also wir kommen jetzt bei ihm vorbei.

Wie nun auch Aglaja darüber denken mag, und was sich auch weiter ereignen mag, jedenfalls ist er uns kein Fremder, und jetzt ist er obendrein unglücklich und krank; ich wenigstens werde jetzt zu ihm herangehen und ihn besuchen. Wer mit mir hereinkommen will, kann es tun; wer es nicht will, kann vorbeigehen; dem ist der Weg nicht versperrt."

Alle waren selbstverständlich mit hereingekommen. Der Fürst beeilte sich gebührendermaßen, noch einmal wegen der gestrigen Vase und . . . wegen des erregten Anstoßes um Verzeihung zu bitten.

„Na, es hat nichts auf sich," antwortete Lisaweta Prokofjewna. „Um die Vase ist es nicht weiter schade, sondern um dich. Also merkst du jetzt selbst, daß du Anstoß erregt hast; da sieht man, was es bedeutet: ‚sich eine Sache beschlafen'. Aber auch das macht nichts, da jeder jetzt sieht, daß du dafür nicht verantwortlich gemacht werden kannst. Nun aber auf Wiedersehen; wenn du dazu imstande bist, so geh ein bißchen spazieren und lege dich dann wieder schlafen; das ist mein Rat. Und wenn du magst, so besuche uns wie früher; sei ein für allemal versichert, daß, was sich auch ereignen und begeben mag, du doch immer ein Freund unseres Hauses bleibst, wenigstens mein Freund. Für mich wenigstens kann ich einstehen . . ."

Auf diese Herausforderung reagierten alle und schlossen sich den von der Mama ausgesprochenen Empfindungen an. Sie gingen fort; aber in Lisaweta Prokofjewnas gutmütiger Eile, etwas Freundliches und Ermutigendes zu sagen, hatte doch eine arge Grausamkeit verborgen gelegen, was ihr gar nicht zum Bewußtsein gekommen war. In der Einladung, „wie früher" zu kommen, und in den Worten „wenigstens mein Freund" hatte wieder eine Art

Voraussagung gelegen. Der Fürst rief sich Aglajas Verhalten ins Gedächtnis zurück; gewiß, sie hatte ihm sehr freundlich zugelächelt, beim Kommen und beim Abschiede, hatte aber kein Wort gesagt, nicht einmal da, als alle ihm ihre Freundschaft versicherten, obgleich sie ihn zweimal unverwandt angesehen hatte. Ihr Gesicht war ungewöhnlich blaß gewesen, wie wenn sie in der Nacht schlecht geschlafen gehabt hätte. Der Fürst nahm sich vor, am Abend unbedingt „wie früher" zu ihnen zu gehen, und blickte in fieberhafter Erregung nach der Uhr. Da trat, gerade drei Minuten, nachdem Jepantschins weggegangen waren, Wjera ins Zimmer.

„Ljow Nikolajewitsch, Aglaja Iwanowna hat mir soeben heimlich eine Bestellung an Sie aufgetragen."

Der Fürst begann ordentlich zu zittern.

„Ein Billett?"

„Nein, eine mündliche Bestellung; auch dazu hatte sie nur knapp Zeit. Sie läßt Sie dringend bitten, heute den ganzen Tag das Haus auch nicht eine Minute zu verlassen, bis sieben Uhr abends, oder sogar bis neun Uhr; das habe ich nicht ganz deutlich gehört."

„Ja . . . warum denn? Was bedeutet das?"

„Das weiß ich nicht; aber sie hat mir aufs strengste befohlen, es auszurichten."

„Hat sie den Ausdruck ‚aufs strengste' gebraucht?"

„Nein, so geradezu hat sie es nicht gesagt; sie hatte kaum Zeit sich umzudrehen und es mir zu sagen; zum Glück sprang ich selbst noch schnell zu ihr heran. Aber schon an ihrem Gesichte war zu sehen, wie sie es befahl: ob aufs strengste oder nicht. Sie sah mich so an, daß mir beinah das Herz stehen blieb . . ."

Der Fürst richtete noch einige Fragen an Wjera, und obgleich er nichts weiter erfuhr, beunruhigte er sich nun noch mehr. Als er allein geblieben war, legte er sich auf das Sofa und fing wieder an nachzudenken. „Vielleicht ist heute jemand bis neun Uhr bei ihnen, und sie fürchtet wieder, daß ich in Gegenwart der Gäste etwas anrichte," dachte er endlich und begann wieder ungeduldig auf den Abend zu warten und nach der Uhr zu sehen. Aber die Auflösung des Rätsels erfolgte erheblich früher als am Abend, und ebenfalls in Form eines neuen Besuches, und diese Auflösung hatte die Gestalt eines neuen qualvollen Rätsels: genau eine halbe Stunde, nachdem Jepantschins weggegangen waren, trat Ippolit bei ihm ein, dermaßen müde und erschöpft, daß er beim Eintritt, ohne ein Wort zu sagen, wie besinnungslos auf einen Sessel niederfiel und sofort einen entsetzlichen Hustenanfall bekam. Er hustete so, daß er Blut auswarf. Seine Augen funkelten, und rote Flecke brannten auf seinen Backen. Der Fürst murmelte ihm etwas zu; aber er antwortete nicht und winkte noch lange ohne zu antworten nur mit der Hand ab, der Fürst möchte ihn vorläufig in Ruhe lassen. Endlich kam er wieder zu sich.

„Ich werde gleich davongehen!" brachte er endlich unter großen Anstrengungen mit heiserer Stimme heraus.

„Wenn Sie wollen, werde ich Sie nach Hause bringen," sagte der Fürst und erhob sich von seinem Platze; aber er verstummte schnell, da ihm einfiel, daß ihm soeben verboten war, das Haus zu verlassen.

Ippolit lachte.

„Ich meine nicht, daß ich von Ihnen weggehen will," fuhr er, beständig hüstelnd und mit Atemnot kämpfend,

fort. „Ich habe es vielmehr nötig gefunden, zu Ihnen zu kommen, in einer ernsten Angelegenheit . . . sonst hätte ich Sie nicht belästigt. Ich will in das unbekannte Land gehen, und diesmal scheint es ernst zu sein. Ich bin kaput! Glauben Sie mir, ich sage das nicht, um mich bedauern zu lassen . . . ich hatte mich heute gegen zehn Uhr schon hingelegt, um vor dem Jüngsten Tage überhaupt nicht mehr aufzustehen; aber ich habe meine Absicht geändert und bin noch einmal aufgestanden, um zu Ihnen zu kommen . . . also muß es wohl etwas Dringliches sein."

„Es ist mir ein Schmerz, Sie anzusehen; Sie hätten mich doch lieber rufen lassen sollen, statt sich selbst herzubemühen."

„Na, nun lassen Sie es genug sein! Sie haben mich bedauert und somit der gesellschaftlichen Höflichkeit Genüge getan . . . Ja, das hatte ich vergessen: wie steht es mit Ihrer Gesundheit?"

„Ich bin gesund. Ich befand mich gestern . . . nicht ganz . . ."

„Ich habe davon gehört, ich habe davon gehört! Die chinesische Vase hat daran glauben müssen; schade, daß ich nicht dabei war! Ich bin in einer ernsten Angelegenheit gekommen. Erstens hatte ich heute das Vergnügen, Gawrila Ardalionowitsch bei einem Rendezvous mit Aglaja Iwanowna an der grünen Bank zu sehen. Ich bin darüber erstaunt gewesen, was für ein dummes Gesicht ein Mensch machen kann. Ich sagte das zu Aglaja Iwanowna selbst, nachdem Gawrila Ardalionowitsch weggegangen war . . . Es scheint, Sie wundern sich über nichts, Fürst," fügte er hinzu, indem er mißtrauisch das ruhige Gesicht des Fürsten ansah. „Man sagt, sich über

nichts zu wundern sei ein Kennzeichen von großem Verstande; meiner Ansicht nach könnte es in gleichem Maße als ein Kennzeichen großer Dummheit dienen . . . Ich spiele übrigens damit nicht auf Sie an; entschuldigen Sie . . . Ich bin heute in der Wahl meiner Ausdrücke sehr unglücklich."

„Ich habe schon gestern erfahren, daß Gawrila Ardalionowitsch . . ." Der Fürst verstummte, sichtlich verlegen, obwohl Ippolit sich darüber ärgerte, daß er sich nicht wunderte.

„Sie haben es gewußt! Das ist eine Neuigkeit! Übrigens brauchen Sie mir meinetwegen nichts zu erzählen . . . Aber Zeuge des Rendezvous sind Sie heute nicht gewesen?"

„Wenn Sie selbst dort waren, werden Sie ja gesehen haben, daß ich nicht da war."

„Na, Sie konnten ja in einem Busche gesessen haben. Übrigens freue ich mich jedenfalls über den Ausgang, selbstverständlich für Sie; sonst hätte ich schon geglaubt, Gawrila Ardalionowitsch liefe Ihnen den Rang ab!"

„Ich bitte Sie, Ippolit, mit mir darüber nicht zu reden, und nicht in solchen Ausdrücken."

„Das ist um so weniger nötig, da Sie bereits alles wissen."

„Sie irren sich; ich weiß fast nichts, und Aglaja Iwanowna weiß sicherlich, daß ich nichts weiß. Ich habe auch von diesem Rendezvous nicht das geringste gewußt. Sie sagen, es habe ein Rendezvous stattgefunden? Nun gut, verlassen wir dieses Thema . . ."

„Aber was heißt denn das? Bald haben Sie es gewußt, bald haben Sie es nicht gewußt! Sie sagen: ‚Gut,

verlassen wir dieses Thema'? Aber seien Sie doch nicht so vertrauensselig! Besonders wenn Sie nichts wissen. Eben darum sind Sie so vertrauensselig, weil Sie nichts wissen. Aber wissen Sie wohl, was für Pläne diese beiden Menschen, der Bruder und die Schwester, verfolgen? Haben Sie darüber vielleicht einen Argwohn? . . . Gut, gut, ich verlasse dieses Thema . . ." fügte er hinzu, als er bemerkte, daß der Fürst eine ungeduldige Handbewegung machte. „Aber ich bin in einer eigenen Angelegenheit hergekommen und möchte Ihnen in dieser Hinsicht eine Erklärung geben. Hol's der Teufel, man kann absolut nicht sterben ohne ‚Erklärungen'; es ist schrecklich, wieviel Erklärungen ich abgebe. Wollen Sie mich anhören?"

„Reden Sie; ich höre."

„Ich ändere aber doch wieder meine Absicht: ich fange doch mit Ganja an. Können Sie sich das vorstellen, daß auch ich heute angewiesen wurde, nach der grünen Bank zu kommen? Übrigens, ich will nicht lügen: ich selbst habe um ein Rendezvous ersucht, habe dringend darum gebeten; ich versprach, ein Geheimnis zu enthüllen. Ich weiß nicht, ob ich zu früh hinkam (wie es scheint, kam ich tatsächlich früh); aber kaum hatte ich meinen Platz neben Aglaja Iwanowna eingenommen, da sehe ich, daß Gawrila Ardalionowitsch und Warwara Ardalionowna erscheinen, beide Arm in Arm, als ob sie spazieren gingen. Sie mochten wohl beide sehr überrascht sein, mich dort zu finden; das hatten sie nicht erwartet; sie wurden ganz verlegen. Aglaja Iwanowna wurde dunkelrot und, mögen Sie es nun glauben oder nicht, kam sogar aus der Fassung, ob nun deswegen, weil ich da war, oder einfach weil sie Gawrila Ardalionowitsch sah, der ja ein sehr schöner

Mann ist. Jedenfalls wurde sie dunkelrot und brachte die Sache in einem Augenblicke auf eine sehr komische Art zum Abschluß: sie stand auf, erwiderte Gawrila Ardalionowitschs Verbeugung und Warwara Ardalionownas schmeichlerisches Lächeln und sagte kurz: ‚Ich bin nur deshalb hergekommen, um Ihnen meine persönliche Befriedigung über Ihre aufrichtigen freundschaftlichen Gefühle gegen mich auszusprechen, und wenn ich derselben bedürfen sollte, so seien Sie überzeugt . . .‘ Hier machte sie ihnen eine Abschiedsverbeugung, und beide gingen weg, ich weiß nicht, ob mit dem Gefühl, zum Narren gehalten zu sein, oder mit einem Gefühl des Triumphes; Ganja jedenfalls mit dem ersteren; er hatte von der Sache noch nichts begriffen und war rot wie ein Krebs geworden (er hat manchmal einen ganz wunderlichen Gesichtsausdruck!); aber Warwara Ardalionowna hatte wohl verstanden, daß sie sich möglichst schnell davonmachen mußten und von Aglaja Iwanowna nichts mehr zu erwarten hatten, und zog den Bruder mit sich fort. Sie ist klüger als er und triumphiert jetzt; davon bin ich überzeugt. Ich meinerseits war zu dem Gespräche mit Aglaja Iwanowna hingegangen, um mit ihr alles wegen ihrer Zusammenkunft mit Nastasja Filippowna zu verabreden."

„Mit Nastasja Filippowna!" rief der Fürst.

„Aha! Jetzt, scheint es, verlieren Sie Ihre Kaltblütigkeit und fangen an, sich zu wundern? Ich freue mich sehr, daß Sie einem Menschen ähnlich werden wollen. Zum Lohn dafür will ich Ihnen auch etwas Interessantes erzählen. Das hat man davon, wenn man jungen, hochgesinnten Mädchen Dienste erweist: ich habe heute von ihr eine Ohrfeige bekommen!"

„Im ... im übertragenen Sinne?" fragte der Fürst unwillkürlich.

„Ja, nicht im physischen. Ich glaube, gegen einen solchen Menschen, wie ich, kann niemand die Hand aufheben; nicht einmal eine Frau wird jetzt nach mir schlagen; nicht einmal Ganja wird es tun! Wiewohl ich gestern eine Zeitlang dachte, er werde sich auf mich stürzen ... Ich möchte wetten, daß ich weiß, woran Sie jetzt denken. Sie denken: ‚Schlagen darf man ihn allerdings nicht; aber dafür könnte man ihn mit einem Kissen ersticken oder im Schlafe mit einem nassen Lappen ... und das müßte man sogar tun ...' Es steht Ihnen auf dem Gesichte geschrieben, daß Sie das denken, in eben dieser Sekunde."

„Das habe ich nie gedacht!" versetzte der Fürst voll Widerwillen.

„Ich weiß nicht, mir hat heute nacht geträumt, daß mich jemand mit einem nassen Lappen erstickte ... na, ich will Ihnen auch sagen, wer: denken Sie sich — Rogoschin! Was meinen Sie, kann man einen Menschen mit einem nassen Lappen ersticken?"

„Das weiß ich nicht."

„Ich habe gehört, daß das möglich sei. Nun gut, verlassen wir dieses Thema! Na, wieso bin ich eine Klatschschwester? Warum hat sie mich heute eine Klatschschwester gescholten? Wohlgemerkt: erst nachdem sie alles bis auf das letzte Pünktchen angehört und sogar ihrerseits Fragen gestellt hatte ... Aber so sind die Weiber! Ihr zu Gefallen bin ich zu Rogoschin in Beziehung getreten, zu diesem interessanten Menschen; in ihrem Interesse habe ich eine persönliche Zusammenkunft zwischen ihr und Na=

stasja Filippowna arrangiert. Vielleicht trägt sie es mir nach, daß ich ihr Ehrgefühl verletzt habe, indem ich darauf hindeutete, daß sie sich an einem von Nastasja Filippowna abgenagten Knochen vergnüge. Und ich will nicht leugnen, daß ich ihr das in ihrem eigenen Interesse die ganze Zeit über klar zu machen suchte, indem ich ihr zwei Briefe dieses Inhalts schrieb und dann an dritter Stelle dieses Rendezvous mit ihr hatte . . . Ich habe auch bei dem Rendezvous mit ihr das Gespräch mit dem Hinweise begonnen, daß dies für sie erniedrigend sei . . . Und dabei rührt die Wendung vom abgenagten Knochen eigentlich nicht von mir her, sondern von einem andern; wenigstens bedienten sich bei Ganja alle dieses Ausdrucks; und sogar sie selbst hat ihn in den Mund genommen. Na also, warum nennt sie mich da eine Klatschschwester? Ich sehe, ich sehe: es ist Ihnen jetzt bei meinem Anblick sehr lächerlich zumute, und ich möchte darauf wetten, daß Sie auf mich die dummen Verse anwenden:

‚Und auf mein Ende glänzt, obgleich es trübe,
Vielleicht ein holder Abschiedsblick der Liebe.‘

Ha-ha-ha!" Er brach plötzlich in ein krampfhaftes Lachen aus und bekam einen Hustenanfall. „Beachten Sie auch," fuhr er während des Hustens mit heiserer Stimme fort, „was für ein Mensch dieser Ganja ist: er redet vom abgenagten Knochen, und was ist das, woran er sich jetzt delektieren möchte, anderes als ein solcher?"

Der Fürst schwieg lange; er war sehr erschrocken.

„Sie sprachen von einer Zusammenkunft mit Nastasja Filippowna?" murmelte er endlich.

„Ei, ist Ihnen denn das wirklich nicht bekannt, daß heute eine Zusammenkunft Aglaja Iwanownas mit Na-

stasja Filippowna stattfinden wird, zu welchem Zwecke Nastasja Filippowna expreß durch Rogoschin, auf Aglaja Iwanownas Einladung hin und infolge meiner Bemühungen, brieflich aus Petersburg herberufen ist, und daß sie sich jetzt, ebenso wie Rogoschin selbst, gar nicht weit von Ihnen in ihrer früheren Wohnung befindet, bei jener Dame, Darja Alexejewna heißt sie, einer sehr zweideutigen Dame, ihrer Freundin, und daß ebendorthin, in dieses zweideutige Haus, sich heute auch Aglaja Iwanowna zu einem freundschaftlichen Gespräche mit Nastasja Filippowna und zur Lösung verschiedener schwieriger Aufgaben begeben wird? Die beiden wollen sich wohl mit Mathematik beschäftigen. Das haben Sie nicht gewußt? Ehrenwort?"

„Das ist unglaublich!"

„Na, das ist ja schön, wenn es unglaublich ist. Übrigens, woher hätten Sie es auch wissen sollen? Allerdings, wenn hier auch nur eine Fliege vorbeifliegt, so wird das gleich allgemein bekannt; so ein Nest ist Pawlowsk! Aber ich wollte Ihnen doch vorher davon Mitteilung machen, und Sie können mir dankbar sein. Nun, auf Wiedersehen ... wahrscheinlich in jener Welt. Und noch eins: ich habe mich zwar Ihnen gegenüber gemein benommen; aber sagen Sie freundlichst selbst: warum hätte ich meine Chancen verlieren sollen? Etwa zu Ihrem Vorteile? Ich habe ihr ja meine Beichte gewidmet (wußten Sie das nicht?). Und wie hat sie diese Widmung aufgenommen! He-he! Aber ihr gegenüber habe ich mich nicht gemein benommen; ihr gegenüber habe ich mir nichts zuschulden kommen lassen; und doch hat sie mich beschimpft und verhöhnt ... Übrigens habe

ich mich auch Ihnen gegenüber nicht schuldig gemacht; wenn ich auch zu ihr das von dem abgenagten Knochen und noch manches in diesem Genre gesagt habe, so teile ich Ihnen doch zum Entgelt jetzt Tag, Stunde und Ort der Zusammenkunft mit und decke dieses ganze Spiel auf ... selbstverständlich aus Ärger und nicht aus Edelmut. Verzeihen Sie, ich bin redselig wie ein Stotterer oder wie ein Schwindsüchtiger. Seien Sie also auf Ihrer Hut, und ergreifen Sie baldigst die erforderlichen Maßregeln, wenn anders Sie den Namen Mensch verdienen! Die Zusammenkunft findet heute abend statt; das ist sicher."

Ippolit ging zur Tür; aber der Fürst rief ihm nach, und er blieb in der Tür stehen.

„Also Aglaja Iwanowna wird Ihrer Ansicht nach heute selbst zu Nastasja Filippowna gehen?" fragte der Fürst.

Auf seinen Wangen und auf seiner Stirn traten rote Flecke hervor.

„Genau weiß ich es nicht; aber wahrscheinlich wird es so sein," antwortete Ippolit, sich halb umwendend. „Es kann ja übrigens auch nicht anders sein. Nastasja Filippowna kann doch nicht zu ihr kommen? Und bei Ganja ist es auch unmöglich; der hat ja fast einen Toten bei sich in der Wohnung. Wie geht es denn dem General?"

„Schon aus einem Grunde ist es unmöglich!" rief der Fürst. „Wie kann sie denn dort hingehen, selbst wenn sie es wollte? Sie kennen die Sitten in dieser Familie nicht; sie kann nicht allein zu Nastasja Filippowna hingehen. Das ist Unsinn!"

„Sehen Sie mal, Fürst: für gewöhnlich springt niemand aus dem Fenster; aber wenn eine Feuersbrunst aus-

bricht, dann springen am Ende auch der vornehmste Gentleman und die vornehmste Dame aus dem Fenster. Wenn es nötig ist, dann ist eben nichts zu machen, und unser Fräulein geht zu Nastasja Filippowna. Oder verwehrt man es etwa Ihrem Fräulein überhaupt auszugehen?"

„Nein, das nicht . . ."

„Nun, wenn das nicht der Fall ist, dann braucht sie nur die Stufen vor der Haustür hinabzusteigen und geradeswegs hinzugehen, nötigenfalls unter Verzicht auf die Rückkehr nach Hause. Es gibt manchmal Fälle, in denen man die Schiffe hinter sich verbrennt und sich die Rückkehr nach Hause benimmt; das Leben besteht doch nicht allein aus Dejeuners und Diners und Männern wie Fürst Schtsch. Mir scheint, Sie halten Aglaja Iwanowna für ein Modedämchen oder für ein Pensionsfräulein; ich habe darüber schon mit ihr gesprochen, und sie schien meiner Ansicht zu sein. Passen Sie um sieben oder acht Uhr auf . . . Ich würde an Ihrer Stelle jemand dorthin schicken, um Wache zu halten, damit Sie genau den Augenblick abpassen, wo sie aus der Haustür tritt. Schicken Sie doch Kolja hin; Sie können sicher sein, daß er mit Vergnügen Spionsdienste leisten wird, das heißt für Sie . . . denn diese moralischen Dinge haben alle nur einen relativen Wert . . . Ha-ha!"

Ippolit ging hinaus. Der Fürst sah keinen Anlaß dazu, jemand um Spionsdienste zu ersuchen, selbst wenn er dazu fähig gewesen wäre. Aglajas Befehl, er solle zu Hause bleiben, war jetzt beinah aufgeklärt: vielleicht wollte sie ihn abholen. Denkbar war allerdings auch, daß sie nicht wünschte, daß er durch irgendwelchen Zufall

dorthin geriete, und ihm deshalb befohlen hatte, zu Hause zu bleiben ... Auch das war möglich. Der Kopf schwindelte ihm; das ganze Zimmer drehte sich um ihn. Er legte sich auf das Sofa und schloß die Augen.

So oder so, jedenfalls kam die Sache jetzt zur Entscheidung, zum Abschluß. Nein, der Fürst hielt Aglaja nicht für ein Modedämchen oder für ein Pensionsfräulein; er fühlte jetzt, daß er schon längst gerade etwas Derartiges gefürchtet hatte; aber zu welchem Zwecke wollte sie mit Nastasja Filippowna zusammenkommen? Ein kalter Schauder lief ihm über den ganzen Leib; er fieberte wieder.

Nein, er hielt sie nicht für ein Kind! Manche ihrer Blicke, manche ihrer Worte hatten ihn in der letzten Zeit erschreckt. Manchmal war es ihm so vorgekommen, als ob sie sich zu sehr Zwang antat, sich zu sehr zurückhielt, und er erinnerte sich, daß ihn das geängstigt hatte. Allerdings hatte er sich alle diese Tage her bemüht, nicht daran zu denken, hatte die bedrückenden Gedanken verscheucht; aber was lag in dieser Seele verborgen? Diese Frage hatte ihn schon lange gequält, obgleich er an diese Seele glaubte. Und nun sollte dies alles heute zur Entscheidung gelangen und aufgedeckt werden! Ein entsetzlicher Gedanke! Und dann auf der andern Seite „dieses Weib"! Warum hatte er nur immer die Vorstellung gehabt, daß dieses Weib gerade im letzten Augenblicke erscheinen und sein ganzes Schicksal wie einen mürben Faden zerreißen werde? Daß er immer diese Vorstellung gehabt habe, das hätte er jetzt beschwören mögen, obgleich seine Gedanken fast so wirr waren wie im Fieber. Wenn er

sich in der letzten Zeit bemüht hatte, „sie" zu vergessen, so hatte er das einzig und allein getan, weil er sie fürchtete. Wie stand es: liebte er dieses Weib, oder haßte er es? Diese Frage legte er sich heute kein einziges Mal vor; in dieser Hinsicht war sein Herz rein: er wußte, wen er liebte ... Er fürchtete nicht sowohl die Zusammenkunft der beiden, nicht die Seltsamkeit und den ihm unbekannten Grund dieser Zusammenkunft, nicht die Entscheidung, wie auch immer sie fallen mochte: er fürchtete Nastasja Filippowna selbst. Er erinnerte sich sogar später, nach einigen Tagen, daß ihm in diesen fieberhaften Stunden fast die ganze Zeit über ihre Augen und ihr Blick vor der Seele gestanden hatten, daß er ihre Worte, seltsame Worte, zu hören geglaubt hatte, obgleich nach diesen fieberhaften, kummervollen Stunden ihm nachher nur sehr wenig Erinnerung zurückgeblieben war. Er erinnerte sich zum Beispiel kaum daran, daß Wjera ihm das Mittagessen gebracht und er gegessen hatte; aber er erinnerte sich nicht, ob er nach dem Essen geschlafen hatte oder nicht. Er wußte nur, daß er an diesem Abend alles erst von dem Augenblicke an völlig klar zu unterscheiden angefangen hatte, als Aglaja auf einmal zu ihm auf die Veranda gekommen und er vom Sofa aufgesprungen und in die Mitte des Raumes getreten war, um sie zu begrüßen: es war ein Viertel auf acht. Aglaja war ganz allein; sie trug einfache Kleidung, die sie anscheinend in Hast angelegt hatte, darüber einen leichten Burnus. Ihr Gesicht war blaß wie vorhin; aber ihre Augen funkelten in einem hellen, trockenen Glanze; einen solchen Ausdruck der Augen hatte er bisher nie an ihr kennen gelernt. Sie blickte ihn aufmerksam an.

„Sie sind ganz fertig," bemerkte sie leise und anscheinend ruhig; „angezogen und mit dem Hute in der Hand; also hat Sie jemand benachrichtigt, und ich weiß auch, wer: Ippolit?"

„Ja, er hat es mir gesagt . . ." murmelte der Fürst, beinah halbtot vor Aufregung.

„Nun, dann kommen Sie; Sie wissen, daß Sie mich unbedingt begleiten müssen. Ich meine, Sie sind doch wohl soweit bei Kräften, daß Sie ausgehen können?"

„Ja, das bin ich; aber . . . ist es denn möglich?"

Er stockte sofort wieder und vermochte kein Wort mehr herauszubringen. Dies war sein einziger Versuch, die Wahnsinnige zurückzuhalten; dann folgte er selbst ihr wie ein Sklave. Wie unklar auch seine Gedanken waren, so begriff er doch, daß sie auch ohne ihn dorthin gehen würde und er ihr daher unter allen Umständen folgen müsse. Er ahnte, wie stark ihre Entschlossenheit war; er war außerstande, diesen wilden Drang zu hemmen. Sie gingen schweigsam und redeten auf dem ganzen Wege kaum ein Wort. Es fiel ihm nur auf, daß sie den Weg genau kannte; und als er einen Umweg einschlagen wollte, weil da nicht so viele Menschen gingen, und ihr dies vorschlug, hörte sie, sich anscheinend zur Aufmerksamkeit zwingend, zu und antwortete kurz: „Es ist ja ganz gleich!" Als sie schon ganz nahe bei Darja Alexejewnas Hause waren, einem großen, alten Holzhause, kam eine luxuriös gekleidete Dame in Begleitung eines jungen Mädchens aus der Haustür; beide stiegen in eine dort wartende elegante Equipage; sie lachten und redeten laut und warfen den beiden Herankommenden keinen Blick zu, wie wenn sie sie gar nicht bemerkten. Kaum war die Equi-

page weggefahren, als die Haustür sich sofort zum zweiten Male öffnete und Rogoschin, der schon gewartet hatte, den Fürsten und Aglaja hereinließ und hinter ihnen die Tür zuriegelte.

„Im ganzen Hause ist jetzt niemand außer uns vieren," bemerkte er laut und sah den Fürsten seltsam an.

Im ersten Zimmer erwartete sie Nastasja Filippowna, gleichfalls sehr einfach und ganz in Schwarz gekleidet; sie stand auf und kam ihnen einige Schritte entgegen; aber sie lächelte nicht und reichte dem Fürsten nicht einmal die Hand.

Ungeduldig hielt sie ihren unruhigen Blick auf Aglaja gerichtet. Beide setzten sich hin, in einiger Entfernung voneinander, Aglaja in einer Ecke des Zimmers auf das Sofa, Nastasja Filippowna am Fenster. Der Fürst und Rogoschin setzten sich nicht und wurden auch gar nicht aufgefordert sich zu setzen. Der Fürst blickte wieder erstaunt und, wie es schien, mit tiefem Schmerze Rogoschin an; aber dieser lächelte immer noch ganz in seiner alten Art. Das Schweigen dauerte noch einige Augenblicke.

Dann trat endlich ein unheilverkündender Ausdruck auf Nastasja Filippownas Gesicht hervor; ihr Blick wurde starr, fest und haßerfüllt; sie wandte ihn nicht einen Augenblick von ihrer Besucherin ab. Aglaja war offenbar verwirrt, aber nicht etwa schüchtern. Beim Eintritt hatte sie ihrer Nebenbuhlerin kaum einen Blick zugeworfen und dann die ganze Zeit mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, wie wenn sie in Gedanken versunken wäre. Ein paarmal ließ sie wie von ungefähr ihren Blick durch das Zimmer gleiten; auf ihrem Gesichte malte sich deutlich der Widerwille, den sie empfand, als ob sie sich hier zu be-

schmutzen fürchtete. Mechanisch brachte sie ihren Anzug in Ordnung und änderte sogar einmal unruhig ihren Platz, indem sie in die Sofaecke rückte. Sie war sich kaum selbst aller ihrer Bewegungen bewußt; aber gerade durch diese Unbewußtheit wurde das Beleidigende, das in ihnen lag, noch gesteigert. Endlich blickte sie ihrer Gegnerin fest und gerade in die Augen und las sogleich klar alles, was in deren nichts Gutes verheißendem Blicke funkelte. Das Weib hatte das Weib verstanden; Aglaja fuhr zusammen.

„Sie wissen gewiß, warum ich Sie zu einer Zusammenkunft eingeladen habe," sagte sie endlich, aber sehr leise; ja, sie stockte sogar ein paarmal in diesem kurzen Satze.

„Nein, ich weiß nichts," antwortete Nastasja Filippowna trocken und kurz.

Aglaja errötete. Vielleicht kam es ihr auf einmal sehr seltsam und wunderlich vor, daß sie jetzt bei dieser Frau, im Hause „dieses Weibes", saß und auf deren Antwort wartete. Beim ersten Tone von Nastasja Filippownas Stimme ging es wie ein Zittern durch ihren Körper. Das alles bemerkte „dieses Weib" natürlich sehr genau.

„Sie verstehen alles . . . aber Sie stellen sich absichtlich, als verständen Sie es nicht," sagte Aglaja so leise, daß es beinahe nur ein Flüstern war, und blickte mit finsterer Miene auf den Boden.

„Was könnte ich für Grund haben, das zu tun?" erwiderte Nastasja Filippowna leise lächelnd.

„Sie wollen aus meiner Lage Vorteil ziehen . . . daß ich in Ihrem Hause bin," fuhr Aglaja mit komischer Ungeschicklichkeit fort.

„An dieser Lage sind Sie schuld und nicht ich!" fuhr Nastasja Filippowna auf einmal auf. „Nicht ich habe

Sie eingeladen, sondern Sie mich, und ich weiß bis auf diesen Augenblick noch nicht, warum."

Aglaja hob den Kopf hochmütig in die Höhe.

„Halten Sie Ihre Zunge im Zaum; ich bin nicht hergekommen, um mit dieser Ihrer Waffe mit Ihnen zu kämpfen ..."

„Ah! Also sind Sie doch hergekommen, um zu kämpfen? Denken Sie sich, ich hatte geglaubt, Sie seien ... geistreicher ..."

Beide blickten einander schon mit unverhohlenem Zorne an. Die eine dieser Frauen war ebendieselbe, die noch kurz vorher solche Briefe an die andere geschrieben hatte. Und das alles war bei der ersten Begegnung und bei den ersten Worten wie vom Winde weggeblasen. Ja, es schien, daß niemand von all den vier Menschen, die sich in diesem Augenblicke im Zimmer befanden, dies seltsam fand. Der Fürst, der noch gestern es nicht für möglich gehalten hätte, so etwas auch nur zu träumen, stand jetzt da, sah und hörte, wie wenn er das alles schon längst vorhergesehen hätte. Der phantastischste Traum hatte sich auf einmal in grelle, aufdringliche Wirklichkeit verwandelt. Die eine dieser Frauen empfand in diesem Augenblicke gegen die andere bereits eine solche Verachtung und wünschte so lebhaft, ihr das zu zeigen (vielleicht war sie auch nur zu diesem Zwecke gekommen, wie Rogoschin am andern Tage äußerte), daß, mochte auch diese andere mit ihrem zerrütteten Geiste und ihrem kranken Herzen noch so sehr zur Phantasterei neigen, doch keine vorher gebildete Meinung sich gegenüber der giftigen, echt weiblichen Verachtung von seiten ihrer Rivalin behaupten zu können schien. Der Fürst war davon überzeugt, daß Nastasja Filippowna nicht selbst

anfangen werde von den Briefen zu reden; aus ihren funkelnden Blicken konnte er entnehmen, wie sehr sie es jetzt bereuen mochte, diese Briefe geschrieben zu haben; aber er hätte die Hälfte seines Lebens dafür hingegeben, daß Aglaja jetzt nicht von ihnen zu sprechen begönne.

Aber Aglaja schien sich plötzlich zusammenzunehmen und sich mit einem Male wieder in ihre Gewalt zu bekommen.

„Sie haben mich mißverstanden," sagte sie; „ich bin nicht hergekommen, um mit Ihnen zu streiten, obgleich ich Sie nicht liebe. Ich ... ich bin zu Ihnen gekommen, um mich mit Ihnen ruhig und verständig auseinanderzusetzen. Als ich Sie hierher rief, hatte ich schon meinen Entschluß gefaßt, worüber ich mit Ihnen reden wollte, und werde von meinem Entschlusse nicht abgehen, auch wenn Sie mich gar nicht verstehen sollten. Das würde Ihr Schade sein, nicht der meinige. Ich wollte Ihnen auf das antworten, was Sie mir geschrieben haben, und zwar persönlich, weil mir das zweckmäßiger schien. Hören Sie also meine Antwort auf alle Ihre Briefe! Mir hat der Fürst Ljow Nikolajewitsch leid getan, zum erstenmal gleich an dem Tage, an dem ich ihn kennen lernte, und dann, als ich alles erfuhr, was auf Ihrer Abendgesellschaft vorgegangen war. Er hat mir deswegen leid getan, weil er ein so gutherziger Mensch ist und in seiner Naivität glaubte, er könne mit einer Frau ... die einen solchen Charakter hat ... glücklich sein. Was ich für ihn befürchtet hatte, das traf dann auch ein: Sie konnten ihn nicht lieben; Sie quälten ihn und verließen ihn dann. Sie konnten ihn deswegen nicht lieben, weil Sie zu stolz sind ... nein, nicht stolz, ich habe einen falschen Ausdruck gebraucht, sondern weil Sie eitel sind ... auch das ist nicht das Richtige:

Sie sind selbstsüchtig bis ... bis zum Wahnsinn, und zum Beweise dafür dienen auch Ihre Briefe an mich. Sie konnten ihn, einen so schlichten Menschen, nicht lieben und haben ihn vielleicht sogar im stillen verachtet und sich über ihn lustig gemacht; Sie konnten weiter nichts lieben als Ihre Schande und den steten Gedanken daran, daß Sie entehrt und beleidigt seien. Wäre Ihre Schande geringer oder wäre sie gar nicht vorhanden, so würden Sie unglücklicher sein ..." (Es war für Aglaja ein Genuß, diese Worte zu sprechen, die ihr jetzt eilig aus dem Munde stürzten, die sie aber schon längst überdacht und sich zurechtgelegt hatte, schon damals, als sie an die jetzige Zusammenkunft noch nicht einmal im Traume gedacht hatte; mit bösem Blicke beobachtete sie auf Nastasja Filippownas schmerzverzerrtem Gesichte die Wirkung dieser Worte.) „Sie erinnern sich," fuhr sie fort, „er schrieb mir damals einen Brief; er sagt, Sie hätten von diesem Briefe gewußt und ihn sogar gelesen. Durch diesen Brief habe ich alles verstanden, mit Sicherheit verstanden; und der Fürst selbst hat es mir neulich bestätigt, das heißt alles, was ich Ihnen jetzt sage, sogar Wort für Wort. Nach Empfang des Briefes begann ich zu warten. Ich sagte mir richtig, daß Sie hierher kommen müßten, weil Sie ohne Petersburg nicht existieren können: Sie sind noch zu jung und zu schön, um sich in der Provinz zu vergraben ... Übrigens sind auch das nicht meine Worte," fügte sie, stark errötend, hinzu, und von diesem Augenblicke an wich die Röte bis zum Schlusse ihrer Rede nicht mehr von ihrem Gesichte. „Als ich den Fürsten wiedersah, ging mir sein Schicksal tief zu Herzen. Lachen Sie nicht; wenn Sie darüber lachen, sind Sie nicht wert, es anzuhören ..."

„Sie sehen, daß ich nicht lache,“ versetzte Nastasja Filippowna traurig und finster.

„Übrigens ist es mir ganz gleich; lachen Sie, soviel Sie wollen! Als ich selbst eine Frage über Sie an ihn richtete, sagte er mir, er liebe Sie schon längst nicht mehr; schon die bloße Erinnerung an Sie sei ihm eine Qual; aber Sie täten ihm leid, und so oft er an Sie denke, sei es ihm, als habe er einen Stich ins Herz bekommen, der lebenslänglich blute. Ich muß Ihnen noch sagen, daß ich noch nie in meinem Leben einem Menschen begegnet bin, der ihm an edler Schlichtheit und grenzenlosem Vertrauen gleichkäme. Aus allem, was er sagte, konnte ich entnehmen, daß ihn jeder, der es wollte, betrügen könne, und daß er jedem, der ihn betrogen, nachher verzeihen werde, und das war der Grund, weshalb ich ihn liebgewann . . .“

Aglaja hielt einen Augenblick inne; sie schien erschrocken zu sein und ihren eigenen Ohren nicht zu glauben, daß sie ein solches Wort habe aussprechen können; aber zu gleicher Zeit funkelte ein grenzenloser Stolz in ihrem Blicke auf; es machte den Eindruck, als sei ihr jetzt alles gleich; mochte selbst „dieses Weib“ über das ihr soeben entschlüpfte Bekenntnis lachen.

„Ich habe Ihnen alles gesagt, und jetzt haben Sie gewiß verstanden, was ich von Ihnen will?“

„Vielleicht habe ich es verstanden; aber sprechen Sie es selbst aus!“ antwortete Nastasja Filippowna leise.

Der helle Zorn flammte in Aglajas Gesicht auf.

„Ich wollte von Ihnen erfahren,“ sagte sie fest und deutlich, „mit welchem Rechte Sie sich in seine Gefühle gegen mich einmischen. Mit welchem Rechte haben Sie es gewagt, an mich Briefe zu schreiben? Mit welchem

Rechte erklären Sie alle Augenblicke ihm und mir, daß Sie ihn lieben, und das, nachdem Sie ihn selbst verlassen haben und von ihm in so beleidigender und . . . schmachvoller Weise weggelaufen sind?"

„Ich habe weder ihm noch Ihnen erklärt, daß ich ihn liebe," sagte Nastasja Filippowna mit sichtlicher Anstrengung. „Und . . . Sie haben recht darin, daß ich von ihm weggelaufen bin . . ." fügte sie kaum hörbar hinzu.

„Wie können Sie sagen, Sie hätten es weder ihm noch mir erklärt?" rief Aglaja. „Und Ihre Briefe? Wer hat Sie gebeten, bei uns die Rolle der Heiratsvermittlerin zu übernehmen und mir zuzureden, daß ich ihn nehmen möchte? Ist das nicht eine deutliche Erklärung Ihrer eigenen Empfindungen? Warum drängen Sie sich uns auf? Ich dachte zuerst schon, Sie wollten im Gegenteil dadurch, daß Sie sich in unsere Angelegenheiten einmischten, bei mir eine Abneigung gegen ihn erwecken, damit ich ihn fahren ließe; und erst nachher habe ich verstanden, was dahinter steckte: Sie bildeten sich einfach ein, daß Sie mit all diesen Narrenspossen eine große Heldentat vollführten . . . Aber konnten Sie ihn denn überhaupt lieben, wenn Sie in Ihre eigene Eitelkeit so sehr verliebt sind? Warum sind Sie nicht einfach von hier fortgereist, statt mir lächerliche Briefe zu schreiben? Warum heiraten Sie jetzt nicht den edlen Mann, der Sie so liebt und Ihnen die Ehre erwiesen hat, Ihnen seine Hand anzubieten? Der Grund ist nur zu klar: wenn Sie Rogoschin heiraten, wo bleibt dann die Ihnen angetane Schmach? Man erweist Ihnen sogar zu viel Ehre! Jewgeni Pawlowitsch hat von Ihnen gesagt, Sie hätten zu viel Gedichte gelesen und seien zu gebildet für Ihre . . . Stellung; Sie seien

ein gelehrtes Frauenzimmer und eine Müßiggängerin; nehmen Sie noch Ihre Eitelkeit hinzu, da haben Sie all Ihre Motive . . ."

„Und Sie sind keine Müßiggängerin?"

Gar zu rasch und gar zu offen war das Gespräch zu dieser unerwarteten Tonart gelangt, unerwartet insofern, als Nastasja Filippowna noch auf der Fahrt nach Pawlowsk von einem glücklichen Ausgange geträumt hatte, wiewohl sie natürlich eher Schlechtes als Gutes vermutete. Aglaja aber hatte sich in einem Augenblicke von ihrem Affekte völlig hinreißen lassen, wie wenn sie von einem steilen Berge hinabführe, und konnte der süßen Lockung, sich zu rächen, nicht widerstehen. Für Nastasja Filippowna war es eine seltsame Überraschung, Aglaja in einem solchen Zustande zu sehen; sie betrachtete sie, als wenn sie ihren Augen nicht traute, und wußte sich im ersten Augenblicke schlechterdings nicht zurechtzufinden. Mochte ihr nun, wie Jewgeni Pawlowitsch meinte, die Lektüre von Gedichten den Kopf ein bißchen verdreht haben, oder mochte sie, wovon der Fürst überzeugt war, einfach eine Irrsinnige sein: jedenfalls war diese Frau, obwohl sie manchmal so zynische, dreiste Manieren herauskehrte, in Wirklichkeit weit schamhafter, zartfühlender und vertrauensvoller, als man es von ihr hätte denken sollen. Allerdings waren Bücherwissen, ein Hang zur Träumerei, eine große Verschlossenheit und eine zügellose Phantasie hervorstechende Eigenschaften an ihr; aber dafür besaß sie auch eine bedeutende seelische Kraft und Tiefe . . . Der Fürst hatte dafür Verständnis; sein Leid prägte sich auf seinem Gesichte aus. Aglaja bemerkte dies und zitterte vor Haß.

„Wie können Sie sich erdreisten, so zu mir zu reden?“ rief sie, in Erwiderung auf Nastasja Filippownas Bemerkung, in unbeschreiblich hochmütigem Tone.

„Sie haben sich gewiß verhört,“ versetzte Nastasja Filippowna erstaunt. „Wie soll ich denn zu Ihnen geredet haben?“

„Wenn Sie eine ehrliche Frau sein wollten, warum haben Sie sich dann von Ihrem Verführer Tozki nicht einfach losgesagt . . . ohne alles Komödienspielen?“ sagte Aglaja auf einmal ohne äußeren Anlaß.

„Was wissen Sie von meiner Lage, daß Sie über mich zu Gericht zu sitzen wagen?“ rief Nastasja Filippowna zusammenfahrend; sie war erschreckend blaß geworden.

„Ich weiß soviel davon, daß Sie nicht arbeiten gegangen, sondern mit dem reichen Rogoschin davongefahren sind, um den gefallenen Engel zu spielen. Ich wundere mich nicht, daß Tozki sich um des gefallenen Engels willen erschießen wollte!“

„Hören Sie auf damit!“ erwiderte Nastasja Filippowna voll schmerzlichen Ekels. „Sie haben für mich ebensoviel Verständnis wie . . . Darja Alexejewnas Stubenmädchen, das neulich mit seinem Bräutigam vor dem Friedensrichter prozessierte. Und die hätte noch eher Verständnis gehabt . . .“

„Wahrscheinlich ist sie ein ehrbares Mädchen, das von seiner Arbeit lebt. Warum reden Sie von einem Stubenmädchen mit solcher Geringschätzung?“

„Meine Geringschätzung gilt nicht der Arbeit, sondern Ihnen, wenn Sie von der Arbeit reden.“

„Wenn Sie hätten ehrbar leben wollen, dann wären Sie Wäscherin geworden.“

Beide standen auf und blickten einander mit bleichen Gesichtern an.

„Aglaja, halten Sie ein! Sie sind ungerecht!“ rief der Fürst fassungslos.

Rogoschin lächelte nicht mehr, sondern hörte mit zusammengepreßten Lippen und verschränkten Armen zu.

„Da, seht sie an!“ sagte Nastasja Filippowna, zitternd vor zorniger Erregung. „Seht dieses Fräulein an! Und ich hatte sie für einen Engel gehalten! Sind Sie denn ohne Gouvernante zu mir gekommen, Aglaja Iwanowna? ... Aber wenn Sie wollen ... wenn Sie wollen, so werde ich Ihnen sofort geradeheraus ungeschminkt sagen, warum Sie zu mir gekommen sind. Sie haben Angst gehabt; darum sind Sie gekommen!“

„Angst vor Ihnen?“ fragte Aglaja, ganz außer sich vor verständnislosem, empörtem Erstaunen darüber, daß die andere so mit ihr zu reden wagte.

„Allerdings, vor mir! Wenn Sie sich entschlossen, zu mir zu kommen, so geschah das aus Furcht. Und wen man fürchtet, den schätzt man nicht gering. Nein, wenn ich jetzt daran denke, daß ich Sie hochgeschätzt habe, sogar noch bis zu diesem Augenblicke! Und wollen Sie wissen, warum Sie vor mir Angst haben, und welches jetzt Ihre Hauptabsicht ist? Sie wollten selbst persönlich feststellen, wen von uns beiden er mehr liebt, mich oder Sie; denn Sie sind schrecklich eifersüchtig ...“

„Er hat mir bereits gesagt, daß er Sie haßt ...“ flüsterte Aglaja kaum vernehmbar.

„Vielleicht; ich bin seiner vielleicht nicht wert; aber ... aber ich glaube, Sie haben gelogen! Er kann mich nicht hassen, und er hat das nicht sagen können! Ich

bin übrigens bereit, Ihnen in Anbetracht Ihrer Lage zu verzeihen ... aber ich habe doch eine bessere Meinung von Ihnen gehabt; ich glaubte, Sie seien klüger ... und auch schöner, wahrhaftig! ... Nun, dann nehmen Sie Ihren Schatz hin ... da ist er, er blickt nach Ihnen hin und kann sich gar nicht fassen; nehmen Sie ihn für sich, aber unter einer Bedingung: gehen Sie augenblicklich weg! Augenblicklich!"

Sie sank auf einen Sessel und brach in Tränen aus. Aber auf einmal leuchtete ein neuer Gedanke in ihren Augen auf; sie blickte Aglaja fest und unverwandt an und stand von ihrem Sitze auf.

„Aber wenn Sie wollen, so werde ich ihm jetzt gleich be=feh=len, hören Sie wohl? ich werde ihm be=feh=len, und er wird sich sofort von Ihnen lossagen und für immer bei mir bleiben und mich heiraten, und Sie werden allein wieder nach Hause laufen. Wollen Sie, wollen Sie?" rief sie wie eine Wahnsinnige, vielleicht auch ohne selbst daran zu glauben, daß sie solche Worte sprechen konnte.

Aglaja stürzte erschrocken zur Tür hin; aber in der Tür blieb sie wie angenagelt stehen und hörte weiter zu.

„Wenn Sie wollen, werde ich Rogoschin fortjagen. Sie hatten wohl gedacht, ich würde mich Ihnen zuliebe schon mit Rogoschin trauen lassen? Gleich diesen Augenblick werde ich in Ihrer Gegenwart rufen: ‚Mach, daß du wegkommst, Rogoschin!' und zum Fürsten werde ich sagen: ‚Denkst du noch an das, was du mir versprochen hast?' O Gott, warum habe ich mich nur so vor ihnen allen erniedrigt? Und du, Fürst, hast du mir nicht beteuert, du würdest an meiner Seite bleiben, was auch

immer mit mir geschehen möge, und mich niemals verlassen, und du hättest mich lieb und verziehest mir alles und . . . und achtetest mich? Ja, auch das hast du gesagt! Und ich bin damals von dir weggelaufen, nur um dir deine Freiheit wiederzugeben; aber jetzt will ich nicht mehr! Warum hat sie mich auch wie eine Dirne behandelt? Frage Rogoschin, ob ich eine Dirne bin; der wird es dir sagen! Was wirst du jetzt tun, wo sie mich beschimpft hat, und noch dazu in deiner Gegenwart? Wirst auch du dich von mir abwenden, ihr deinen Arm bieten und sie mit dir fortnehmen? Dann mögest du verflucht sein; denn du bist der einzige Mensch gewesen, an den ich geglaubt habe. Geh weg, Rogoschin, dich kann ich nicht brauchen!" schrie sie fast besinnungslos; sie holte die Worte mit Anstrengung aus der Brust hervor; ihr Gesicht war verzerrt, ihre Lippen trocken. Offenbar glaubte sie selbst nicht im geringsten an einen Erfolg ihrer prahlerischen Rede, wünschte aber doch, diese Situation noch um einen Augenblick zu verlängern und sich selbst zu täuschen. Ihre Erregung war so stark, daß sie vielleicht den Tod zur Folge haben konnte; wenigstens glaubte das der Fürst. „Da steht er! Sehen Sie hin!" rief sie endlich Aglaja zu und wies mit der Hand auf den Fürsten. „Wenn er nicht sofort zu mir herantritt und mich nimmt und Sie verläßt, dann mögen Sie ihn für sich behalten; ich trete ihn Ihnen ab; ich kann ihn nicht brauchen . . ."

Sie sowohl wie Aglaja standen nun schweigend da, wie wenn sie auf etwas warteten, und blickten beide wie geistesgestört nach dem Fürsten hin. Aber der verstand die ganze Bedeutung dieser Herausforderung vielleicht nicht; ja man kann sogar sagen: er verstand sie gewiß

nicht. Er sah nur das verzweifelte, irrsinnige Gesicht vor sich, das, wie er sich einmal Aglaja gegenüber ausgedrückt hatte, bei ihm immer die Empfindung hervorrief, als ob ihm das Herz von einem tiefen Stich blute. Er konnte diesen Anblick nicht länger ertragen, wandte sich an Aglaja und sagte, auf Nastasja Filippowna weisend, im Tone vorwurfsvoller Bitte:

„Wie ist es nur möglich! Sie ist ja doch so unglücklich!“

Aber kaum hatte er das gesagt , als er unter Aglajas furchtbarem Blicke verstummte. In diesem Blicke lag so viel Schmerz und gleichzeitig ein so grenzenloser Haß, daß er die Hände zusammenschlug, aufschrie und zu ihr hinstürzte; aber es war bereits zu spät. Sie hatte auch den kurzen Augenblick seines Schwankens nicht ertragen können, schlug die Hände vor das Gesicht, rief: „Ach, mein Gott!“ und stürzte aus dem Zimmer. Rogoschin eilte ihr nach, um ihr die Haustür aufzuriegeln.

Auch der Fürst lief ihr nach; aber als er zur Schwelle gelangt war, umfingen ihn zwei Arme. Nastasja Filippownas gramvolles, entstelltes Gesicht blickte ihn starr an; die bläulichen Lippen bewegten sich und fragten:

„Willst du ihr nach? Willst du ihr nach?“

Sie fiel ihm bewußtlos in die Arme. Er hob sie auf, trug sie ins Zimmer, legte sie auf einen Lehnsessel und stand über sie gebeugt in stumpfer Erwartung da. Auf einem Tischchen stand ein Glas mit Wasser; der zurückkehrende Rogoschin ergriff es und spritzte ihr Wasser ins Gesicht; sie schlug die Augen auf und war eine Weile noch völlig verständnislos; aber auf einmal blickte sie

um sich, zuckte zusammen, schrie auf und stürzte zum Fürsten hin.

„Mein! Mein!" rief sie. „Ist das stolze Fräulein weg? Ha-ha-ha!" lachte sie krampfhaft. „Ha-ha-ha! Ich hatte ihn diesem Fräulein abtreten wollen! Aber warum? Wozu? Ich Wahnsinnige! . . . Geh weg, Rogoschin! Ha-ha-ha!"

Rogoschin blickte die beiden starr an, ohne ein Wort zu sagen; dann nahm er seinen Hut und ging hinaus. Zehn Minuten darauf saß der Fürst neben Nastasja Filippowna, blickte sie unverwandt an und streichelte ihr mit beiden Händen Kopf und Gesicht wie einem kleinen Kinde. Er lachte in Erwiderung auf ihr Lachen und war bereit, in Erwiderung auf ihre Tränen zu weinen. Er sprach nicht, sondern hörte geduldig ihr leidenschaftliches, glückseliges, unzusammenhängendes Gestammel an, verstand kaum etwas davon, lächelte aber leise, und sobald es ihm schien, als wolle sie wieder anfangen, sich zu grämen oder zu weinen, Vorwürfe zu erheben oder sich zu beklagen, begann er sogleich wieder, ihr den Kopf zu streicheln und zärtlich die Hände über ihre Wangen zu führen, indem er ihr wie einem Kinde tröstend zuredete.

IX

Nach dem Ereignisse, das wir im letzten Kapitel erzählt haben, waren zwei Wochen vergangen, und die Situation der handelnden Personen unserer Erzählung hatte sich dermaßen verändert, daß es uns außerordentlich schwer wird, ohne besondere Erläuterungen an die Fortsetzung zu gehen. Und doch fühlen wir, daß wir uns auf eine einfache Darlegung der Tatsachen beschränken müssen,

unter möglichster Vermeidung besonderer Erläuterungen, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: weil wir selbst in vielen Fällen in Verlegenheit sind, wie wir die Vorgänge erklären sollen. Ein solches Bekenntnis unsererseits muß dem Leser notwendigerweise sonderbar und unverständlich erscheinen; denn wie kann man etwas erzählen, wenn man selbst keine klare Vorstellung davon und keine persönliche Meinung darüber hat? Um uns nicht in eine noch schiefere Lage zu bringen, wollen wir lieber versuchen, das Gesagte an einem Beispiele klarzumachen; vielleicht wird dann der wohlgeneigte Leser verstehen, worin für uns eigentlich die Schwierigkeit liegt; und dieses Verfahren empfiehlt sich um so mehr, da dieses Beispiel keine Abschweifung, sondern im Gegenteil die unmittelbare, gerade Fortsetzung der Erzählung sein wird.

Zwei Wochen waren vergangen, das heißt, der Juli hatte bereits angefangen; und während dieser beiden Wochen war die Geschichte unseres Helden und besonders das letzte Ereignis dieser Geschichte allmählich in allen Straßen, die in der Nachbarschaft der Landhäuser Lebedews, Ptizyns, Darja Alexejewnas und der Familie Jepantschin lagen, kurz gesagt fast im ganzen Orte und sogar in dessen Umgegend bekannt geworden und hatte dabei eine seltsame, sehr erheiternde, beinah unglaubliche und gleichzeitig beinah zum Greifen anschauliche Fassung erhalten. Fast die ganze Gesellschaft, Einheimische, Sommerfrischler, Residenzler, die zu den Konzerten herauskamen, alle erzählten ein und dieselbe Geschichte, aber mit tausend Variationen: ein Fürst habe in einer ehrenwerten, bekannten Familie einen Skandal herbeigeführt, sich von einer Tochter dieser Familie, die schon seine Braut

gewesen sei, losgesagt, sich von einer bekannten Dame der Halbwelt betören lassen, alle seine früheren Beziehungen abgebrochen und beabsichtige nun, ohne sich um etwas zu kümmern, trotz aller Drohungen und trotz der allgemeinen Entrüstung des Publikums, sich nächster Tage mit dem ehrlosen Frauenzimmer hier in Pawlowsk in aller Öffentlichkeit, erhobenen Hauptes und allen gerade ins Gesicht blickend trauen zu lassen. Dieses Geschichtchen wurde durch skandalöse Züge dermaßen ausgeschmückt, und es wurden so viele bekannte, bedeutende Persönlichkeiten hineingemischt und so viele mannigfache phantastische und rätselhafte Details hinzugetan, und es stützte sich andrerseits auf so unwiderlegliche, feststehende Tatsachen, daß die allgemeine Neugier und die entstehenden Klatschereien gewiß sehr entschuldbar waren. Die feinste, schlauste und gleichzeitig am wahrscheinlichsten klingende Interpretation wurde diesem Geschichtchen durch einige Klatschschwestern männlichen Geschlechts zuteil; diese „ernsten, verständigen" Leute, die eine besondere Klasse bilden, haben immer, in jeder Gesellschaft, nichts Eiligeres zu tun, als den andern dieses und jenes Ereignis zu kommentieren, und sie finden darin ihren Beruf und häufig auch ihr Vergnügen. Sie stellten die Sache folgendermaßen dar. Ein junger Mensch aus guter Familie, ein Fürst, beinah reich zu nennen, ein Dummkopf, aber ein Demokrat und in den modernen Nihilismus, wie ihn Herr Turgenjew geschildert habe, vernarrt, kaum des Russischen mächtig, habe sich in eine Tochter des Generals Jepantschin verliebt und in der Familie als Bräutigam Aufnahme gefunden. Aber dann habe er es ähnlich gemacht wie jener französische Seminarist, von dem soeben

ein Geschichtchen durch die Zeitungen gegangen sei, der sich absichtlich habe zum Geistlichen weihen lassen, nachdem er selbst um diese Weihen gebeten und alle Zeremonien, alle Kniebeugungen, Küsse, Gelöbnisse und so weiter ausgeführt habe, um gleich am folgenden Tage seinem Bischofe öffentlich in einem Briefe zu erklären, daß er, da er nicht an Gott glaube, es für ehrlos halte, das Volk zu täuschen und sich von ihm ohne Gegenleistung ernähren zu lassen, und daher die am vorhergehenden Tage ihm verliehene Würde wieder niederlege und seinen Brief in fortschrittlichen Zeitungen abdrucken lasse. Ähnlich diesem Atheisten habe auch der Fürst in seiner Weise ein falsches Spiel getrieben. Sie erzählten, er habe absichtlich eine bei den Eltern seiner Braut stattfindende solenne Abendgesellschaft abgewartet, auf der er sehr vielen hervorragenden Persönlichkeiten habe vorgestellt werden sollen, um laut und in Gegenwart aller seine Anschauungsweise darzulegen, hochachtbare Würdenträger zu beschimpfen, sich von seiner Braut öffentlich und in beleidigender Form loszusagen und im Handgemenge mit den ihn hinausbringenden Dienern eine schöne chinesische Vase zu zerschlagen. Um die modernen Sitten zu charakterisieren, fügten sie noch hinzu, der unvernünftige junge Mann habe seine Braut, die Generalstochter, wirklich geliebt, sich aber von ihr einzig und allein aus Nihilismus und wegen des zu erwartenden Skandals losgesagt, um sich nicht das Vergnügen zu versagen, vor den Augen der ganzen Welt eine Gefallene zu heiraten und dadurch zu beweisen, daß es in seiner Ideenwelt weder gefallene noch tugendhafte Frauen gebe, sondern nur einzig und allein die freie Frau, und daß er jene altmodische, in der Ge-

sellschaft hergebrachte Unterscheidung nicht anerkenne, sondern ausschließlich die Frauenfrage auf den Schild erhebe. Ja, die gefallene Frau stehe in seinen Augen sogar noch etwas höher als die nicht gefallene. Diese Darstellung erschien sehr glaublich und wurde von der Mehrzahl der Sommerfrischler akzeptiert, um so mehr, da sie durch die Ereignisse, die nun jeder weitere Tag brachte, ihre Bestätigung fand. Allerdings blieb eine Menge von Dingen unaufgeklärt: es wurde erzählt, das arme Mädchen habe ihren Bräutigam (oder nach anderen: ihren Verführer) so innig geliebt, daß sie gleich am nächsten Tage, nachdem er sich von ihr losgesagt habe, zu ihm hingelaufen sei, als er sich gerade bei seiner Geliebten befunden habe; andere behaupteten dagegen, er selbst habe sie absichtlich zu seiner Geliebten hingelockt, lediglich aus Nihilismus, um sie zu beschimpfen und zu beleidigen. Wie dem nun auch sein mochte, das Interesse an diesem Ereignisse wuchs von Tag zu Tag, um so mehr, da nicht der geringste Zweifel daran blieb, daß die skandalöse Hochzeit wirklich stattfinden werde.

Und wenn uns nun jemand eine Erklärung abverlangte, nicht hinsichtlich der nihilistischen Färbung, die man dem Ereignisse verliehen hatte, o nein, sondern nur darüber, inwieweit die in Aussicht genommene Hochzeit den wirklichen Wünschen des Fürsten entsprochen habe, worin eigentlich in diesem Augenblicke seine Wünsche bestanden hätten, wie eigentlich der Seelenzustand unseres Helden im vorliegenden Zeitpunkte zu charakterisieren sei, und über andere Punkte dieser Art: dann müßten wir bekennen, daß wir uns in großer Verlegenheit befinden, was wir darauf antworten sollen. Wir wissen nur das

eine, daß die Hochzeit wirklich angesetzt wurde, und daß der Fürst selbst Lebedew, Keller und einem Bekannten Lebedews, den letzterer ihm bei diesem Anlasse vorstellte, Vollmacht gab, alle dazu erforderlichen Besorgungen, sowohl kirchlicher als auch wirtschaftlicher Art, zu erledigen; daß sie angewiesen wurden, das Geld dabei nicht zu sparen; daß Nastasja Filippowna zur Hochzeit drängte und sie zu beschleunigen wünschte; daß zum Bräutigamsmarschall des Fürsten Keller auf seine eigene dringende Bitte ernannt wurde und zu Nastasja Filippownas Brautmarschall Burdowski, der dieses Amt mit Begeisterung übernahm, und daß der Hochzeitstag auf Anfang Juli festgesetzt wurde. Aber außer diesen durchaus sicheren Details sind uns noch einige Tatsachen bekannt, die uns entschieden wieder irremachen, nämlich deswegen, weil sie den vorhergehenden widersprechen. Wir hegen zum Beispiel starken Verdacht, daß der Fürst, nachdem er Lebedew und die andern mit der Erledigung aller Geschäfte betraut hatte, gleich am selben Tage die erfolgte Ernennung eines Zeremonienmeisters und der beiden Marschälle und das Bevorstehen der Hochzeit fast ganz vergaß, und daß, wenn er die Sache durch Überlassung der Mühwaltung an andere möglichst schnell ordnete, er es einzig und allein in der Absicht tat, nun selbst nicht mehr daran denken zu müssen und dies alles vielleicht sogar so schnell wie möglich ganz zu vergessen. Woran dachte er aber in diesem Falle selbst, woran wollte er sich erinnern, und wonach strebte er? Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß hierbei keinerlei Zwang gegen ihn ausgeübt wurde, etwa von seiten Nastasja Filippownas. Nastasja Filippowna hatte allerdings den dringenden Wunsch, daß die

Hochzeit möglichst bald stattfinden möchte, und der Plan mit der Hochzeit ging auf sie zurück und ganz und gar nicht auf den Fürsten; aber der Fürst hatte doch aus freien Stücken eingewilligt, freilich in etwas zerstreuter Art, und wie wenn man von ihm etwas ganz Alltägliches verlangte. Solcher merkwürdigen Tatsachen liegen uns sehr viele vor; aber weit entfernt, zur Aufhellung zu dienen, verdunkeln sie vielmehr unserer Ansicht nach die Erklärung des Hergangs, auch wenn wir ihrer noch so viele beibringen würden; aber doch wollen wir noch ein Beispiel hier hersetzen.

So ist es uns genau bekannt, daß während dieser beiden Wochen der Fürst ganze Tage und Abende mit Nastasja Filippowna zusammen verbrachte; daß sie ihn zum Spaziergange und zu den Konzerten mitnahm; daß er täglich mit ihr in der Equipage ausfuhr; daß er anfing, sich um sie zu beunruhigen, wenn er sie nur eine Stunde lang nicht gesehen hatte (er liebte sie also nach allen Anzeichen aufrichtig); daß er mit einem stillen, sanften Lächeln stundenlang, fast ohne selbst ein Wort zu sagen, zuhörte, ganz gleich worüber sie zu ihm redete. Aber wir wissen auch, daß er in diesen selben Tagen mehrmals, ja sogar recht oft, zu Jepantschins ging, ohne dies vor Nastasja Filippowna geheim zu halten, worüber diese beinah in Verzweiflung geriet. Wir wissen, daß er bei Jepantschins, solange sie noch in Pawlowsk blieben, nicht empfangen und eine Unterredung mit Aglaja Iwanowna ihm beständig verweigert wurde; daß er, ohne ein Wort zu sagen, wegging, aber gleich am nächsten Tage wieder hinkam, wie wenn er die vorhergehende Abweisung ganz vergessen hätte, und selbstverständlich eine neue Abweisung erfuhr.

Es ist uns auch bekannt, daß, nachdem Aglaja Iwanowna von Nastasja Filippowna weggelaufen war, der Fürst eine Stunde darauf, vielleicht sogar noch etwas früher, bei Jepantschins war, natürlich in der Überzeugung, Aglaja dort vorzufinden, und daß sein Erscheinen damals in der Familie Jepantschin die größte Bestürzung und Angst hervorrief, weil Aglaja noch nicht nach Hause zurückgekehrt war und sie von ihm zum erstenmal hörten, daß sie mit ihm zu Nastasja Filippowna gegangen sei. Man erzählte, Lisaweta Prokofjewna, die Töchter und sogar Fürst Schtsch. hätten damals dem Fürsten sehr harte, strenge Worte zu hören gegeben und ihm gleich damals in scharfen Ausdrücken alle Bekanntschaft und Freundschaft aufgekündigt, namentlich da Warwara Ardalionowna auf einmal zu Lisaweta Prokofjewna gekommen sei mit der Mitteilung, Aglaja Iwanowna befinde sich schon seit einer Stunde bei ihr zu Hause, und zwar in schrecklichem Zustande, und scheine nicht wieder nach Hause zurückkehren zu wollen. Diese Nachricht erschreckte Lisaweta Prokofjewna am allermeisten, und sie war vollkommen zutreffend; denn als Aglaja von Nastasja Filippowna herauskam, wäre sie tatsächlich lieber gestorben, als daß sie sich ihren Angehörigen gezeigt hätte, und war darum zu Nina Alexandrowna hingestürzt. Warwara Ardalionowna aber war ihrerseits sofort der Ansicht gewesen, Lisaweta Prokofjewna müsse unverzüglich von alledem in Kenntnis gesetzt werden. So eilten denn die Mutter und die Töchter alle zusammen sofort zu Nina Alexandrowna hin, und ihnen folgte das Oberhaupt der Familie, Iwan Fjodorowitsch, selbst, der soeben nach Hause zurückgekehrt war; hinter ihnen schlich auch Fürst Ljow Niko-

lajewitsch her, trotz der gekündigten Freundschaft und der harten Worte; aber auf Warwara Ardalionownas Anordnung wurde er auch dort nicht zu Aglaja gelassen. Die Sache endete übrigens damit, daß Aglaja, als sie sah, wie die Mutter und die Schwestern um sie weinten und ihr keinerlei Vorwürfe machten, sich in ihre Arme warf und sogleich mit ihnen nach Hause zurückkehrte. Man erzählte, obgleich diese Gerüchte nicht sehr zuverlässig waren, Gawrila Ardalionowitsch habe auch diesmal sehr wenig Glück gehabt; er habe, als Warwara Ardalionowna zu Lisaweta Prokofjewna gelaufen und er mit Aglaja allein geblieben sei, die Gelegenheit benutzen wollen und angefangen, von seiner Liebe zu reden; als Aglaja das gehört habe, sei sie trotz all ihres Grames und ihrer Tränen auf einmal in ein lautes Gelächter ausgebrochen und habe ihm die seltsame Frage vorgelegt, ob er wohl zum Beweise seiner Liebe auf der Stelle seinen Finger über einer Kerze verbrennen wolle. Gawrila Ardalionowitsch sei über dieses Ansinnen ganz verdutzt und fassungslos gewesen und habe ein so verblüfftes Gesicht gemacht, daß Aglaja über ihn krampfhaft gelacht, ihn verlassen habe und zu Nina Alexandrowna nach oben gelaufen sei, wo ihre Eltern sie dann vorgefunden hätten. Diese Geschichte gelangte am andern Tage durch Ippolit zur Kenntnis des Fürsten. Da Ippolit nicht mehr vom Bette aufstand, so ließ er den Fürsten expreß zu sich rufen, um ihm diese Nachricht mitzuteilen. Wie dieses Gerücht zu Ippolits Ohren gelangt war, ist uns unbekannt; aber als der Fürst die Geschichte von der Kerze und dem Finger hörte, lachte er so herzlich, daß sogar Ippolit sich wunderte; aber dann fuhr er auf einmal zusammen und brach in Tränen aus . . .

Überhaupt befand er sich in diesen Tagen in großer Unruhe und in einer außerordentlichen undefinierbaren und qualvollen Verwirrung. Ippolit behauptete geradezu, er habe nicht seinen Verstand; aber darüber ließ sich noch nichts Sicheres sagen.

Indem wir alle diese Tatsachen vorführen und es ablehnen, sie zu erklären, beabsichtigen wir nicht, unsern Helden in den Augen unserer Leser zu entschuldigen. Wir sind im Gegenteil durchaus bereit, die Entrüstung zu teilen, die er sogar bei seinen Freunden durch sein Verhalten erweckte. Selbst Wjera Lebedewa war eine Zeitlang über ihn empört; selbst Kolja war empört; desgleichen selbst Keller, bis er zum Bräutigamsmarschall erwählt war; ganz zu schweigen von Lebedew selbst, der sogar gegen den Fürsten zu intrigieren anfing, und zwar ebenfalls aus Empörung, die sogar ganz aufrichtig war. Aber davon werden wir noch später zu reden haben. Überhaupt aber sind wir völlig und im höchsten Grade mit einigen sehr kräftigen und in psychologischer Hinsicht sogar sehr tiefsinnigen Bemerkungen einverstanden, welche Jewgeni Pawlowitsch offen und ohne Umstände dem Fürsten gegenüber in einem freundschaftlichen Gespräche aussprach, und zwar am sechsten oder siebenten Tage nach dem Vorfall bei Nastasja Filippowna. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß nicht nur Jepantschins selbst, sondern auch alle, die direkt oder indirekt mit der Familie in Verbindung standen, es für notwendig hielten, alle Beziehungen zum Fürsten vollständig abzubrechen. Fürst Schtsch. zum Beispiel wendete sich sogar weg, als er dem Fürsten begegnete, und erwiderte seinen Gruß nicht. Aber Jewgeni Pawlowitsch fürchtete nicht, sich dadurch zu kom-

promittieren, daß er den Fürsten besuchte, trotzdem er selbst wieder angefangen hatte, täglich bei Jepantschins zu verkehren, und dort mit sichtlich erhöhter Freundlichkeit aufgenommen wurde. Er kam zum Fürsten gleich am nächsten Tage, nachdem alle Jepantschins aus Pawlowsk weggezogen waren. Beim Eintritt kannte er bereits alle im Publikum verbreiteten Gerüchte, ja er hatte vielleicht selbst teilweise bei ihrer Verbreitung mitgewirkt. Der Fürst freute sich sehr über sein Kommen und begann sogleich von Jepantschins zu reden; dieses schlichte, offenherzige Verfahren löste auch dem Gaste die Zunge, so daß auch er ohne Umschweife geradeswegs zur Sache kam.

Der Fürst wußte noch nicht, daß Jepantschins weggezogen waren; er war überrascht und wurde blaß; aber einen Augenblick darauf nickte er verwirrt und nachdenklich mit dem Kopfe und gestand, daß es wohl habe so kommen müssen; dann erkundigte er sich schnell danach, wohin sie denn gezogen seien.

Jewgeni Pawlowitsch beobachtete ihn unterdessen aufmerksam, und alles, was er wahrnahm, das heißt die Schnelligkeit der Fragen, ihre Geradheit, die Verwirrung des Fürsten und gleichzeitig eine gewisse sonderbare Offenherzigkeit, Unruhe und Aufregung, alles dies versetzte ihn in nicht geringe Verwunderung. Er machte übrigens in liebenswürdiger Weise dem Fürsten von allem eingehende Mitteilung; dieser wußte vieles noch nicht, und dies war der erste Bote, der von jener Familie zu ihm kam. Er bestätigte, daß Aglaja tatsächlich krank gewesen sei und drei Nächte hintereinander fast gar nicht geschlafen, sondern immer gefiebert habe; jetzt gehe es ihr besser, und sie befinde sich außer aller Gefahr, aber in einem ner-

vösen, hysterischen Zustande. Ein Glück sei noch, daß in der Familie der vollste Friede herrsche. Aglajas Angehörige seien darauf bedacht, alle Hindeutungen auf die Vergangenheit zu vermeiden, und zwar sogar, wenn sie unter sich seien, nicht nur in Aglajas Gegenwart. Die Eltern hätten schon unter sich über eine Reise ins Ausland gesprochen, die im Herbst, gleich nach Adelaidas Hochzeit, stattfinden solle; Aglaja habe die ersten Mitteilungen darüber schweigend entgegengenommen. Er, Jewgeni Pawlowitsch, werde vielleicht ebenfalls ins Ausland reisen. Sogar Fürst Schtsch. habe vor, dies mit Adelaida zusammen für ungefähr zwei Monate zu tun, wenn seine Geschäfte es ihm erlauben würden. Der General selbst werde in Petersburg bleiben. Jetzt seien sie alle nach ihrem Gute Kolmino, etwa zwanzig Werst von Petersburg, übergesiedelt, wo sich ein herrschaftliches Gutshaus befinde. Die alte Bjelokonskaja sei noch nicht nach Moskau zurückgereist und, wie es scheine, sogar absichtlich noch dageblieben. Lisaweta Prokofjewna habe energisch erklärt, es sei nach allem Vorgefallenen unmöglich, in Pawlowsk zu bleiben; er, Jewgeni Pawlowitsch, habe ihr täglich von den im Orte umlaufenden Gerüchten Mitteilung gemacht. Nach ihrem auf der Jelagin-Insel belegenen Landhause überzusiedeln, hätten sie ebenfalls nicht für möglich erachtet.

„Na ja, und in der Tat," fügte Jewgeni Pawlowitsch hinzu, „das müssen Sie selbst zugeben: konnten sie es etwa hier aushalten? . . . Besonders da sie wußten, was bei Ihnen hier in Ihrem Hause allstündlich vorging, Fürst, und da Sie, trotz der Zurückweisung, dort täglich einen Besuch machten . . ."

„Ja, ja, ja, Sie haben recht; ich wollte Aglaja Iwanowna sprechen . . ." erwiderte der Fürst und nickte wieder mit dem Kopfe.

„Ach, lieber Fürst," rief Jewgeni Pawlowitsch mit großer Lebhaftigkeit und Betrübnis, „wie konnten Sie nur damals zugeben, daß das alles geschah? Gewiß, gewiß, das kam Ihnen alles so unerwartet . . . Ich gebe zu, daß Sie die Geistesgegenwart verlieren mußten und . . . außerstande waren, das von Sinnen gekommene Mädchen zurückzuhalten; das lag nicht in Ihrer Macht! Aber das mußten Sie doch begreifen, wie ernst und stark die Empfindungen dieses Mädchens Ihnen gegenüber waren. Sie wollte nicht mit einer andern teilen; wie haben Sie nur einen solchen Schatz wegwerfen und zerstören können!"

„Ja, ja, Sie haben recht; ja, ich habe mich schuldig gemacht," sagte der Fürst wieder in tiefem Kummer. „Aber wissen Sie: sie war die einzige, Aglaja war die einzige, die so über Nastasja Filippowna urteilte . . . Alle übrigen Menschen urteilten anders über sie."

„Ja, das ist ja eben das Empörende, daß gar nichts Ernstes vorlag!" rief Jewgeni Pawlowitsch, der ganz in Eifer geriet. „Verzeihen Sie mir, Fürst; aber . . . ich . . . ich habe darüber nachgedacht, Fürst, habe viel darüber nachgedacht; ich weiß alles, was früher vorgegangen ist; ich weiß alles, was vor einem halben Jahre geschehen ist, alles, und . . . all das war nichts Ernstes! All das war nur ein leichter Rausch des Kopfes, nicht des Herzens, eine phantastische Laune, ein verwehender Rauch, und nur die ängstliche Eifersucht eines ganz unerfahrenen Mädchens konnte das für etwas Ernstes halten! . . ."

Und nun ließ Jewgeni Pawlowitsch ganz ungeniert seiner Entrüstung freien Lauf. Verständig und klar und (wir wiederholen es) sogar mit außerordentlicher psychologischer Einsicht entwarf er dem Fürsten ein Bild der gesamten früheren Beziehungen desselben zu Nastasja Filippowna. Jewgeni Pawlowitsch hatte von jeher die Gabe des Wortes besessen; jetzt aber bewies er geradezu ein hohes Rednertalent. „Die Beziehungen zwischen Ihnen beiden", begann er, „hatten gleich von Anfang an etwas Unwahrhaftes; und was mit Unwahrhaftigkeit anfängt, das muß auch mit Unwahrhaftigkeit enden; das ist ein Naturgesetz. Ich erkläre mich nicht einverstanden, wenn manche (na, dieser und jener tut es) Sie einen Idioten nennen; ich bin sogar empört darüber; Sie sind zu verständig für eine solche Benennung; aber Sie haben doch soviel Seltsames, daß Sie nicht so sind wie alle Menschen; das müssen Sie selbst zugeben. Ich bin zu der Ansicht gelangt, daß die Grundlage alles Geschehenen sich aus folgenden Momenten zusammensetzt: erstens aus Ihrer sozusagen angeborenen Unerfahrenheit (beachten Sie wohl diesen Ausdruck, Fürst: ‚angeborenen'!); dann aus Ihrer ungewöhnlichen Gutmütigkeit; ferner aus Ihrem phänomenalen Mangel an Gefühl für das rechte Maß (was Sie schon mehrmals selbst zugegeben haben), und endlich aus einer gewaltigen Masse von Resultaten des Denkens, die Sie bei Ihrer außerordentlichen Ehrlichkeit noch bis jetzt für echte, natürliche, unmittelbare Überzeugungen halten! Sie müssen selbst zugeben, Fürst, daß in Ihren Beziehungen zu Nastasja Filippowna gleich von Anfang an etwas relativ Demokratisches (ich bediene mich der Kürze wegen dieses Ausdrucks), sozusagen der zauber-

hafte Reiz der Frauenfrage (um es noch kürzer auszudrücken) lag. Ich kenne ja genau jene ganze Skandalszene, die sich bei Nastasja Filippowna abspielte, als Rogoschin ihr sein Geld brachte. Wenn Sie wollen, werde ich Sie vor Ihren eigenen Augen sezieren, ich werde Sie Ihnen wie in einem Spiegel zeigen, so genau weiß ich, wie die Sache zusammenhing, und warum sie diese Wendung genommen hat! Sie, ein Jüngling, dürsteten in der Schweiz nach der Heimat; Sie strebten nach Rußland wie nach einem unbekannten verheißenen Lande; Sie lasen viele Bücher über Rußland, Bücher, die vielleicht an sich vortrefflich, aber für Sie schädlich waren; Sie kamen mit dem ersten heißen Durste nach Tätigkeit her und stürzten sich sozusagen auf die Tätigkeit! Und siehe da, gleich an demselben Tage teilt man Ihnen die traurige, herzergreifende Geschichte einer entehrten Frau mit, Ihnen, einem ritterlich denkenden, keuschen Menschen diese Geschichte einer Frau! An demselben Tage sehen Sie diese Frau; Sie sind bezaubert von ihrer Schönheit, einer phantastischen, dämonischen Schönheit (ich gebe ja zu, daß sie schön ist). Nehmen Sie Ihre Nervosität hinzu, Ihre Epilepsie, unser Petersburger die Nerven schwächendes Tauwetter; nehmen Sie hinzu, daß Sie diesen ganzen Tag in einer Ihnen bisher unbekannten, für Sie beinah märchenhaften Stadt zubrachten, mit allerlei Menschen zusammenkamen, allerlei Szenen erlebten, unerwartete Bekanntschaften machten, einer ganz unerwarteten Wirklichkeit gegenübertraten, die drei schönen Fräulein Jepantschin und darunter Aglaja kennen lernten; nehmen Sie Ihre Ermüdung und Ihr Schwindelgefühl hinzu; nehmen Sie Nastasja Filippownas Salon und den dort

herrschenden Ton hinzu, und . . . was meinen Sie: was konnten Sie von sich selbst in einem solchen Augenblicke erwarten?"

„Ja, ja; ja, ja," sagte der Fürst, nickte wieder mit dem Kopfe und begann zu erröten; „ja, so ist das ungefähr gewesen; und wissen Sie, ich hatte wirklich die ganze vorhergehende Nacht im Waggon nicht geschlafen, und ebenso die zweitletzte nicht, und war sehr zerstreut . . ."

„Nun ja, gewiß; das ist es ja eben, worauf ich ziele," fuhr Jewgeni Pawlowitsch eifrig fort. „Es ist klar, daß Sie sozusagen in einem Wonnerausch sich auf die Möglichkeit stürzten, öffentlich eine hochherzige Anschauung zu äußern, nämlich die, daß Sie, ein geborener Fürst und ein reiner Mensch, eine nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Schuld eines abscheulichen, vornehmen Wüstlings entehrte Frau nicht für ehrlos halten. O Gott, das ist ja so begreiflich! Aber darum handelt es sich nicht, lieber Fürst, sondern darum, ob dieses Ihr Gefühl wahr und echt und natürlich oder nur ein auf einem Denkprozeß beruhendes Entzücken war. Was meinen Sie: im Tempel ist einst einer Frau verziehen worden, einer ebensolchen Frau; aber es wurde ihr nicht gesagt, daß sie recht handle und aller Ehren und aller Achtung wert sei. Hat Ihnen selbst denn nicht nach drei Monaten Ihr gesunder Verstand zugeflüstert, wie die Sache zusammenhinge? Mag sie auch jetzt schuldlos sein (behaupten werde ich das nicht; denn soweit will ich nicht gehen), aber kann denn alles, was ihr widerfahren ist, ihren unerträglichen, dämonischen Stolz und ihren frechen, gierigen Egoismus rechtfertigen? Verzeihen Sie, Fürst, ich lasse mich hinreißen; aber . . ."

„Ja, alles das ist vielleicht richtig; vielleicht haben Sie recht . . ." murmelte der Fürst wieder. „Sie ist wirklich sehr reizbar, und Sie haben recht, gewiß; aber . . ."

„Sie verdient Mitleid? Das wollten Sie sagen, lieber Fürst? Aber durften Sie denn aus Mitleid mit ihr und zu ihrem Vergnügen ein anderes, hochgesinntes, reines Mädchen schmählich kränken und vor den Augen jener hochmütigen, haßerfüllten Nebenbuhlerin erniedrigen? Da geht denn doch das Mitleid zu weit! Das ist denn doch eine arge Überspannung! Durften Sie denn ein Mädchen, das Sie liebten, so vor seiner eigenen Rivalin demütigen und sich um der andern willen und vor den Augen eben dieser andern von ihm abwenden, nachdem Sie ihm schon selbst einen ehrlichen Antrag gemacht hatten . . . und das hatten Sie doch getan, und zwar in Gegenwart der Eltern und Schwestern! Gestatten Sie die Frage, Fürst: sind Sie bei einer solchen Handlungsweise noch ein ehrenhafter Mensch? Und haben Sie nicht das herrliche Mädchen betrogen, als Sie ihr versicherten, daß Sie sie liebten?"

„Ja, ja, Sie haben recht; ich fühle, daß ich eine Schuld auf mich geladen habe!" sagte der Fürst in unbeschreiblichem Grame.

„Aber genügt denn das?" rief Jewgeni Pawlowitsch ganz entrüstet. „Genügt denn das, einfach auszurufen: ‚Ach, ich habe eine Schuld auf mich geladen'? Sie sind schuldig und bleiben dabei doch hartnäckig! Und wo hatten Sie denn damals Ihr Herz, Ihr christliches Herz? Sie haben ja ihr Gesicht in jenem Augenblicke gesehen: was meinen Sie, hat sie etwa weniger gelitten als jene andere,

um derentwillen Sie sich von ihr trennten? Wie konnten Sie nur das alles mitansehen und zugeben? Wie war es nur möglich?"

„Aber . . . ich habe es ja gar nicht zugegeben . . ." murmelte der unglückliche Fürst.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich habe bei Gott nichts zugegeben. Ich weiß bis auf den heutigen Tag noch nicht, wie das alles so gekommen ist . . . ich . . . ich lief damals Aglaja Iwanowna nach, und Nastasja Filippowna fiel in Ohnmacht; und nachher hat man mir bis jetzt den Zutritt zu Aglaja Iwanowna verwehrt."

„Ganz gleich; Sie hätten hinter Aglaja herlaufen sollen, wenn auch die andere in Ohnmacht lag!"

„Ja . . . ja, das hätte ich tun müssen . . . aber sie wäre gestorben! Sie hätte sich das Leben genommen; Sie kennen sie nicht, und . . . ich wollte ja doch nachher Aglaja Iwanowna alles erzählen, und . . . sehen Sie, Jewgeni Pawlowitsch, ich sehe, daß Sie doch wohl nicht alles wissen. Sagen Sie, warum läßt man mich nicht zu Aglaja Iwanowna? Ich würde ihr alles erklären. Sehen Sie: die beiden haben damals gar nicht über den richtigen Punkt gesprochen, gar nicht über den richtigen Punkt; darum hat ihre Zusammenkunft auch diesen Ausgang genommen . . . Ich kann Ihnen das schlechterdings nicht erklären; aber ich würde es Aglaja vielleicht erklären können . . . Ach, mein Gott, mein Gott! Sie sprechen von ihrem Gesichte in jenem Augenblicke, als sie weglief . . . o mein Gott, ich erinnere mich! . . . Kommen Sie, kommen Sie!" rief er, indem er eilig aufsprang und Jewgeni Pawlowitsch am Ärmel zog.

„Wohin?"

„Kommen Sie zu Aglaja Iwanowna; kommen Sie jetzt gleich! . . ."

„Aber sie ist ja gar nicht in Pawlowsk; ich habe es Ihnen ja schon gesagt; und wozu sollten wir auch hingehen?"

„Sie wird es verstehen, sie wird es verstehen!" murmelte der Fürst und faltete wie betend die Hände. „Sie wird verstehen, daß das alles sich nicht so verhält, sondern ganz, ganz anders!"

„Wieso ganz anders? Sie wollen ja doch jenes Weib heiraten? Also bleiben Sie hartnäckig? Wollen Sie sie heiraten oder nicht?"

„Nun ja, ich werde sie heiraten; ja, ich werde sie heiraten!"

„Also wie können Sie dann sagen, es verhielte sich nicht so?"

„O nein, es verhält sich nicht so, es verhält sich nicht so! Daß ich sie heirate, ist ganz unerheblich; das hat nichts zu bedeuten!"

„Wie kann denn das unerheblich sein und nichts zu bedeuten haben? Das sind doch keine Lappalien? Sie heiraten eine geliebte Frau, um sie glücklich zu machen, und Aglaja Iwanowna sieht und weiß das; also wie kann das unerheblich sein?"

„Um sie glücklich zu machen? O nein! Ich heirate sie ganz einfach nur; sie will es einmal; und was liegt auch daran, daß ich sie heirate: ich . . . Nun, das ist ja ganz unerheblich! Aber sie würde sonst sicherlich sterben. Ich sehe jetzt, daß diese Ehe mit Rogoschin ein Wahnsinn war! Ich habe jetzt alles verstanden, was ich früher nicht

verstand, und sehen Sie: als die beiden Frauen damals einander gegenüberstanden, da konnte ich Nastasja Filippownas Gesicht nicht ertragen . . . Sie wissen nicht, Jewgeni Pawlowitsch" (hier dämpfte er seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern), „ich habe das noch nie zu jemandem gesagt, auch zu Aglaja nicht: aber ich kann Nastasja Filippownas Gesicht nicht ertragen . . . Sie hatten vorhin ganz recht mit dem, was Sie über den damaligen Abend bei Nastasja Filippowna sagten; aber da war noch ein Moment, das Sie ausgelassen haben, weil Sie nichts davon wissen: ich habe ihr Gesicht angeschaut! Schon an jenem Vormittage, im Porträt, hatte ich es nicht ertragen können . . . Sehen Sie, Wjera, Wjera Lebedewa, die hat ganz andere Augen; ich . . . ich fürchte mich vor ihrem Gesichte!" fügte er in großer Angst hinzu.

„Sie fürchten sich?"

„Ja; sie ist wahnsinnig!" flüsterte er erbleichend.

„Sie wissen das bestimmt?" fragte Jewgeni Pawlowitsch höchlichst interessiert.

„Ja, bestimmt; jetzt weiß ich es bereits bestimmt; jetzt, in diesen Tagen, bin ich mir darüber völlig klar geworden!"

„Aber was tun Sie sich denn da an?" rief Jewgeni Pawlowitsch erschrocken. „Also heiraten Sie aus einer Art von Angst? Das ist ja gar nicht zu begreifen . . . Vielleicht lieben Sie sie auch gar nicht einmal?"

„O doch, ich liebe sie von ganzem Herzen! Sie ist ja ein Kind; jetzt ist sie ein Kind, ganz und gar ein Kind! O, Sie wissen nur nichts davon!"

„Und gleichzeitig haben Sie Aglaja Iwanowna Ihre Liebe beteuert?"

„Ja, ja!"

„Wie ist das möglich? Also wollen Sie alle beide lieben?"

„Ja, ja."

„Ich bitte Sie, Fürst, was reden Sie! Kommen Sie zur Besinnung!"

„Ich kann ohne Aglaja nicht leben . . . ich muß unbedingt mit ihr sprechen! Ich . . . ich werde bald im Schlafe sterben; ich dachte schon, ich würde in dieser Nacht im Schlafe sterben. O wenn Aglaja es wüßte, alles wüßte; das heißt schlechthin alles. Denn hierbei muß man alles wissen; das ist das erste Erfordernis! Warum können wir niemals a l l e s über einen andern erfahren, wo es doch nötig ist, wo der andere sich schuldig gemacht hat! . . . Ich weiß übrigens nicht, was ich rede; ich bin ganz verwirrt; Sie haben mich furchtbar aufgeregt . . . Hat sie denn wirklich auch jetzt noch ein solches Gesicht wie damals, als sie weglief? O ja, ich habe eine Schuld auf mich geladen! Höchstwahrscheinlich bin ich an allem schuld. Ich weiß noch nicht, inwiefern; aber ich bin schuld. Es liegt da etwas vor, was ich Ihnen nicht erklären kann, Jewgeni Pawlowitsch; ich finde nicht die richtigen Ausdrücke; aber . . . Aglaja Iwanowna wird es verstehen! O, ich habe immer geglaubt, daß sie es verstehen wird."

„Nein, Fürst, sie wird es nicht verstehen! Aglaja Iwanowna hat wie eine Frau, wie ein Mensch geliebt, und nicht wie . . . wie ein abstrakter Geist. Wissen Sie was, mein armer Fürst: das Wahrscheinlichste ist, daß Sie weder die eine noch die andere jemals geliebt haben!"

„Ich weiß es nicht . . . vielleicht haben Sie in vielem

recht, Jewgeni Pawlowitsch. Sie sind ein sehr verständiger Mensch, Jewgeni Pawlowitsch; ach, ich bekomme wieder Kopfschmerzen; lassen Sie uns zu ihr gehen! Um Gottes willen, um Gottes willen!"

„Aber ich sage Ihnen ja, daß sie nicht in Pawlowsk ist; sie ist in Kolmino."

„Dann wollen wir nach Kolmino fahren; gleich, gleich!"

„Das ist un-mög-lich!" erwiderte Jewgeni Pawlowitsch gedehnt und stand auf.

„Hören Sie, ich werde einen Brief schreiben; bringen Sie den Brief hin!"

„Nein, Fürst, nein! Dispensieren Sie mich von solchen Aufträgen; ich kann sie nicht ausführen!"

Sie trennten sich. Jewgeni Pawlowitsch ging in seltsamen Gedanken fort: auch er war zu der Überzeugung gekommen, daß der Fürst nicht ganz seinen Verstand habe. Und was hatte es eigentlich mit diesem Gesichte auf sich, das er fürchtete, und das er so liebte? Und gleichzeitig konnte er, Aglajas beraubt, vielleicht wirklich sterben, so daß Aglaja vielleicht niemals erfahren würde, wie sehr er sie geliebt hatte! Ha-ha! Und wie konnte er zwei zugleich lieben? Mit zwei verschiedenen Arten von Liebe? Das war interessant . . . Der arme Idiot! Und was würde nun aus ihm werden?

X

Der Fürst starb indes nicht vor seiner Hochzeit, weder im Wachen noch „im Schlaf", wie er es im Gespräche mit Jewgeni Pawlowitsch prophezeit hatte. Vielleicht schlief er wirklich schlecht und hatte schlimme Träume; aber bei Tage, im Verkehr mit Menschen, schien er ge-

sund und sogar zufrieden zu sein, nur manchmal sehr nachdenklich, aber dies namentlich wenn er allein war. Die Hochzeit wurde beeilt; sie sollte etwa eine Woche nach Jewgeni Pawlowitschs Besuche stattfinden. Bei solcher Eile hätten selbst die besten Freunde des Fürsten, wenn er solche gehabt hätte, sich in ihren Bemühungen, den unglücklichen Verrückten zu retten, getäuscht gesehen. Es ging ein Gerücht, als ob Jewgeni Pawlowitschs Besuch teilweise von dem General Iwan Fjodorowitsch und seiner Gattin Lisaweta Prokofjewna veranlaßt worden sei. Aber wenn sie auch beide in ihrer maßlosen Herzensgüte wünschen mochten, den bedauernswerten Irren vom Abgrunde zu retten, so mußten sie sich natürlich doch auf diesen schwachen Versuch beschränken; weder ihre Lage noch auch vielleicht ihre Herzensstimmung (was nur natürlich war) konnten sie zu ernsthafteren Anstrengungen anregen. Wir haben erwähnt, daß sogar die Personen aus der nächsten Umgebung des Fürsten sich teilweise gegen ihn erklärten. Wjera Lebedewa beschränkte sich übrigens darauf, im stillen für sich zu weinen und mehr als früher in ihrer eigenen Wohnung zu sitzen und weniger zum Fürsten hereinzukommen. Kolja verlor in dieser Zeit seinen Vater; der Alte war infolge eines zweiten Schlaganfalles acht Tage nach dem ersten gestorben. Der Fürst nahm großen Anteil an dem Kummer der Familie und brachte in der ersten Zeit täglich einige Stunden bei Nina Alexandrowna zu; er war auch bei der Beerdigung und in der Kirche. Vielen fiel es auf, daß das in der Kirche anwesende Publikum das Erscheinen und Weggehen des Fürsten mit unwillkürlichem Geflüster begleitete; dasselbe geschah auch oft auf der Straße und im

Park: wenn er vorbeiging oder vorbeifuhr, fing man an, von ihm zu reden, nannte seinen Namen und zeigte auf ihn; auch Nastasja Filippownas Name war aus diesen Gesprächen herauszuhören. Auch bei der Beerdigung suchten die Leute sie mit den Augen; aber sie war nicht anwesend. Auch die Hauptmannsfrau war nicht bei der Beerdigung; es war Lebedew gelungen, sie für eine Weile fernzuhalten und unschädlich zu machen. Die Seelenmesse machte auf den Fürsten einen starken, ergreifenden Eindruck; er flüsterte Lebedew in Erwiderung auf eine an ihn gerichtete Frage noch in der Kirche zu, daß dies fast die erste rechtgläubige Seelenmesse sei, der er beiwohne; er erinnere sich nur, einmal in seiner Kindheit bei einer Seelenmesse in einer Dorfkirche zugegen gewesen zu sein.

„Ja, es ist einem, als ob da im Sarge gar nicht derselbe Mensch vor einem läge, den wir noch vor kurzem zu unserm Vorsitzenden ernannt haben; erinnern Sie sich noch?" flüsterte Lebedew dem Fürsten zu. „Wen suchen Sie denn?"

„Ich sehe mich nur so um; es schien mir . . ."

„Suchen Sie Rogoschin?"

„Ist er etwa hier?"

„Ja, er ist in der Kirche."

„Darum war mir auch, als ob seine Augen auftauchten," murmelte der Fürst in starker Verwirrung. „Aber . . . warum ist er denn hier? Ist er eingeladen worden?"

„Das ist niemandem in den Sinn gekommen. Er ist ja mit der Familie überhaupt nicht bekannt. Hier sind ja allerlei Leute, ein buntes Publikum. Aber warum wundern Sie sich darüber so? Ich treffe ihn jetzt häufig;

in der letzten Woche bin ich ihm schon ungefähr viermal hier in Pawlowsk begegnet."

„Ich habe ihn seitdem noch nicht ein einziges Mal gesehen," murmelte der Fürst.

Da auch Nastasja Filippowna ihm nicht mitgeteilt hatte, daß sie Rogoschin „seitdem" gesehen hätte, so gelangte der Fürst jetzt zu der Ansicht, daß Rogoschin aus irgendwelchem Grunde es absichtlich vermeide, ihnen vor die Augen zu kommen. Diesen ganzen Tag über war er sehr nachdenklich, während Nastasja Filippowna den ganzen Tag und den ganzen Abend sich in überaus heiterer Stimmung befand.

Kolja, der sich mit dem Fürsten noch vor dem Tode seines Vaters versöhnt hatte, schlug ihm, da die Sache nötig und unaufschiebbar war, als Marschälle Keller und Burdowski vor. Er verbürgte sich dafür, daß Keller sich anständig benehmen und vielleicht sogar „von Nutzen" sein werde; von Burdowski brauchte man gar nicht erst zu reden; der war ein stiller, bescheidener Mensch. Nina Alexandrowna und Lebedew bemerkten dem Fürsten, wenn die Hochzeit nun einmal beschlossene Sache sei, warum sie dann gerade in Pawlowsk und noch dazu in der Hochsaison der Sommerfrische so öffentlich gefeiert werden solle? Ob es nicht besser sei, sie in Petersburg und zu Hause zu veranstalten? Dem Fürsten war es durchaus klar, worauf all diese Befürchtungen hinzielten; aber er antwortete kurz und schlicht, dies sei Nastasja Filippownas dringender Wunsch.

Am nächsten Tage erschien bei dem Fürsten auch Keller, der benachrichtigt worden war, daß er Hochzeitsmarschall sein solle. Bevor er eintrat, blieb er in der Tür stehen,

hob, sobald er den Fürsten erblickte, die rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Höhe und rief, wie wenn er einen Eid leistete:

„Ich werde nicht trinken!"

Dann trat er an den Fürsten heran, schloß ihn kräftig in die Arme, schüttelte ihm beide Hände und erklärte, er habe allerdings zu Anfang, als er von der Sache gehört habe, eine feindliche Stellung dagegen eingenommen und das auch beim Billard ausgesprochen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er dem Fürsten keine andere als eine Prinzessin de Rohan oder mindestens de Chabot zugedacht und mit der Ungeduld eines Freundes täglich auf die Verwirklichung dieses Planes gewartet habe; aber jetzt sehe er selbst, daß der Fürst eine mindestens zwölfmal so edle Gesinnung habe als sie „alle zusammengenommen"! Denn er strebe nicht nach Glanz, nicht nach Reichtum, nicht einmal nach äußerer Ehre, sondern nur nach der Wahrheit! Die Herzensneigungen hochgestellter Persönlichkeiten würden eben durchschaut, und der Fürst stehe durch seine Bildung zu hoch, als daß man ihn nicht zu den hochgestellten Persönlichkeiten, allgemein gesagt, rechnen müßte! „Aber der Pöbel und dieses ganze Gesindel urteilen anders; in der Stadt, in den Häusern, in den Gesellschaften, in den Villen, beim Konzert, in den Trinkstuben und beim Billard hört man über nichts anderes reden und spektakeln als über das bevorstehende Ereignis. Ich habe gehört, daß man Ihnen sogar unter den Fenstern eine Katzenmusik bringen will, und zwar in der Hochzeitsnacht! Wenn Sie, Fürst, die Pistole eines ehrenhaften Mannes nötig haben, so bin ich erbötig, ein halb Dutzend Schüsse mit diesem Volke zu wechseln,

bevor Sie sich am andern Morgen vom Hochzeitslager erheben.“ Er riet auch, um dem großen Andrange Neugieriger entgegenzuwirken, bei der Rückkehr von der Kirche auf dem Hofe eine Feuerspritze bereit zu halten; aber Lebedew protestierte dagegen: „Die Feuerspritze würde die Ursache werden, daß sie mir das ganze Haus demolierten.“

„Dieser Lebedew intrigiert gegen Sie, Fürst, bei Gott! Man will Sie unter Kuratel stellen, können Sie sich das denken? Sie mit allem, was drum und dran ist, mit Ihrem freien Willen und mit Ihrem Gelde, das heißt mit den beiden Dingen, durch die sich ein jeder von uns von einem Vierfüßler unterscheidet! Ich habe es gehört, aus zuverlässiger Quelle gehört! Es ist die reine Wahrheit!“

Der Fürst erinnerte sich, selbst schon etwas Derartiges gehört, aber selbstverständlich nicht weiter beachtet zu haben. Er lachte auch jetzt nur darüber und vergaß es sofort wieder. Lebedew war wirklich eine Zeitlang in dieser Richtung tätig gewesen; die Spekulationen dieses Menschen gingen immer sozusagen aus einer plötzlichen Eingebung hervor; infolge seines Übereifers komplizierten sie sich dann, verzweigten sich und entfernten sich von dem ursprünglichen Ausgangspunkte nach allen Seiten; das war der Grund, weshalb ihm in seinem Leben nur weniges gelang. Als er dann, erst kurz vor dem Hochzeitstage, zum Fürsten beichten kam (er hatte die feststehende Gewohnheit, immer demjenigen zu beichten, gegen den er intrigierte, namentlich wenn seine Intrige nicht glückte), da erklärte er ihm, er sei ein geborener Talleyrand, und es sei unbegreiflich, weshalb er nur ein

Lebedew geblieben sei. Dann deckte er ihm sein ganzes Spiel auf, wodurch er das lebhafte Interesse des Fürsten erweckte. Nach seiner Mitteilung hatte er mit dem Versuche begonnen, sich die Protektion hochstehender Persönlichkeiten zu verschaffen, um sich im Notfalle auf dieselben zu stützen, und war zum General Iwan Fjodorowitsch gegangen. General Iwan Fjodorowitsch war erstaunt; er wünsche, sagte er, dem jungen Manne alles Gute; aber trotz seines lebhaften Wunsches, ihn zu retten, sei es doch für ihn nicht passend, hierbei mitzuwirken. Lisaweta Prokofjewna wollte ihn weder sehen noch hören; Jewgeni Pawlowitsch und Fürst Schtsch. beschränkten sich auf abweisende Handbewegungen. Aber Lebedew verlor nicht den Mut, sondern befragte einen klugen Juristen, einen achtungswerten alten Mann, der mit ihm befreundet und beinah sein Wohltäter war; dieser war der Meinung, die Sache lasse sich sehr wohl durchführen, wenn sich kompetente Zeugen für die geistige Zerrüttung und völlige Gestörtheit finden ließen; die Hauptsache sei dann noch Protektion seitens hochgestellter Personen. Auch jetzt verzagte Lebedew nicht und brachte einmal sogar einen Arzt zum Fürsten, ebenfalls einen achtungswerten alten Mann, einen Sommerfrischler mit dem Anna-Orden am Halse, einzig und allein, damit dieser sozusagen das Terrain rekognosziere, den Fürsten kennen lerne und ihm vorläufig nicht offiziell, sondern sozusagen freundschaftlich seine Meinung über den Fall mitteile. Der Fürst erinnerte sich an diesen Besuch, den ihm der Arzt gemacht hatte; er erinnerte sich, daß Lebedew schon am Abend vorher ihm nachdrücklich gesagt hatte, er sei krank, und als er, der Fürst, sich entschieden weigerte,

Medizin einzunehmen, dann am andern Tage auf einmal mit dem Arzte angekommen war, unter dem Vorwande, sie kämen beide soeben von Herrn Terentjew, dem es sehr schlecht gehe, und der Arzt habe dem Fürsten eine Mitteilung über den Kranken zu machen. Der Fürst lobte Lebedew und empfing den Arzt mit großer Liebenswürdigkeit. Sie kamen sogleich in ein Gespräch über den kranken Ippolit; der Arzt bat den Fürsten, ihm eingehend die damalige Selbstmordszene zu erzählen, und fühlte sich durch dessen Erzählung sowie durch seinen Kommentar zu dem Vorfall sehr gefesselt. Sie sprachen dann weiter von dem Petersburger Klima, von der eigenen Krankheit des Fürsten, von der Schweiz und von Schneider. Durch die Darlegung der Schneiderschen Kurmethode und durch seine Erzählungen erregte der Fürst das Interesse des Arztes in dem Grade, daß dieser zwei Stunden lang bei ihm saß; er rauchte dabei die vorzüglichen Zigarren des Fürsten, und von seiten Lebedews erschien ein sehr schmackhafter Likör, den Wjera hereinbrachte, wobei der Arzt, ein verheirateter Mann und Familienvater, sich vor Wjera in eigenartigen Komplimenten erging, durch die er ihre höchste Entrüstung erregte. Sie schieden als Freunde. Als der Arzt mit Lebedew das Zimmer des Fürsten verlassen hatte, fragte er diesen, wenn man all solche Leute unter Kuratel stellen wolle, was für Menschen man dann zu Vormündern nehmen solle. Und als Lebedew pathetisch auf die in Bälde bevorstehende Hochzeit hinwies, schüttelte der Arzt schlau und listig den Kopf und bemerkte endlich, ganz zu geschweigen davon, daß unzählige Männer seltsame Ehen eingingen, besitze diese verführerische Person, soviel er wenigstens gehört habe, außer

ihrer hervorragenden Schönheit, die schon allein einen vermögenden Mann locken könne, auch Kapitalien von Tozki und Rogoschin, sowie Perlen und Brillanten, Schals und Möbel, und daher bekunde die vorliegende Wahl von seiten des teuren Fürsten sozusagen nicht nur keine besondere, in die Augen springende Dummheit, sondern sie zeuge sogar von einem feinen Verständnis für materielle Dinge und von gutem Rechentalent und führe somit zu einer entgegengesetzten und für den Fürsten sehr günstigen Schlußfolgerung . . . Dieser Gedanke hatte auch für Lebedew etwas Einleuchtendes; bei dieser Anschauung verblieb er nun und bemerkte dem Fürsten gegenüber am Ende seiner Beichte: „Jetzt werden Sie von mir nichts anderes zu sehen bekommen als Ergebenheit und Bereitwilligkeit, mein Blut für Sie zu vergießen; in dieser Gesinnung bin ich hergekommen."

Auch Ippolit trug in diesen letzten Tagen dazu bei, die Aufmerksamkeit des Fürsten von dessen eigenen Angelegenheiten abzulenken; er ließ ihn sehr oft zu sich rufen. Sie wohnten nicht weit davon, in einem kleinen Häuschen; die kleineren Kinder, Ippolits Bruder und Schwester, freuten sich wenigstens insofern über die Sommerfrische, als sie sich vor dem Kranken in den Garten retten konnten; die arme Hauptmannsfrau aber mußte als Spielball seiner Launen und völlig als sein Schlachtopfer bei ihm drinnen bleiben; der Fürst hatte täglich genug zu tun, die Streitenden auseinanderzubringen und zu versöhnen; der Kranke nannte ihn immer noch wie früher seine Kinderfrau, wagte dabei jedoch nicht, über ihn wegen seiner Vermittlerrolle zu spötteln. Er war auf Kolja sehr schlecht zu sprechen, weil dieser fast gar

nicht zu ihm kam, da er in der ersten Zeit bei seinem im Sterben liegenden Vater und dann bei seiner verwitweten Mutter blieb. Schließlich machte er die nahe bevorstehende Hochzeit des Fürsten mit Nastasja Filippowna zum Ziel seiner Spöttereien, wodurch er zuletzt den Fürsten tief kränkte und außer sich brachte; dieser hörte denn auch auf, ihn zu besuchen. Zwei Tage darauf kam morgens die Hauptmannsfrau zu dem Fürsten geschlichen und bat ihn unter Tränen, doch zu ihnen zu kommen; sonst quäle „er" sie zu Tode. Sie fügte hinzu, er wünsche dem Fürsten ein großes Geheimnis mitzuteilen. Der Fürst ging hin. Ippolit wollte sich mit ihm versöhnen, fing an zu weinen, wurde nach den Tränen selbstverständlich noch boshafter, wagte aber nicht, seine Bosheit zum Ausdruck zu bringen. Es ging ihm sehr schlecht, und an allen Anzeichen war zu sehen, daß er jetzt bald sterben werde. Ein Geheimnis hatte er gar nicht mitzuteilen; er sprach nur in dringendem Tone, sozusagen atemlos vor Aufregung (die aber vielleicht gekünstelt war), die Bitte aus, der Fürst möge sich vor Rogoschin in acht nehmen. „Das ist ein Mensch, der von seinem Rechte niemandem etwas abtritt; der ist von anderer Art, Fürst, wie Sie und ich; wenn der etwas will, schrickt er vor nichts zurück ..." und so weiter und so weiter. Der Fürst fing an, eingehendere Fragen zu stellen, und wünschte, irgendwelche Tatsachen zu hören; aber Tatsachen waren keine vorhanden, nur persönliche Gefühle und Empfindungen Ippolits. Zu seiner großen Genugtuung gelang es Ippolit schließlich, den Fürsten in große Angst zu versetzen. Anfangs wollte der Fürst auf einige besondere Fragen des Kranken nicht antworten und lächelte nur

über seine Ratschläge, davonzugehen, nötigenfalls sogar nach dem Auslande; russische Geistliche gebe es überall, und man könne sich auch dort trauen lassen. Zum Schluß aber sprach Ippolit folgenden Gedanken aus: „Ich fürchte ja nur für Aglaja Iwanowna; Rogoschin weiß, wie Sie sie lieben; eine Liebe ist der andern wert; Sie haben ihm Nastasja Filippowna weggenommen; er wird Aglaja Iwanowna töten; obgleich sie jetzt nicht mehr die Ihrige ist, wird das doch für Sie ein großer Schmerz sein, nicht wahr?" Er erreichte damit seine Absicht: der Fürst war, als er von ihm wegging, ganz wie von Sinnen.

Diese Warnungen vor Rogoschin erfolgten nur einen Tag vor demjenigen, auf den die Hochzeit angesetzt war. Am Abend dieses Tages war der Fürst zum letzten Male vor der Trauung mit Nastasja Filippowna zusammen; aber Nastasja Filippowna war nicht imstande, ihn zu beruhigen, und steigerte sogar im Gegenteil in der letzten Zeit seine Unruhe immer mehr und mehr. Früher, das heißt einige Tage vorher, hatte sie beim Zusammensein mit ihm alle Anstrengungen gemacht, um ihn aufzuheitern, da seine traurige Miene ihr Angst machte; sie hatte sogar versucht, ihm etwas vorzusingen; am häufigsten aber hatte sie ihm allerlei Komisches aus dem Schatze ihres Gedächtnisses erzählt. Der Fürst stellte sich dann immer so, als ob er lache, und lachte auch manchmal wirklich über ihren glänzenden Verstand und den frischen Affekt, mit dem sie manchmal erzählte, wenn sie sich hinreißen ließ, und sie ließ sich oft hinreißen. Wenn sie den Fürsten lachen sah und wahrnahm, welchen Eindruck ihre Erzählungen auf ihn machten, geriet sie in Entzücken und wurde stolz auf sich selbst. Jetzt aber wuchs

ihre Traurigkeit und Versunkenheit fast mit jeder Stunde. Sein Urteil über Nastasja Filippowna stand bereits fest; sonst wäre ihm natürlich alles an ihr jetzt rätselhaft und unbegreiflich erschienen. Aber er glaubte aufrichtig, daß sie noch gleichsam eine Auferstehung durchmachen könne. Er hatte ganz wahrheitsgemäß zu Jewgeni Pawlowitsch gesagt, daß er sie aufrichtig und herzlich liebe, und in seiner Liebe zu ihr lag wirklich eine Zuneigung wie zu einem bedauernswerten, kranken Kinde, das man schwer oder geradezu unmöglich sich selbst überlassen kann. Er legte niemandem seine Gefühle für sie dar und mochte nicht einmal davon sprechen, wenn ein solches Gespräch sich nicht ganz vermeiden ließ. Wenn er mit Nastasja Filippowna selbst zusammen war, redeten sie niemals „von ihren Gefühlen", gerade als ob sie sich beide das Wort darauf gegeben hätten. An ihrem gewöhnlichen, heiteren und lebhaften Gespräche konnte jeder teilnehmen. Darja Alexejewna erzählte später, es sei ihr diese ganze Zeit her eine Freude und ein Genuß gewesen, die beiden anzusehen.

Aber dieses sein Urteil über Nastasja Filippownas seelischen und geistigen Zustand befreite ihn zum Teil auch von vielen andern Zweifeln. Jetzt war sie eine ganz andere Frau als diejenige, die er vor drei Monaten gekannt hatte. Er dachte zum Beispiel jetzt nicht mehr darüber nach, warum sie damals, als ihre Verheiratung mit ihm bevorstand, unter Tränen, Verwünschungen und Vorwürfen geflüchtet war und jetzt selbst auf Beschleunigung der Hochzeit drang. Der Fürst meinte, sie fürchte also nicht mehr wie damals, daß die Ehe mit ihr ihn unglücklich machen werde. Ein so schnell herangewachsenes

Selbstvertrauen konnte seiner Ansicht nach bei ihr nicht natürlich sein. Andrerseits konnte dieses Selbstvertrauen nicht allein aus Haß gegen Aglaja hervorgehen: Nastasja Filippowna verstand doch etwas tiefer zu empfinden. Auch nicht aus Furcht vor ihrem Schicksal an Rogoschins Seite. Mit einem Worte: hier mochten alle diese Ursachen, mit noch andern vereint, zusammenwirken; aber ganz klar war ihm, daß hier gerade dasjenige Übel vorlag, das er schon lange geahnt hatte, ein Übel, dem die arme, kranke Seele keinen Widerstand mehr leisten konnte. All dies befreite ihn zwar bis zu einem gewissen Grade von Zweifeln, vermochte ihm aber in dieser ganzen Zeit nicht zu seelischer Ruhe und Erholung zu verhelfen. Manchmal bemühte er sich, an nichts zu denken; die Ehe schien er tatsächlich als eine unwichtige Formalität zu betrachten; auf sein eigenes Schicksal legte er dabei sehr wenig Wert. Was Erörterungen und Gespräche von der Art anlangte, wie er sie mit Jewgeni Pawlowitsch gehabt hatte, so hätte er dabei schlechterdings nichts zu antworten gewußt und fühlte sich dazu völlig unfähig; er ging daher allen derartigen Gesprächen aus dem Wege.

Er hatte übrigens bemerkt, daß Nastasja Filippowna sehr wohl wußte und verstand, was Aglaja für ihn bedeutete. Sie sprach nicht darüber; aber er sah, welchen Ausdruck ihr Gesicht annahm, wenn sie ihn manchmal, noch in der ersten Zeit, in dem Augenblicke traf, wo er sich fertig machte, um zu Jepantschins zu gehen. Als Jepantschins wegzogen, strahlte sie ordentlich. Wie unaufmerksam und achtlos er auch war, so hatte ihn doch der Gedanke beunruhigt, Nastasja Filippowna könne absichtlich einen Skandal herbeiführen, um Aglaja aus

Pawlowsk zu vertreiben. Das Gerede und Geklatsch über die Hochzeit in allen Landhäusern war sicherlich zum Teil von Nastasja Filippowna selbst absichtlich genährt, um ihre Nebenbuhlerin zu reizen. Da es schwer war, der Familie Jepantschin auf der Straße zu begegnen, so ließ Nastasja Filippowna einmal den Fürsten zu sich in den Wagen steigen und gab Befehl, unmittelbar an den Fenstern des Jepantschinschen Landhauses vorbeizufahren. Das war für den Fürsten eine höchst peinliche Überraschung; er merkte es nach seiner Gewohnheit erst, als sich schon nichts mehr daran ändern ließ und der Wagen bereits dicht an den Fenstern vorbeifuhr. Er sagte nichts, war aber nachher zwei Tage lang krank, und Nastasja Filippowna wiederholte dieses Experiment nicht zum zweitenmal. In den letzten Tagen vor der Hochzeit wurde sie sehr nachdenklich; sie überwand schließlich jedesmal ihre Traurigkeit und wurde wieder heiter; aber es war eine stillere Heiterkeit, nicht so laut und glückselig wie früher und noch vor kurzem. Der Fürst verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Auffallend war ihm, daß sie nie von Rogoschin mit ihm zu reden anfing. Nur einmal, etwa fünf Tage vor der Hochzeit, schickte Darja Alexejewna plötzlich zu ihm, er möchte sofort kommen, Nastasja Filippowna befinde sich sehr schlecht. Er fand sie in einem Zustande, der mit völliger Geistesstörung Ähnlichkeit hatte: sie schrie und zitterte und rief, Rogoschin habe sich im Garten bei ihrem Hause versteckt; sie habe ihn soeben gesehen; er werde sie in der Nacht ermorden . . . ihr den Hals abschneiden! Den ganzen Tag konnte sie sich nicht wieder beruhigen. Aber als an demselben Abend der Fürst auf einen Augenblick zu Ippolit heranging, erzählte

ihm die Hauptmannsfrau, die soeben von Petersburg zurückgekehrt war, wohin ihre Geschäfte sie zu fahren veranlaßt hatten, es sei dort an diesem Tage Rogoschin zu ihr in die Wohnung gekommen und habe sie allerlei nach Pawlowsk gefragt. Auf die Frage des Fürsten nach der genaueren Zeit, zu welcher Rogoschin bei ihr gewesen sei, gab die Hauptmannsfrau fast dieselbe Stunde an, zu welcher Nastasja Filippowna ihn am nämlichen Tage in ihrem Garten gesehen zu haben glaubte. Die Sache erwies sich also als eine einfache Sinnestäuschung: Nastasja Filippowna ging selbst zu der Hauptmannsfrau hin, um sie genauer zu befragen, und fühlte sich außerordentlich beruhigt.

Am Tage vor der Hochzeit befand sich Nastasja Filippowna, als der Fürst sie verließ, in sehr angeregter Stimmung: aus Petersburg war von der Modistin der Hochzeitsstaat für den nächsten Tag eingetroffen, das Hochzeitskleid, der Kopfschmuck und so weiter und so weiter. Der Fürst hatte gar nicht erwartet, daß der Putz auf sie eine so belebende Wirkung ausüben werde; er selbst lobte alles, und sein Lob erhöhte ihre Glückseligkeit noch. Aber dabei sagte sie etwas mehr, als sie eigentlich gewollt hatte: sie habe bereits gehört, daß im Orte Entrüstung herrsche und wirklich von einigen Taugenichtsen eine Katzenmusik vorbereitet werde, mit speziell für diesen Zweck gedichteten Spottversen, und daß alles dies auch von der übrigen Gesellschaft gutgeheißen werde. Und nun habe sie gerade Lust, den Kopf vor all diesen Leuten noch höher zu tragen und alle durch den Geschmack und Reichtum ihrer Toilette in den Schatten zu stellen; „mögen sie schreien, mögen sie pfeifen, wenn sie es wagen!"

Bei dem bloßen Gedanken daran funkelten ihr die Augen. Sie hatte noch eine geheime Hoffnung, sprach sie aber nicht laut aus: sie hoffte, Aglaja oder wenigstens ein Abgesandter von ihr werde ebenfalls inkognito unter dem Publikum in der Kirche sein und die Trauung mit ansehen, und sie bereitete sich darauf im stillen vor. Sie schied gegen elf Uhr abends vom Fürsten, ganz mit diesen Gedanken beschäftigt; aber es hatte noch nicht zwölf geschlagen, als ein Bote von Darja Alexejewna zum Fürsten gelaufen kam: er möchte schnell hinkommen; es stehe sehr schlecht. Als der Fürst hinkam, hatte sich seine Braut im Schlafzimmer eingeschlossen und weinte verzweifelt und krampfhaft; sie wollte lange Zeit nicht auf das hören, was man ihr durch die verschlossene Tür sagte; endlich öffnete sie, ließ nur den Fürsten herein, schloß hinter ihm die Tür wieder zu und fiel vor ihm auf die Knie. (So stellte es wenigstens Darja Alexejewna nachher dar, die einiges hatte erspähen können.)

„Was tue ich! Was tue ich! Was tue ich dir an!" rief sie, indem sie seine Füße fest umklammerte.

Der Fürst blieb eine ganze Stunde bei ihr; wir wissen nicht, wovon sie redeten. Darja Alexejewna erzählte, sie hätten sich nach einer Stunde in beruhigter, glücklicher Stimmung voneinander getrennt. Der Fürst schickte noch einmal in dieser Nacht hin, um sich erkundigen zu lassen; aber Nastasja Filippowna war bereits eingeschlafen. Am Morgen, noch ehe sie aufgewacht war, erschienen noch zwei Boten vom Fürsten bei Darja Alexejewna, und erst der dritte Abgesandte erhielt den Auftrag, zurückzumelden, Nastasja Filippowna sei jetzt von einem ganzen Schwarm von Modistinnen und Friseuren aus Peters-

burg umgeben; von der gestrigen Aufregung sei nicht die Spur mehr vorhanden; sie sei mit ihrer Toilette beschäftigt, wie es bei einer so schönen Frau vor der Trauung nicht anders möglich sei; und jetzt, gerade in diesem Augenblicke, finde eine wichtige Beratung darüber statt, was von Brillanten angelegt werden solle, und wie. Der Fürst beruhigte sich vollständig.

Der ganze nachstehende Bericht über diese Hochzeit ist den Erzählungen von Leuten entnommen, die über diese Ereignisse Bescheid wußten, und scheint zuverlässig zu sein.

Die Trauung war auf acht Uhr abends angesetzt; Nastasja Filippowna war schon um sieben Uhr fertig. Schon von sechs Uhr an begannen sich allmählich Scharen von Gaffern um Lebedews Landhaus zu sammeln, besonders aber bei Darja Alexejewnas Hause; von sieben Uhr an fing auch die Kirche an, sich zu füllen. Wjera Lebedewa und Kolja waren in großer Angst um den Fürsten; indes hatten sie zu Hause viel zu tun: sie arrangierten in der Wohnung des Fürsten alles für den Empfang und die Bewirtung der Gäste. Übrigens war nach der Trauung fast gar keine Gesellschaft in Aussicht genommen; außer denjenigen Personen, die bei der Eheschließung notwendig zugegen sein mußten, hatte Lebedew noch Ptizyns, Ganja, den Arzt mit dem Anna-Orden am Halse und Darja Alexejewna eingeladen. Als der Fürst ihn verwundert fragte, wie er denn darauf gekommen sei, den Arzt einzuladen, der ihnen ja fast ganz unbekannt sei, antwortete Lebedew selbstgefällig: „Er hat einen Orden am Halse; er ist ein respektabler Herr, eine schöne Dekoration", und brachte dadurch den Fürsten zum Lachen. Keller und

Burdowski sahen in Frack und Handschuhen sehr anständig aus; nur setzte Keller immer noch den Fürsten und seine übrigen Vollmachtgeber durch seine unverhohlene Kampflust in Verlegenheit und warf den Gaffern, die sich um das Haus gesammelt hatten, feindselige Blicke zu. Endlich, um halb acht, begab sich der Fürst im Wagen nach der Kirche. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß er selbst absichtlich nichts von den herkömmlichen Sitten und Gebräuchen unterlassen wollte; alles vollzog sich in voller Öffentlichkeit und „wie es sich gehört". In der Kirche schritt er mit Mühe durch die Volksmenge hindurch unter ununterbrochenem Geflüster und lauten Bemerkungen des Publikums, geleitet von Keller, der drohende Blicke nach rechts und links richtete; dann verschwand der Fürst für einige Zeit im Allerheiligsten. Keller aber begab sich fort, um die Braut zu holen, und fand vor Darja Alexejewnas Haustür eine Menschenmenge, die nicht nur zwei- oder dreimal so dicht war wie bei dem Fürsten, sondern vielleicht auch dreimal so ausgelassen. Als er die Stufen vor der Haustür hinanstieg, hörte er solche Bemerkungen, daß er sich nicht beherrschen konnte und sich bereits zum Publikum umwandte mit der Absicht, eine kräftige Ansprache zu halten; aber zum Glücke hielten Burdowski und Darja Alexejewna selbst, die die Stufen hinuntergelaufen kam, ihn noch davon zurück; sie faßten ihn an und zogen ihn mit Gewalt in die Wohnung hinein. Keller befand sich in gereizter Stimmung und drängte zur Eile. Nastasja Filippowna erhob sich, blickte noch einmal in den Spiegel, bemerkte „mit einem schiefen Lächeln", wie Keller nachher erzählte, daß sie leichenblaß aussehe, verbeugte sich andächtig vor dem

Heiligenbilde und ging hinaus vor die Haustür. Ein dumpfes Gemurmel begrüßte ihr Erscheinen. Im ersten Augenblicke erscholl Gelächter, Beifallklatschen, vereinzeltes Pfeifen; einen Augenblick darauf ließen sich auch mündliche Äußerungen vernehmen:

„So eine Schönheit!" wurde in der Menge gerufen.

„Sie ist nicht die erste und wird nicht die letzte sein!"

„Der Brautkranz deckt alles zu, ihr Dummköpfe!"

„Nein, so eine Schönheit kann man lange suchen; hurra!" riefen die Nächststehenden.

„Eine Fürstin! Um einer solchen Fürstin willen würde ich meine Seele verkaufen!" schrie ein Kanzlist. „Mein Leben gäbe ich hin für eine Nacht! . . ."

Nastasja Filippowna war, als sie heraustrat, wirklich bleich wie Leinwand; aber ihre großen schwarzen Augen funkelten die Menge an wie glühende Kohlen; diesem Blicke konnte die Menge nicht widerstehen; die Entrüstung verwandelte sich in ein enthusiastisches Geschrei. Schon war der Wagenschlag geöffnet, schon bot Keller der Braut den Arm, als sie plötzlich aufschrie und sich von den Stufen vor der Haustür gerade in die Volksmenge hineinstürzte. Alle ihre Begleiter standen starr vor Staunen; die Menge trat vor ihr auseinander, und fünf oder sechs Schritte von der Haustür entfernt erschien plötzlich Rogoschin. Sein Blick war es gewesen, den Nastasja Filippowna in der Menge aufgefangen hatte. Sie lief wie eine Wahnsinnige zu ihm hin und ergriff seine beiden Hände.

„Rette mich! Schaffe mich weg! Wohin du willst, sofort!"

Rogoschin nahm sie beinahe auf die Arme und trug sie fast zum Wagen hin. Darauf zog er in einem Augenblick aus seinem Portemonnaie einen Hundertrubelschein und reichte ihn dem Kutscher hin.

„Nach dem Bahnhof, und wenn du noch zum Zuge hinkommst, bekommst du noch einen Hunderter!"

Damit sprang er selbst hinter Nastasja Filippowna her in den Wagen und warf den Schlag zu. Der Kutscher bedachte sich nicht einen Augenblick und schlug auf die Pferde los. Keller schob nachher alles auf das Überraschende des Vorgangs: „Noch eine Sekunde, und ich hätte mich gefaßt gehabt, und dann hätte ich es nicht geschehen lassen!" erklärte er, als er das Begebnis erzählte. Er nahm sich schnell mit Burdowski einen andern Wagen, der zufällig dort stand, und machte sich auf die Verfolgung; aber er wurde, als sie schon unterwegs waren, andern Sinnes. „Es ist jedenfalls zu spät!" sagte er. „Mit Gewalt kann man sie nicht wiederholen!"

„Auch der Fürst würde es nicht wollen!" bemerkte der tief ergriffene Burdowski.

Rogoschin und Nastasja Filippowna kamen noch rechtzeitig zum Bahnhof hingejagt. Nachdem sie aus dem Wagen ausgestiegen waren, fand Rogoschin, fast schon im Begriff, in den Zug zu steigen, doch noch Zeit, ein vorübergehendes Mädchen in einer alten, aber anständigen, dunklen Mantille und einem Kopftuche anzuhalten.

„Wollen Sie mir für fünfzig Rubel Ihre Mantille überlassen?" fragte er, indem er dem Mädchen das Geld hinhielt.

Während das Mädchen noch staunte und vergeblich den Zusammenhang zu begreifen suchte, hatte er ihr schon

einen Fünfzigrubelschein in die Hand geschoben, ihr die Mantille nebst dem Tuche abgenommen und beides Nastasja Filippowna über die Schultern und den Kopf geworfen. Ihre so prächtige Toilette fiel in die Augen und würde im Waggon die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; und erst nachher verstand das Mädchen, warum ihr jemand mit solchem Profit für sie ihre alten geringwertigen Kleidungsstücke abgekauft hatte.

Das Gerücht von dem merkwürdigen Ereignisse gelangte mit außerordentlicher Schnelligkeit nach der Kirche. Als Keller zum Fürsten hinkam, stürzten eine Menge ihm ganz unbekannter Leute auf ihn zu, um ihn auszufragen. Man redete laut über die Sache, schüttelte den Kopf und lachte sogar; niemand verließ die Kirche; alle warteten sie darauf, wie der Bräutigam die Nachricht aufnehmen werde. Er wurde etwas blaß, hörte aber die Mitteilung mit Ruhe an und sagte kaum hörbar: „Befürchtungen hatte ich; aber ich hatte doch nicht gedacht, daß gerade dies ..." Und dann fügte er nach kurzem Stillschweigen hinzu: „Übrigens ... bei ihrem Zustande ... ist das durchaus erklärlich." Eine solche Äußerung nannte nachher Keller selbst „beispiellos philosophisch". Der Fürst verließ die Kirche, anscheinend ruhig und gefaßt; wenigstens hatten viele diesen Eindruck und erzählten es nachher. Wie es schien, verlangte es ihn, nach Hause zu kommen und möglichst bald allein zu sein; aber dieses letztere vergönnte man ihm nicht. Hinter ihm her traten mehrere der Eingeladenen ins Zimmer, unter andern Ptizyn, Gawrila Ardalionowitsch und mit ihnen auch der Arzt, der ebenfalls noch nicht fortzugehen gedachte. Außerdem war das Haus von einer Schar

von Müßiggängern buchstäblich belagert. Als der Fürst noch in der Veranda war, hörte er, wie Keller und Lebedew in heftigen Streit mit einigen ganz unbekannten, aber anscheinend dem Beamtenstande angehörigen Leuten gerieten, die um jeden Preis in die Veranda einzudringen suchten. Der Fürst trat zu den Streitenden hin, erkundigte sich, um was es sich handle, schob Lebedew und Keller höflich beiseite, wandte sich liebenswürdig an einen schon grauhaarigen, behäbigen Herrn, der auf den Stufen der Freitreppe an der Spitze mehrerer anderer Neugieriger stand, und lud ihn ein, ob er nicht die Güte haben und ihm die Ehre seines Besuches erweisen wolle. Der Herr wurde verlegen, trat aber doch näher; ihm folgte ein zweiter und ein dritter. Unter dem ganzen Haufen fanden sich sieben bis acht Menschen, die zu einem Besuche Lust hatten und eintraten, wobei sie sich Mühe gaben, es möglichst ungeniert zu tun; aber weiter bekundete niemand mehr Verlangen, und in der Menge selbst begann man bald, die Vorwitzigen zu tadeln. Die Eingetretenen wurden gebeten, Platz zu nehmen; ein Gespräch kam in Gang; es wurde Tee gereicht: alles vollzog sich in sehr anständigen, gesitteten Formen, zu großer Verwunderung der Eindringlinge. Allerdings wurden von diesen einige Versuche unternommen, dem Gespräche eine heitere Wendung zu geben und es auf das „richtige Thema" zu bringen; auch wurden einige indiskrete Fragen gestellt und einige „geschickte" Bemerkungen gemacht. Aber der Fürst antwortete allen so schlicht und freundlich und gleichzeitig in so würdevoller Weise, mit solchem Vertrauen auf die Anständigkeit seiner Gäste, daß die unbescheidenen Fragen ganz von selbst verstummten. Allmäh-

lich begann das Gespräch beinah einen ernsten Charakter anzunehmen. Ein etwas streitsüchtiger Herr beteuerte plötzlich mit großer Entrüstung, er werde sein Gut jetzt nicht verkaufen, was auch immer geschehen möge; er werde vielmehr den richtigen Zeitpunkt abpassen; Unternehmungen seien besser als ruhendes Kapital: „Sehen Sie, mein Herr, darin besteht meine wirtschaftliche Methode; ich mache kein Geheimnis daraus." Da er sich mit seiner Bemerkung an den Fürsten gewandt hatte, so spendete dieser ihm warmen Beifall, trotzdem Lebedew ihm ins Ohr flüsterte, daß dieser Herr weder Haus noch Hof besitze und niemals ein Gut gehabt habe. So war beinah eine Stunde vergangen; der Tee war ausgetrunken, und nun wurde es den Gästen doch endlich peinlich, noch länger dazubleiben. Der Arzt und der grauhaarige Herr nahmen von dem Fürsten herzlichen Abschied; und auch alle andern empfahlen sich freundlich und geräuschvoll. Gute Wünsche wurden ausgesprochen, sowie Ansichten von folgender Art: „Deswegen braucht man den Kopf noch nicht hängen zu lassen", und: „Vielleicht ist es so am besten", und so weiter. Es wurden allerdings auch Versuche gemacht, Champagner zu verlangen; aber die älteren unter den Gästen hielten die jüngeren zurück. Als alle weggegangen waren, bog sich Keller zu Lebedew hin und sagte zu ihm: „Wir beide, du und ich, hätten ein großes Geschrei erhoben, eine Schlägerei veranstaltet, uns unwürdig benommen und uns die Polizei auf den Hals gezogen; aber er, siehst du wohl, hat sich neue Freunde erworben, und noch dazu was für welche; ich kenne sie!" Lebedew, der ziemlich „fertig" war, seufzte und erwiderte: „Er hat es den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen

offenbaret; das habe ich schon früher mit Bezug auf ihn gesagt, und jetzt füge ich hinzu: Gott hat auch diesen Unmündigen selbst bewahrt und vom Abgrunde errettet. Er und alle seine Heiligen!"

Endlich um halb elf ließen alle den Fürsten allein; der Kopf tat ihm weh; als letzter von allen ging Kolja weg, nachdem er ihm noch behilflich gewesen war, den Hochzeitsanzug mit der Hauskleidung zu vertauschen. Sie nahmen voneinander sehr herzlichen Abschied. Kolja redete nicht über das Geschehene, versprach aber, morgen recht früh wiederzukommen. Er bezeugte später, der Fürst habe ihm bei diesem letzten Abschiede nichts von der Zukunft gesagt, also auch vor ihm seine Absichten geheim gehalten. Bald war im ganzen Hause fast niemand mehr zurückgeblieben: Burdowski war zu Ippolit gegangen; Keller und Lebedew hatten sich zusammen irgendwohin begeben. Nur Wjera Lebedewa blieb noch einige Zeit in den Zimmern und versetzte sie mit möglichster Beschleunigung aus dem festtäglichen wieder in ihren gewöhnlichen Zustand. Als sie wegging, blickte sie zum Fürsten hinein. Er saß am Tische, auf beide Ellbogen gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen. Sie trat leise an ihn heran und berührte ihn an der Schulter; der Fürst blickte sie verständnislos an und schien sich eine ganze Weile zu besinnen; als er sich dann aber an alles erinnert und sich alles vergegenwärtigt hatte, geriet er plötzlich in große Aufregung. Das Ende war übrigens, daß er Wjera dringend bat, sie möchte doch morgen früh zum ersten Zuge um sieben Uhr an seine Tür klopfen. Wjera versprach es; der Fürst bat sie inständig, niemandem etwas davon mitzuteilen; sie versprach auch dies, und zuletzt, als sie schon

die Tür geöffnet hatte, um hinauszugehen, hielt der Fürst sie noch ein drittes Mal zurück, ergriff ihre beiden Hände, küßte ihr diese, küßte dann auch sie selbst auf die Stirn und sagte mit einem „ganz besonderen“ Gesichtsausdruck zu ihr: „Auf morgen!“ So berichtete wenigstens Wjera nachher. Sie ging in großer Angst um ihn fort. Am Morgen fühlte sie sich einigermaßen beruhigt, als sie um sieben Uhr der Verabredung gemäß an seine Tür geklopft und ihn benachrichtigt hatte, daß der Zug nach Petersburg in einer Viertelstunde abgehe; es schien ihr, er habe, als er die Tür öffnete, ganz frisch ausgesehen und sogar gelächelt. Er hatte sich in der Nacht fast gar nicht ausgekleidet, aber doch geschlafen. Er äußerte, möglicherweise werde er noch an demselben Tage zurückkommen. Somit war sie die einzige, der er in diesem Augenblicke für möglich und notwendig befunden hatte mitzuteilen, daß er nach der Stadt fahre.

XI

Eine Stunde darauf war er bereits in Petersburg, und zwischen neun und zehn Uhr klingelte er bei Rogoschin. Er hatte das Haus durch den Haupteingang betreten, und es wurde ihm lange nicht geöffnet. Endlich öffnete sich die Tür zur Wohnung der alten Frau Rogoschina, und es erschien die alte, ehrbare Dienerin.

„Parfen Semjonowitsch ist nicht zu Hause,“ benachrichtigte sie ihn, in der Tür stehend. „Zu wem wollten Sie?“

„Zu Parfen Semjonowitsch.“

„Er ist nicht zu Hause.“

Die Dienerin betrachtete den Fürsten mit sonderbarer Neugier.

„Sagen Sie mir wenigstens, ob er die Nacht über zu Hause gewesen ist! Und . . . ist er gestern allein zurückgekommen?"

Die Dienerin fuhr fort, ihn anzusehen, gab ihm aber keine Antwort.

„War nicht gestern . . . gegen Abend . . . Nastasja Filippowna mit ihm zusammen hier?"

„Gestatten Sie die Frage, wer Sie selbst sind!"

„Fürst Ljow Nikolajewitsch Myschkin; wir sind sehr gut miteinander bekannt."

„Er ist nicht zu Hause."

Die Dienerin schlug die Augen nieder.

„Und Nastasja Filippowna?"

„Davon weiß ich nichts."

„Warten Sie, warten Sie! Wann wird er denn wiederkommen?"

„Das weiß ich auch nicht."

Die Tür schloß sich.

Der Fürst beschloß, nach einer Stunde wieder heranzukommen. Als er auf den Hof blickte, fand er dort den Hausknecht.

„Ist Parfen Semjonowitsch zu Hause?"

„Jawohl, er ist zu Hause."

„Wie kommt es denn, daß mir soeben gesagt wurde, er wäre nicht zu Hause?"

„Ist Ihnen das in seiner Wohnung gesagt worden?"

„Nein, eine Dienerin hat es mir von der Wohnung der Mutter aus gesagt; bei Parfen Semjonowitsch habe ich geklingelt, aber es wurde nicht geöffnet."

„Vielleicht ist er auch ausgegangen," meinte der Hausknecht. „Er meldet es nicht an. Manchmal nimmt er auch den Schlüssel mit; dann bleibt die Wohnung drei Tage lang verschlossen."

„Daß er gestern zu Hause war, weißt du bestimmt?"

„Ja, er war zu Hause. Manchmal kommt er vom Haupteingang her; dann sieht ihn unsereiner gar nicht."

„Und Nastasja Filippowna kam gestern nicht mit ihm?"

„Das weiß ich nicht. Sie pflegt nicht oft zu kommen; ich meine, wenn sie gekommen wäre, würde ich es wissen."

Der Fürst ging hinaus und wanderte eine Weile in Gedanken versunken auf dem Trottoir hin und her. Die Fenster der von Rogoschin bewohnten Zimmer waren sämtlich geschlossen; die Fenster der von seiner Mutter bewohnten Seite standen fast alle offen. Es war ein heller, heißer Tag; der Fürst ging quer über die Straße nach dem gegenüberliegenden Trottoir hinüber, stellte sich dort hin und blickte noch einmal nach den Fenstern: sie waren nicht nur geschlossen, sondern es waren auch fast bei allen die weißen Rouleaus heruntergelassen.

Er stand ein Weilchen da, und (seltsam!) auf einmal schien es ihm, als ob der Rand eines Rouleaus ein wenig zur Seite geschoben und Rogoschins Gesicht einen Augenblick sichtbar würde und in demselben Augenblick wieder verschwände. Er wartete noch eine kurze Zeit und wollte schon hingehen und noch einmal klingeln, änderte aber dann seine Absicht und verschob es um eine Stunde: „Wer weiß," dachte er, „vielleicht ist es mir nur so vorgekommen . . ."

Vor allen Dingen eilte er jetzt nach der Ismailowskaja-Straße, nach der Wohnung, welche Nastasja Filippowna

noch unlängst innegehabt hatte. Es war ihm bekannt, daß sie, als sie auf seine Bitte vor drei Wochen aus Pawlowsk weggezogen war, sich in der Ismailowskaja-Straße bei einer früheren guten Bekannten von ihr einquartiert hatte, einer Lehrerwitwe und achtbaren Familienmutter, die einen Teil ihrer Wohnung gut möbliert weitervermietete und davon fast ganz lebte. Das Wahrscheinlichste war, daß Nastasja Filippowna, als sie wieder nach Pawlowsk übersiedelte, die Wohnung weiterbehalten hatte; wenigstens war sehr wahrscheinlich, daß sie jetzt in dieser Wohnung übernachtet hatte, wohin sie gestern wohl von Rogoschin gebracht worden war. Der Fürst nahm eine Droschke. Unterwegs kam ihm der Gedanke, daß er hiermit hätte anfangen sollen, da es unwahrscheinlich sei, daß sie in der Nacht direkt zu Rogoschin gefahren wäre. Dabei mußte er auch an die Bemerkung des Hausknechts denken, daß Nastasja Filippowna nicht häufig ins Haus gekommen sei. Wenn sie überhaupt nicht häufig hinkam, aus welchem Grunde sollte sie dann gerade jetzt bei Rogoschin eingekehrt sein? Indem er sich mit diesen Tröstungen ermutigte, gelangte der Fürst endlich in einem Mittelzustande zwischen Leben und Tod nach der Ismailowskaja-Straße.

Zu seiner großen Überraschung hatte man bei der Lehrerwitwe weder am vorhergehenden noch an diesem Tage etwas von Nastasja Filippowna gehört; aber alle kamen herausgelaufen, um ihn selbst wie ein Wundertier anzustaunen. Die ganze zahlreiche Familie der Lehrerwitwe, lauter Mädchen, immer ein Jahr auseinander, im Alter von fünfzehn bis zu sieben Jahren, strömte hinter der Mutter her heraus und umringte ihn mit offenem Munde.

Hinter ihnen kam auch ihre hagere, gelbe Tante mit einem schwarzen Kopftuche heraus, und endlich erschien die Großmutter der Familie, eine alte Dame mit einer Brille. Die Lehrerwitwe bat ihn dringend, einzutreten und sich zu setzen, was der Fürst auch tat. Er merkte sofort, daß ihnen vollständig bekannt war, wer er war, und daß sie genau wußten, daß gestern seine Hochzeit hatte sein sollen, und nun den brennenden Wunsch hatten, ihn nach der Hochzeit zu befragen und eine Erklärung des wunderlichen Umstandes zu erhalten, daß er sich jetzt bei ihnen nach derjenigen erkundigte, die jetzt nirgends sonst als in Pawlowsk mit ihm hätte zusammen sein sollen, daß aber ihr Taktgefühl sie von diesen Fragen zurückhielt. In kurzen Zügen befriedigte er ihre Neugier hinsichtlich der Hochzeit. Nun fingen sie an, ihr Erstaunen zu äußern und „ach!" und „oh!" zu rufen, so daß er sich genötigt sah, auch fast alles übrige zu erzählen, natürlich mit Beschränkung auf die Hauptpunkte. Endlich kam das Konsilium der weisen, aufgeregten Damen zu dem Schlusse, der Fürst müsse unter allen Umständen und vor allen Dingen sich den Zutritt zu Rogoschin erzwingen und sich von ihm über alles positive Auskunft geben lassen. Wenn Rogoschin nicht zu Hause sei (was zuverlässig festgestellt werden müsse) oder nichts sagen wolle, so müsse der Fürst nach der Semjonowskaja-Straße fahren, zu einer deutschen Dame, einer Bekannten von Nastasja Filippowna, die dort mit ihrer Mutter wohne; vielleicht habe Nastasja Filippowna in ihrer Aufregung und in dem Wunsche, sich verborgen zu halten, bei denen übernachtet. Der Fürst erhob sich in sehr bedrückter Stimmung; die Damen erzählten später, er sei „furchtbar blaß" geworden; tatsäch-

lich konnte er sich kaum auf den Beinen halten. Endlich hörte er aus einem schrecklichen Durcheinanderreden heraus, daß sie sich verabredeten, ihm behilflich zu sein, und ihn nach seiner Adresse in der Stadt fragten. Eine Adresse, unter der er zu erreichen gewesen wäre, hatte er gar nicht, und so rieten sie ihm denn, in einem Gasthause Quartier zu nehmen. Der Fürst überlegte ein Weilchen und gab ihnen dann die Adresse seines früheren Gasthauses an, desselben, wo er vor fünf Wochen den Anfall gehabt hatte. Dann begab er sich wieder zu Rogoschin. Dieses Mal wurde nicht nur bei Rogoschin nicht geöffnet, sondern auch die Tür zur Wohnung der alten Mutter blieb geschlossen. Der Fürst begab sich zum Hausknecht und fand ihn mit Mühe auf dem Hofe; der Hausknecht war irgendwie beschäftigt und antwortete kaum, sah den Fürsten sogar kaum an; aber er erklärte doch mit Bestimmtheit, Parfen Semjonowitsch sei ganz früh weggegangen; er sei nach Pawlowsk gefahren und werde heute nicht mehr nach Hause kommen.

„Ich werde warten; vielleicht kommt er am Abend?"

„Vielleicht bleibt er auch eine Woche weg; wer kann das wissen?"

„Also hat er doch heute hier übernachtet?"

„Übernachtet hat er hier schon . . ."

All dies war verdächtig und unglaubwürdig. Sehr möglich, daß der Hausknecht in der Zwischenzeit neue Instruktionen erhalten hatte; vor kurzem war er geradezu redselig gewesen, und jetzt wandte er sich einfach vom Fürsten ab. Aber der Fürst beschloß, nach zwei Stunden noch einmal heranzukommen und, wenn es nötig sein sollte, sogar bei dem Hause Wache zu halten; jetzt aber

blieb noch die Hoffnung auf die Deutsche, und er fuhr eiligst nach der Semjonowskaja-Straße.

Aber bei der Deutschen fand er überhaupt kein Verständnis für seine Wünsche. Aus einigen flüchtigen Andeutungen konnte er sogar entnehmen, daß die schöne Deutsche sich vor ungefähr vierzehn Tagen mit Nastasja Filippowna überworfen hatte, so daß sie all diese Tage her von ihr nichts gehört hatte und jetzt ausdrücklich zu verstehen gab, es interessiere sie gar nicht, wieder von ihr zu hören, „und wenn sie alle Fürsten der Welt heirate". Der Fürst beeilte sich wegzugehen. Es kam ihm unter anderm der Gedanke, sie sei vielleicht wie damals nach Moskau gefahren und Rogoschin selbstverständlich hinter ihr her, vielleicht aber auch mit ihr zusammen. „Wenn man wenigstens irgendwelche Spuren finden könnte!" dachte er. Er erinnerte sich jedoch, daß er in dem Gasthause Quartier nehmen müsse, und eilte nach der Liteinaja-Straße; dort wies man ihm sogleich ein Zimmer an. Der Kellner fragte ihn, ob er etwas essen wolle; er antwortete in seiner Zerstreutheit: „Ja!" und war, als er dann seine Gedanken gesammelt hatte, sehr ärgerlich auf sich selbst, weil das Essen ihn unnötigerweise eine halbe Stunde aufhielt; erst nachher fiel ihm ein, daß ihn ja nichts gehindert hätte, das bestellte Essen im Stich zu lassen. Eine sonderbare Empfindung bemächtigte sich seiner in diesem halbdunklen, heißen Korridor, eine Empfindung, die qualvoll danach strebte, sich in einen Gedanken zu verwandeln; aber er konnte absolut nicht erraten, worin dieser neue, sich aufdrängende Gedanke eigentlich bestand. Als er endlich das Gasthaus verließ, war er kaum bei Sinnen; der Kopf war ihm schwindelig;

aber wohin sollte er fahren? Er eilte wieder zu Rogoschin.

Rogoschin war nicht zurückgekehrt; auf sein Klingeln wurde nicht geöffnet; er klingelte bei der alten Frau Rogoschina; es wurde geöffnet und ihm gesagt, Parfen Semjonowitsch sei nicht da und werde vielleicht drei Tage wegbleiben. Auffällig war dem Fürsten, daß die Dienerin ihn wie früher mit einer seltsamen Neugier musterte. Den Hausknecht fand er diesmal überhaupt nicht. Nachdem er das Haus verlassen hatte, ging er wie das vorige Mal auf das gegenüberliegende Trottoir, sah nach den Fenstern und wanderte in der drückenden Hitze eine halbe Stunde, vielleicht auch noch länger, auf und ab; aber dieses Mal bewegte sich nichts; die Fenster öffneten sich nicht; die weißen Rouleaus waren unbeweglich. Er sagte sich endgültig, daß es ihm gewiß auch vorhin nur so vorgekommen sei, und daß die Fenster allem Anschein nach so trübe und so lange nicht geputzt seien, daß man es schwer erkennen könne, wenn wirklich jemand durch die Scheiben sähe. Erfreut über diesen Gedanken, fuhr er wieder nach der Ismailowskaja-Straße zu der Lehrerwitwe.

Dort erwartete man ihn bereits. Die Lehrerwitwe war schon an drei, vier Stellen gewesen und sogar selbst zu Rogoschin gefahren, hatte aber nicht die geringste Spur gefunden. Der Fürst hörte schweigend zu, trat ins Zimmer, setzte sich auf das Sofa und blickte alle an, wie wenn er gar nicht verstände, wovon sie zu ihm redeten. Sonderbar: bald war er außerordentlich aufmerksam, bald auf einmal wurde er wieder in unglaublichem Maße zerstreut. Die ganze Familie erklärte später, er sei an diesem Tage

„ein ganz erstaunlich sonderbarer Mensch" gewesen, so daß sich vielleicht damals schon alles bei ihm „angedeutet" habe. Er stand schließlich auf und bat, man möchte ihm die früher von Nastasja Filippowna bewohnten Zimmer zeigen. Dies waren zwei große, helle, hohe, sehr anständig möblierte Zimmer, deren Mietspreis nicht billig war. Alle diese Damen erzählten später, der Fürst habe in den Zimmern jeden Gegenstand betrachtet; er habe auf einem Tischchen ein aufgeschlagenes Buch aus der Leihbibliothek gesehen, den französischen Roman „Madame Bovary"*, habe an der aufgeschlagenen Stelle die Ecke eines Blattes umgebogen, um die Erlaubnis gebeten, das Buch mitnehmen zu dürfen, und ohne auf den Einwand zu hören, daß es Eigentum der Leihbibliothek sei, es sofort in die Tasche gesteckt. Er habe sich an das offene Fenster gesetzt und, als er den mit Kreide vollgeschriebenen Spieltisch bemerkt habe, gefragt, wer da gespielt habe. Sie hätten ihm erzählt, Nastasja Filippowna habe jeden Abend mit Rogoschin Schafskopf, Préférence, Müller, Whist, Eigene Trümpfe und alle möglichen Spiele gespielt; das Kartenspielen sei bei ihnen erst in der letzten Zeit, nach der Übersiedlung von Pawlowsk nach Petersburg, aufgekommen; denn Nastasja Filippowna habe immer geklagt, sie langweile sich, und Rogoschin sitze die ganzen Abende schweigend da und wisse über nichts zu reden; sie habe sogar häufig darüber geweint; da habe Rogoschin eines Abends auf einmal ein Spiel Karten aus der Tasche gezogen; Nastasja Filippowna habe laut aufgelacht, und sie hätten angefangen zu spielen. Der Fürst fragte, wo die Karten seien, mit denen sie gespielt hätten. Aber die

* Von Gustave Flaubert. Anmerkung des Übersetzers.

Karten waren nicht zu finden; die Karten hatte Rogoschin immer selbst in der Tasche mitgebracht, jeden Tag ein neues Spiel, und dann wieder mit fortgenommen.

Die Damen rieten ihm, noch einmal zu Rogoschin zu fahren und noch einmal möglichst stark zu klingeln und zu klopfen, aber nicht sogleich, sondern erst am Abend; vielleicht stelle sich heraus, daß er da sei. Die Lehrerwitwe erbot sich, selbst unterdes vor dem Abend nach Pawlowsk zu Darja Alexejewna zu fahren, ob dort irgend etwas bekannt sei. Sie baten den Fürsten, jedenfalls um zehn Uhr abends noch einmal zu ihnen zu kommen, damit sie für den nächsten Tag Verabredungen treffen könnten. Obwohl sie ihn auf alle Weise zu trösten und ihm Hoffnung zu machen suchten, hatte sich doch völlige Verzweiflung der Seele des Fürsten bemächtigt. In unbeschreiblichem Kummer ging er zu Fuß nach seinem Gasthause zurück. In dem sommerlichen, staubigen, stickigen Petersburg fühlte er sich wie in einem Schraubstock; er drängte sich zwischen grobem oder betrunkenem Volk durch, betrachtete ohne Zweck die Gesichter und machte vielleicht einen weiten Umweg; es war schon beinah Abend, als er im Gasthause in sein Zimmer trat. Er beschloß, sich ein Weilchen zu erholen und dann wieder zu Rogoschin zu gehen, wie ihm geraten worden war, setzte sich auf das Sofa, stützte sich mit beiden Ellbogen auf den Tisch und dachte nach.

Gott weiß, wie lange er so dasaß, und Gott weiß, woran er dachte. Vieles war es, was ihn ängstigte, und mit Schmerz und Qual war er sich dieser Angst bewußt. Es fiel ihm Wjera Lebedewa ein; dann dachte er, daß Lebedew vielleicht etwas von dieser Sache wisse oder, wenn

er nichts davon wisse, vielleicht schneller und leichter als er etwas darüber in Erfahrung bringen könne. Dann dachte er an Ippolit und daran, daß Rogoschin zu Ippolit gefahren war. Dann dachte er an Rogoschin selbst: an dessen neuliche Anwesenheit bei der Seelenmesse; dann an die Begegnung im Parke; dann auf einmal an die Begegnung hier im Korridor, als er sich damals im Winkel versteckt hatte und mit dem Messer auf ihn wartete. Jetzt fielen ihm seine Augen ein, die Augen, die ihn damals in der Dunkelheit angeschaut hatten. Er fuhr zusammen: der Gedanke, der sich ihm vorhin hatte aufdrängen wollen, kam ihm jetzt plötzlich in den Kopf.

Dieser Gedanke bestand zum Teil darin, daß Rogoschin, wenn er in Petersburg war, mochte er sich auch zeitweilig vor ihm verbergen, dennoch unter allen Umständen schließlich zu ihm, dem Fürsten, kommen werde, sei es in guter, sei es in schlechter Absicht, vielleicht in derselben wie damals. Jedenfalls konnte Rogoschin, wenn er aus irgendwelchem Grunde zu ihm kommen wollte, nirgend anderswohin gehen als hierher, wieder nach diesem selben Korridor. Eine Adresse hatte der Fürst bei Rogoschin nicht hinterlassen; also konnte dieser sehr wohl denken, daß der Fürst wieder in dem früheren Gasthause abgestiegen sei. Jedenfalls war zu erwarten, daß er versuchen werde, ihn hier zu finden ... wenn er großes Verlangen nach ihm trage. Und wie konnte man es wissen, vielleicht trug er wirklich schon großes Verlangen nach ihm.

So dachte er, und diese Vermutung schien ihm durchaus möglich. Er würde, wenn er sich in diesen Gedanken vertieft hätte, nicht imstande gewesen sein, manche Fragen

befriedigend zu beantworten: zum Beispiel warum Rogoschin so plötzlich Verlangen nach ihm bekommen solle, und warum es unmöglich sein solle, daß sie schließlich überhaupt nicht zusammenkämen. Aber der Fürst sagte sich in sehr bedrückter Stimmung weiter: „Wenn es ihm gut geht, wird er nicht kommen; eher, wenn es ihm schlecht geht; und es wird ihm gewiß schlecht gehen . . ."

Infolge dieser Überzeugung hätte er nun allerdings auf Rogoschin zu Hause, in seinem Gasthofszimmer, warten sollen; aber es war, als könne er seinen neuen Gedanken nicht ertragen; er sprang auf, ergriff seinen Hut und lief hinaus. Auf dem Korridor war es schon fast ganz dunkel. „Wie, wenn er jetzt plötzlich aus jenem Winkel heraustritt und mich auf der Treppe anhält?" ging es ihm durch den Kopf, als er sich der bekannten Stelle näherte. Aber niemand trat heraus. Er stieg die Treppe hinunter, ging unter dem Tore hindurch, trat auf das Trottoir hinaus, wunderte sich über den dichten Menschenschwarm, der mit Sonnenuntergang auf die Straße hinausströmte (wie das in Petersburg zur Hundstagszeit immer der Fall ist), und schlug die Richtung nach der Gorochowaja-Straße ein. Als er sich von seinem Gasthause fünfzig Schritte entfernt hatte, berührte bei der ersten Straßenkreuzung auf einmal jemand in der Menge seinen Ellbogen und sagte halblaut dicht an seinem Ohre:

„Ljow Nikolajewitsch, komm mit mir mit, Bruder; ich bedarf deiner."

Es war Rogoschin.

Sonderbar: der Fürst begann auf einmal so erfreut, daß er stammelte und die Worte kaum zu Ende sprach,

ihm zu erzählen, wie er ihn soeben im Gasthause auf dem Korridor erwartet habe.

„Ich war dort," erwiderte Rogoschin zu seiner Überraschung. „Komm mit!"

Der Fürst wunderte sich über diese Antwort; aber er wunderte sich erst mindestens zwei Minuten später, nachdem er die Antwort überlegt hatte. Bei dieser Überlegung erschrak er und begann Rogoschin aufmerksam zu betrachten. Dieser war ihm schon fast einen halben Schritt vorausgekommen; er schaute gerade vor sich hin und blickte keinen der Passanten an, wich aber allen mit mechanischer Vorsicht aus.

„Warum hast du mich nicht auf meinem Zimmer aufgesucht . . . wenn du doch im Gasthause warst?" fragte der Fürst auf einmal.

Rogoschin blieb stehen, sah ihn an, dachte ein Weilchen nach und sagte dann, wie wenn er die Frage nicht verstanden hätte:

„Weißt du was, Ljow Nikolajewitsch, geh du hier geradeaus bis dicht an unser Haus, verstehst du? Aber paß auf, daß wir nicht auseinanderkommen! . . ."

Nach diesen Worten ging er quer über die Straße nach dem gegenüberliegenden Trottoir hinüber, sah sich um, ob der Fürst auch weitergehe, und als er bemerkte, daß dieser stehengeblieben war und mit weitgeöffneten Augen nach ihm hinblickte, machte er ihm mit der Hand ein Zeichen nach der Gorochowaja-Straße zu und ging dann weiter, indem er sich alle Augenblicke nach dem Fürsten hinwandte und ihn zum Nachkommen aufforderte. Er war augenscheinlich beruhigt, als er sah, daß der Fürst ihn verstanden hatte und nicht von dem andern Trottoir

zu ihm herüberkam. Dem Fürsten ging der Gedanke durch den Kopf, daß Rogoschin wohl nach jemand Ausschau halten und ihn nicht auf der Straße unbemerkt vorbeipassieren lassen wolle und darum nach dem andern Trottoir hinübergegangen sei. „Aber warum hat er denn nicht gesagt, nach wem er Ausschau hält?" fragte er sich. So gingen sie etwa fünfhundert Schritte, und auf einmal begann der Fürst aus irgendwelchem Grunde zu zittern; Rogoschin sah sich immer noch um, wiewohl jetzt seltener; der Fürst konnte seine Angst nicht mehr ertragen und winkte ihm mit der Hand. Der kam sofort über die Straße zu ihm herüber.

„Ist Nastasja Filippowna etwa bei dir?"

„Ja, sie ist bei mir."

„Hast du vorhin hinter dem Rouleau hervor nach mir durchs Fenster gesehen?"

„Ja."

„Warum hast du denn . . ."

Aber der Fürst wußte nicht, was er weiter fragen und wie er seine Frage schließen sollte; auch schlug ihm das Herz so heftig, daß ihm das Sprechen schwer fiel. Rogoschin schwieg ebenfalls und blickte ihn wie früher an, das heißt wie in Gedanken versunken.

„Nun, dann werde ich wieder weggehen," sagte er auf einmal, indem er sich anschickte, wieder hinüberzugehen; „und du geh für dich! Wir wollen auf der Straße getrennt gehen . . . es ist besser so . . . auf verschiedenen Seiten . . . du wirst schon sehen."

Als sie endlich auf den zwei verschiedenen Trottoirs in die Gorochowaja-Straße einbogen und sich dem Hause

Rogoschins näherten, wurden dem Fürsten wieder die Beine so schwach, daß er nur mit großer Mühe gehen konnte. Es war schon gegen zehn Uhr abends. Die Fenster in der Wohnungshälfte der alten Mutter standen wie vorhin offen, in der Rogoschinschen Hälfte waren sie geschlossen, und in der Abenddämmerung waren an ihnen die heruntergelassenen weißen Rouleaus noch auffälliger. Der Fürst näherte sich dem Hause auf dem gegenüberliegenden Trottoir; Rogoschin trat von seinem Trottoir auf die Stufen vor der Haustür und winkte ihm mit der Hand. Der Fürst ging zu ihm hinüber und stieg die Stufen hinan.

„Daß ich nach Hause zurückgekommen bin, weiß jetzt nicht einmal der Hausknecht. Ich habe ihm vorhin gesagt, ich führe nach Pawlowsk, und bei meiner Mutter habe ich es ebenfalls gesagt," flüsterte er mit einem schlauen, selbstzufriedenen Lächeln. „Wenn wir hineingehen, wird es niemand hören."

Er hatte schon den Schlüssel in der Hand. Während er die Treppe hinaufstieg, drehte er sich um und machte dem Fürsten eine drohende Gebärde, er solle leiser gehen, schloß leise die Tür zu seiner Wohnung auf, ließ den Fürsten hinein, folgte ihm vorsichtig, schloß die Tür hinter sich zu und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Komm!" sagte er flüsternd.

Schon von dem Trottoir in der Liteinaja-Straße an hatte er im Flüstertone gesprochen. Trotz all seiner äußeren Ruhe befand er sich in tiefer innerlicher Erregung. Als sie in den vor seinem Arbeitszimmer gelegenen Saal traten, ging er ans Fenster und winkte den Fürsten geheimnisvoll zu sich heran.

„Als du vorhin bei mir klingeltest, dachte ich mir gleich, daß du es selbst wärest; ich ging auf den Zehen an die Tür und hörte, daß du mit der alten Pafnutjewna sprachst. Aber ich hatte der schon ganz früh am Morgen Befehl gegeben: wenn du oder irgendein Abgesandter von dir oder sonst jemand bei mir klopfen sollte, dann solle sie mich unter allen Umständen verleugnen; und besonders wenn du selbst kämst und nach mir fragtest und ihr deinen Namen angäbest. Aber als du dann weggegangen warst, kam mir der Gedanke: wie, wenn er jetzt dasteht und hersieht oder auf der Straße Wache hält? Ich ging zu eben diesem Fenster hier, schob das Rouleau ein wenig zurück, sah hinaus, und da standest du und sahst mich gerade an . . . So ist das hergegangen."

„Wo ist aber . . . Nastasja Filippowna?" fragte der Fürst, nur mühsam atmend.

„Sie ist . . . hier," erwiderte Rogoschin langsam, nachdem er einen Augenblick mit der Antwort gewartet hatte.

„Wo denn?"

Rogoschin hob die Augen zum Fürsten in die Höhe und blickte ihn fest an.

„Komm mit . . ."

Er sprach immer flüsternd und ohne sich zu beeilen, langsam und wie früher in einer sonderbaren Weise nachdenklich. Selbst als er die Geschichte von dem Rouleau erzählte, machte es den Eindruck, als wolle er mit seiner Erzählung trotz aller Mitteilsamkeit etwas ganz anderes zum Ausdruck bringen.

Sie gingen in das Arbeitszimmer. In diesem Zimmer war, seitdem der Fürst darin gewesen war, eine gewisse

Veränderung vorgenommen worden: quer durch das ganze Zimmer war ein grünseidner Vorhang gezogen, mit zwei Eingängen, je einem an jedem Ende; er teilte von dem Zimmer einen Alkoven ab, in dem Rogoschins Bett stand. Der schwere Vorhang war heruntergelassen und die Eingänge geschlossen. Aber im Zimmer war es sehr dunkel; die hellen Petersburger Sommernächte begannen schon dunkler zu werden, und wäre nicht Vollmond gewesen, so hätte man in Rogoschins Wohnung mit den heruntergelassenen Rouleaus schwer etwas erkennen können. Allerdings konnte man noch die Gesichter unterscheiden, wiewohl nicht gerade deutlich. Rogoschins Gesicht war blaß wie gewöhnlich; die Augen blickten den Fürsten fest an, mit starkem Glanze, aber regungslos.

„Willst du nicht Licht anzünden?" fragte der Fürst.

„Nein, das ist nicht nötig," antwortete Rogoschin, faßte den Fürsten bei der Hand und zog ihn auf einen Stuhl nieder; er selbst setzte sich ihm gegenüber, indem er seinen Stuhl so heranzog, daß seine Knie fast gegen die des Fürsten stießen. Zwischen ihnen stand, etwas seitwärts, ein kleines rundes Tischchen. „Setz dich! Wir wollen ein Weilchen sitzen," sagte er zuredend. Etwa eine Minute lang schwiegen sie. „Ich wußte, daß du dich in diesem selben Gasthause einquartieren würdest," begann er, wie manchmal die Leute zu Beginn eines bedeutsamen Gespräches mit unwichtigen Details anfangen, die in keinem direkten Bezuge zur Sache stehen. „Als ich auf den Korridor kam, da dachte ich: ‚Vielleicht sitzt auch er jetzt da und wartet auf mich, wie ich auf ihn, in diesem selben Augenblicke.' Bist du bei der Lehrerwitwe gewesen?"

„Ja, ich war dort," versetzte der Fürst; er konnte vor starkem Herzklopfen kaum reden.

„Ich habe auch daran gedacht. ‚Es wird noch ein Gerede geben,' dachte ich ... und dann dachte ich noch: ‚Ich werde ihn zum Übernachten hierher bringen, damit wir diese Nacht zusammen ...'"

„Rogoschin, wo ist Nastasja Filippowna?" flüsterte der Fürst und stand, an allen Gliedern zitternd, auf.

Auch Rogoschin erhob sich.

„Dort," flüsterte er und wies mit einer Kopfbewegung nach dem Vorhang.

„Schläft sie?" flüsterte der Fürst.

Rogoschin blickte ihn wieder starr an wie vorher.

„Wollen wir nun hingehen? ... Aber du ... Na, gehen wir hin!"

Er hob die Portiere in die Höhe, blieb stehen und wandte sich wieder zum Fürsten:

„Geh hinein!" sagte er, mit dem Kopfe auf die Portiere deutend und ihn zum Vorangehen einladend.

Der Fürst ging hindurch.

„Es ist hier dunkel," sagte er.

„Man kann schon sehen!" murmelte Rogoschin.

„Ich sehe kaum ... das Bett."

„Tritt nur näher heran!" forderte ihn Rogoschin leise auf.

Der Fürst ging noch näher, einen Schritt, einen zweiten, und blieb dann stehen. Er stand da und blickte eine oder zwei Minuten lang hin; beide schwiegen während der ganzen Zeit, wo sie am Bette standen; dem Fürsten klopfte das Herz so, daß er meinte, es müßte im Zimmer bei der herrschenden Totenstille zu hören sein. Aber seine

Augen hatten sich schon an die Dunkelheit gewöhnt, so daß er das ganze Bett erkennen konnte; auf ihm schlief jemand, ganz ohne sich zu rühren; man hörte nicht das leiseste Rascheln, nicht das leiseste Atemholen. Der Schlafende war bis über den Kopf mit einem weißen Leinentuche zugedeckt; aber die Glieder hoben sich nur undeutlich ab; man sah nur an der Erhöhung, daß da ein ausgestreckter Mensch lag. Ringsherum war, auf dem Fußende des Bettes, auf den beim Bett stehenden Sesseln, sogar auf dem Fußboden, die abgelegte Kleidung unordentlich hingeworfen: ein reiches weißseidenes Kleid, Blumen, Bänder. Auf einem kleinen Tischchen am Kopfende blitzten die abgenommenen, hingeworfenen Brillanten. Am Fußende waren Spitzen zu einem Klumpen zusammengedrückt, und auf den weißen Spitzen wurde, unter dem Leinentuche hervorschauend, eine nackte Fußspitze sichtbar; sie sah aus wie aus Marmor gemeißelt und war von einer erschreckenden Regungslosigkeit. Der Fürst blickte hin und fühlte, daß, je länger er hinblickte, die Totenstille im Zimmer immer drückender wurde. Auf einmal fing eine erwachte Fliege zu summen an, flog über das Bett hinüber und verstummte am Kopfende. Der Fürst fuhr zusammen.

„Wir wollen hinausgehen!" sagte Rogoschin, indem er seine Hand berührte.

Sie gingen hinaus und setzten sich wieder auf dieselben Stühle, wieder einander gegenüber. Der Fürst zitterte immer stärker und stärker und wendete seinen fragenden Blick nicht von Rogoschins Gesicht ab.

„Du zitterst ja, wie ich bemerke, Ljow Nikolajewitsch," sagte Rogoschin endlich. „Fast so wie zu Zeiten, wo du

schwer leidend bist, erinnerst du dich? es war in Moskau. Oder wie einmal vor einem Anfall. Und ich weiß gar nicht, was ich mit dir jetzt anfangen sollte . . ."

Der Fürst strengte beim Zuhören alle seine Kräfte an, um das Gesagte zu verstehen; sein Blick hatte noch immer denselben fragenden Ausdruck.

„Bist du es gewesen?" sagte er endlich, mit dem Kopfe nach der Portiere deutend.

„Ja . . . ich bin es gewesen . . ." flüsterte Rogoschin und schlug die Augen nieder.

Sie schwiegen etwa fünf Minuten lang.

„Denn," fuhr Rogoschin fort, wie wenn er seine Rede nicht unterbrochen hätte, „denn wenn du deine Krankheit und einen Anfall bekämest und zu schreien anfingest, dann könnte es womöglich jemand von der Straße oder vom Hofe aus hören, und man würde merken, daß Leute in der Wohnung übernachteten; man würde anklopfen und hereinkommen . . . denn sie denken alle, daß ich nicht zu Hause bin. Ich habe auch kein Licht angesteckt, damit man es von der Straße oder vom Hofe aus nicht bemerkt. Denn wenn ich nicht hier bin, nehme ich auch die Schlüssel mit, und es kommt in meiner Abwesenheit drei, vier Tage lang niemand herein, auch nicht zum Reinmachen; so habe ich die Einrichtung getroffen. Also damit sie nicht merken, daß wir die Nacht über hier sind . . ."

„Warte," unterbrach ihn der Fürst, „ich habe vorhin sowohl den Hausknecht als auch die alte Frau gefragt, ob Nastasja Filippowna die Nacht hier zugebracht hätte. Also wissen sie es schon."

„Ich weiß, daß du danach gefragt hast. Ich habe der alten Pafnutjewna gesagt, Nastasja Filippowna sei ge-

stern mit herangekommen und gleich gestern nach Pawlowsk gefahren; sie habe sich bei mir nur zehn Minuten aufgehalten. Sie wissen also nicht, daß sie die Nacht über hier gewesen ist, niemand. Gestern sind wir ebenso hereingekommen wie heute du und ich, ganz leise. Ich dachte noch unterwegs im stillen, sie werde nicht leise hereinkommen mögen; aber nein! Sie flüsterte, ging auf den Zehen, faßte ihr Kleid um den Leib zusammen, damit es nicht raschelte, trug es in den Händen und drohte mir auf der Treppe selbst mit dem Finger; solche Angst hatte sie vor dir. Im Zuge war sie rein wie eine Wahnsinnige vor lauter Furcht und sprach selbst den Wunsch aus, hier in meiner Wohnung die Nacht über zu bleiben; ich hatte anfangs daran gedacht, sie in ihre alte Wohnung zu der Lehrerwitwe zu bringen; aber nein! ‚Da wird er mich gleich frühmorgens suchen,‘ sagte sie; ‚aber du wirst mich verstecken, und morgen bei Tagesanbruch wollen wir nach Moskau,‘ und dann wollte sie weiter nach Orel. Auch beim Hinlegen redete sie immerzu davon, daß wir nach Orel fahren wollten . . .“

„Warte; was willst du denn jetzt tun, Parfen; was hast du vor?“

„Siehst du, ich habe Sorge deinetwegen, weil du immer so zitterst. Die Nacht wollen wir hier zusammen verbringen. Betten sind, außer dem da, hier nicht vorhanden; ich habe gedacht, ich wollte von den beiden Sofas die Kissen herunternehmen und hier bei dem Vorhang für uns beide, für dich und für mich, eine Lagerstatt herrichten, so daß wir nebeneinander liegen können. Denn wenn sie hereinkommen und anfangen, sich umzusehen oder zu suchen, werden sie sie gleich sehen und forttragen. Sie

werden mich befragen, und ich werde erzählen, daß ich es gewesen bin, und sie werden mich sofort abführen. Also mag sie jetzt hier liegen bleiben, neben uns, neben mir und dir . . ."

„Ja, ja!" stimmte ihm der Fürst lebhaft zu.

„Also wir wollen jetzt nichts verraten und sie nicht forttragen lassen."

„Um keinen Preis!" versetzte der Fürst. „Ja nicht, ja nicht!"

„Das war auch meine Meinung, daß wir das um keinen Preis tun und sie niemandem herausgeben wollten! Die Nacht wollen wir hier ganz still verbringen. Ich bin heute nur eine Stunde lang von Hause weggewesen, am Vormittage; die übrige Zeit war ich immer bei ihr. Und dann ging ich am Abend fort, um dich zu holen. Ich fürchte nun noch, daß es bei der Hitze riechen wird. Spürst du einen Geruch oder nicht?"

„Vielleicht spüre ich etwas; ich weiß es nicht; aber morgen früh wird es gewiß riechen."

„Ich habe sie mit Wachstuch zugedeckt, mit gutem amerikanischem Wachstuch, und über dem Wachstuch mit einem Leinentuche, und vier offene Flaschen mit Schdanowscher Flüssigkeit* habe ich danebengestellt; die stehen jetzt noch da."

„Das hast du gerade so gemacht wie . . . wie der in Moskau?"

„Weil man es riechen wird, Bruder. Aber wie sie daliegt . . . Am Morgen, wenn es hell wird, dann sieh sie dir an! Was ist mit dir? Du kannst ja gar nicht aufstehen?" fragte Rogoschin erstaunt und ängstlich, als er

* Siehe Dritter Teil X. Anmerkung des Übersetzers.

sah, daß der Fürst so zitterte, daß er nicht imstande war, sich zu erheben.

„Die Beine sind mir schwach," murmelte der Fürst. „Das kommt von der Angst; ich kenne das . . . Wenn die Angst vorübergeht, dann werde ich auch wieder stehen können . . ."

„Warte noch; ich werde unterdes das Lager für uns zurechtmachen; dann kannst du dich hinlegen . . . und ich werde mich zu dir legen . . . und dann wollen wir hören . . . denn ich weiß noch nicht . . . ich weiß jetzt noch nicht alles; das sage ich dir im voraus, damit du alles darüber im voraus weißt . . ."

Während Rogoschin diese unklaren Worte murmelte, begann er, die Lagerstatt herzurichten. Offenbar hatte er sich eine solche schon vorher im stillen ausgedacht, vielleicht schon am Morgen. In der vorhergehenden Nacht hatte er selbst auf dem Sofa gelegen. Aber zwei Personen nebeneinander konnten auf dem Sofa nicht liegen; und er wollte jetzt durchaus zwei Lager nebeneinander herstellen; deshalb schleppte er jetzt mit großer Anstrengung von den beiden Sofas allerlei verschieden große Kissen durch das ganze Zimmer bis dicht an den einen Eingang des Vorhanges. Nun hatte er eine leidliche Lagerstatt zurechtgemacht; er trat zum Fürsten, faßte ihn zärtlich und behutsam unter den Arm, hob ihn auf und führte ihn zu dem Lager; indes stellte sich heraus, daß der Fürst auch allein gehen konnte; denn „die Angst war vorübergegangen"; aber er zitterte doch noch immer.

„Weißt du Bruder," begann Rogoschin auf einmal, nachdem er den Fürsten sich auf das linke, bessere Lager hatte legen lassen und sich selbst, ohne die Kleider abzu-

legen, rechts von ihm hingestreckt und beide Hände hinter den Kopf gelegt hatte, „es ist heute heiß, und da wird es natürlich riechen . . . Die Fenster zu öffnen, fürchte ich mich; aber meine Mutter hat Töpfe mit Blumen, viele Blumen, und die duften sehr schön; ich habe daran gedacht, sie herüberzuholen; aber die alte Pachnutjewna würde etwas merken; denn sie ist sehr neugierig."

„Ja, das ist sie," bestätigte der Fürst.

„Soll ich vielleicht Bukette und Blumen kaufen und sie ganz damit bedecken? Aber ich glaube, sie würde mir gar zu leid tun, wenn sie so unter den Blumen daläge!"

„Hör mal . . ." begann der Fürst, wie wenn er verwirrt wäre und überlegte, wonach er eigentlich fragen wollte, und es immer gleich wieder vergäße. „Hör mal, sage mir doch: womit hast du sie getötet? Mit einem Messer? Mit eben jenem Messer?"

„Ja, mit eben jenem . . ."

„Warte noch! Ich will dich noch etwas fragen, Parfen . . . ich werde dich noch nach vielem fragen, nach allem . . . aber sage mir lieber zuerst, zu allererst, damit ich das weiß: wolltest du sie vor meiner Hochzeit töten, vor der Trauung, an der Kirchentür, mit dem Messer? Wolltest du das oder nicht?"

„Ich weiß nicht, ob ich es wollte oder nicht . . ." antwortete Rogoschin trocken, wie wenn er sogar über die Frage einigermaßen verwundert wäre und sie nicht verstände.

„Hast du das Messer niemals nach Pawlowsk mitgenommen?"

„Nein, niemals. Ich kann dir über dieses Messer nur soviel sagen, Ljow Nikolajewitsch," fügte er nach kurzem

Schweigen hinzu: „Ich habe es heute früh aus einem verschlossenen Schubkasten herausgenommen; denn die ganze Sache geschah heute morgen zwischen drei und vier Uhr. Es hat bei mir immer in einem Buche gelegen ... Und ... und ... und da ist noch etwas, was mir wunderbar vorkommt: das Messer ist sieben oder sogar neun Zentimeter tief eingedrungen . . . dicht unter der linken Brust ... aber Blut ist nur so etwa ein halber Eßlöffel voll auf das Hemd herausgelaufen, nicht mehr ..."

„Das, das, das," stammelte der Fürst und richtete sich in furchtbarer Erregung auf, „das, das kenne ich; das habe ich gelesen . . . das nennt man innere Verblutung . . . Es kommt vor, daß kein einziger Tropfen herausfließt. Das ist so, wenn der Stoß gerade ins Herz gegangen ist . . ."

„Halt, hörst du?" unterbrach ihn auf einmal Rogoschin hastig und setzte sich erschrocken auf dem Lager aufrecht. „Hörst du?"

„Nein!" erwiderte ebenso hastig und erschrocken der Fürst und sah Rogoschin an.

„Es geht jemand! Hörst du? Im Saale ..."

Beide begannen zu horchen.

„Ich höre es," flüsterte der Fürst in festem Tone.

„Geht jemand?"

„Ja."

„Wollen wir die Tür zuschließen oder nicht?"

„Wir wollen sie zuschließen . . ."

Sie schlossen die Tür zu und legten sich beide wieder hin. Sie schwiegen lange.

„Ach ja!" flüsterte der Fürst auf einmal in der früheren aufgeregten, hastigen Manier, wie wenn er wieder

einen Gedanken erhascht hätte und ängstlich befürchtete, ihn wieder zu verlieren; er sprang sogar auf seinem Lager ein wenig in die Höhe. „Ja . . . ich wollte ja . . . diese Karten! Die Karten! Ich höre, du hast mit ihr Karten gespielt?"

„Ja, das habe ich getan," erwiderte Rogoschin nach einigem Stillschweigen.

„Wo sind denn . . . die Karten?"

„Die Karten sind hier . . ." versetzte Rogoschin, nachdem er noch länger geschwiegen hatte. „Da . . ."

Er zog ein gebrauchtes, in Papier gewickeltes Spiel Karten aus der Tasche und reichte es dem Fürsten. Dieser nahm es, aber mit einer Art von Befremden. Ein neues, trauriges, trostloses Gefühl schnürte ihm das Herz zusammen; er wurde sich auf einmal bewußt, daß er in diesem Augenblicke und schon längst immer nicht von dem redete, wovon er reden mußte, und immer nicht das tat, was er tun mußte, und daß diese Karten, die er in den Händen hielt, und über die er sich so freute, jetzt zu nichts helfen konnten, zu gar nichts. Er stand auf und schlug die Hände zusammen. Rogoschin lag da, ohne sich zu rühren, und schien seine Bewegung weder zu hören noch zu sehen; aber seine Augen leuchteten hell durch die Dunkelheit und waren weit geöffnet und starr. Der Fürst setzte sich auf einen Stuhl und begann ihn angstvoll anzusehen. So verging etwa eine halbe Stunde; auf einmal fing Rogoschin an, laut und stoßweise zu schreien und zu lachen, wie wenn er vergessen hätte, daß sie nur flüsternd reden durften:

„Den Offizier, den Offizier . . . erinnerst du dich, wie sie den Offizier beim Konzerte mit dem Spazierstöckchen

ins Gesicht schlug, erinnerst du dich? Ha-ha-ha! Und wie der Leutnant hinzusprang . . . Der Leutnant . . . der Leutnant . . ."

Der Fürst sprang in neuem Schrecken vom Stuhle auf. Als Rogoschin verstummt war (und das geschah plötzlich), beugte sich der Fürst leise zu ihm herab, setzte sich neben ihn und begann mit stark klopfendem Herzen und nur mühsam atmend ihn zu betrachten. Rogoschin drehte den Kopf nicht zu ihm hin und schien seine Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Der Fürst sah ihn an und wartete; die Zeit verging; es begann hell zu werden. Rogoschin fing mitunter plötzlich an zu murmeln, laut, scharf und unzusammenhängend; er schrie und lachte; der Fürst streckte dann seine zitternde Hand nach ihm aus und berührte leise seinen Kopf und sein Haar, streichelte dieses und streichelte seine Wangen . . . mehr vermochte er nicht zu tun! Er selbst begann wieder zu zittern, und seine Beine waren auf einmal wieder wie gelähmt. Eine ganz neue Empfindung quälte sein Herz mit grenzenlosem Kummer. Unterdessen war es ganz hell geworden; er legte sich endlich ganz kraftlos und verzweifelt auf das Kissen und schmiegte sein Gesicht an das blasse, regungslose Gesicht Rogoschins. Tränen strömten aus seinen Augen auf Rogoschins Wangen; aber vielleicht fühlte er damals schon seine eigenen Tränen nicht mehr und wußte nichts mehr von ihnen; wenigstens wies der weitere Verlauf darauf hin.

Als viele Stunden nachher die Tür geöffnet wurde und Leute hereinkamen, fanden sie den Mörder in voller Bewußtlosigkeit und in starkem Fieber. Der Fürst saß, ohne sich zu rühren, neben ihm auf dem Lager und fuhr

jedesmal, wenn der Kranke aufschrie oder zu phantasieren begann, ihm mit seiner zitternden Hand eilig über das Haar und die Wangen, wie wenn er ihn liebkosen und beruhigen wollte. Aber er verstand nicht mehr, wonach man ihn fragte, und erkannte nicht mehr die Leute, die hereingekommen waren und ihn umringten. Und wenn Schneider selbst jetzt aus der Schweiz gekommen wäre, um sich seinen ehemaligen Schüler und Patienten anzusehen, so würde er in Erinnerung an den Zustand, in dem sich der Fürst manchmal im ersten Jahre seiner Kur in der Schweiz befunden hatte, jetzt eine verzweifelte Handbewegung gemacht und wie damals gesagt haben: „Ein Idiot!"

XII
Schluß

Als die Lehrerwitwe eilig in einem Wagen nach Pawlowsk gefahren war, hatte sie sich direkt zu der durch die Ereignisse des vorhergehenden Tages sehr ergriffenen Darja Alexejewna begeben, ihr alles erzählt, was sie wußte, und dadurch deren Angst noch erhöht. Die beiden Damen hatten dann beschlossen, mit dem ebenfalls sehr aufgeregten Lebedew in Verbindung zu treten, weil dieser mit seinem Mieter befreundet und der Hauswirt sei. Wjera Lebedewa hatte alles mitgeteilt, was sie wußte. Auf Lebedews Rat hatten sie sich dann dafür entschieden, alle drei nach Petersburg zu fahren, um aufs schnellste das zu verhüten, „was sehr leicht geschehen könnte". So war es gekommen, daß bereits am andern Vormittag gegen elf Uhr Rogoschins Wohnung von der Polizei in Gegenwart Lebedews, der Damen und des

Bruders von Rogoschin, Semjon Semjonowitsch Rogoschins, der im Nebengebäude wohnte, geöffnet wurde. Zu diesem Vorgehen hatte besonders auch die Angabe des Hausknechtes mitgewirkt, er habe am Abend des vorhergehenden Tages Parfen Semjonowitsch mit einem Gaste von der Haupttür ganz leise hereinkommen sehen. Infolge dieser Angabe trug man kein Bedenken, die Tür, die auf Klingeln nicht geöffnet wurde, zu erbrechen.

Rogoschin lag zwei Monate an Gehirnentzündung krank, und als er genesen war, folgte die Untersuchung und die Gerichtsverhandlung. Er gab über alles unumwundene, genaue und völlig befriedigende Auskunft, so daß von einer Hinzuziehung des Fürsten zu dem Gerichtsverfahren von vornherein abgesehen werden konnte. Rogoschin zeigte sich bei seinem Prozesse schweigsam. Er widersprach seinem geschickten, beredten Verteidiger nicht, der klar und logisch bewies, daß das begangene Verbrechen eine Folge der Gehirnentzündung sei, die infolge der von dem Angeklagten erlittenen Unbilden schon lange vorher begonnen habe sich herauszubilden. Aber er fügte aus sich nichts zur Bekräftigung dieser Ansicht hinzu und bestätigte und erwähnte wie bisher klar und deutlich alle, auch die kleinsten Umstände des stattgefundenen Ereignisses. Er wurde unter Zubilligung mildernder Umstände zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt und hörte sein Urteil finster, schweigend und „nachdenklich" an. Sein ganzes gewaltiges Vermögen, außer dem verhältnismäßig sehr geringen Teile, den er zu Anfang durch Schlemmerei vergeudet hatte, ging auf seinen Bruder Semjon Semjonowitsch zu dessen großer Befriedigung über. Die alte Frau Rogoschina lebt noch

und scheint sich manchmal an ihren Lieblingssohn Parfen zu erinnern, aber nicht deutlich: Gott hat ihren Geist und ihr Herz vor der Erkenntnis des schrecklichen Verhängnisses bewahrt, von dem ihr unglückliches Haus heimgesucht worden ist.

Lebedew, Keller, Ganja, Ptizyn und viele andere Personen unserer Erzählung leben wie früher und haben sich wenig verändert, so daß wir fast nichts über sie mitzuteilen haben. Ippolit starb in schrecklicher Aufregung und etwas früher, als er erwartet hatte, etwa zwei Wochen nach Nastasja Filippownas Tode. Kolja war von allem Geschehenen tief erschüttert; er schloß sich seitdem eng an seine Mutter an. Nina Alexandrowna ist nicht frei von Sorge um ihn, da er über seine Jahre hinaus nachdenklich ist; er wird vielleicht einmal ein tüchtiger Geschäftsmann werden. Unter anderm ist großenteils durch seine Bemühungen auch das weitere Schicksal des Fürsten geordnet worden: schon lange hatte er unter allen Personen, mit denen er in der letzten Zeit bekannt geworden war, Jewgeni Pawlowitsch Radomski besonders schätzen gelernt; er ging aus eigener Initiative zu ihm, teilte ihm alle ihm bekannten Einzelheiten des stattgefundenen Ereignisses mit und sprach mit ihm über die derzeitige Lage des Fürsten. Er hatte sich nicht geirrt: Jewgeni Pawlowitsch nahm selbst warmen Anteil an dem Schicksale des unglücklichen „Idioten", und durch seine Bemühungen und seine Fürsorge gelangte der Fürst wieder ins Ausland, nach der Schweiz, in das Schneidersche Institut. Jewgeni Pawlowitsch selbst ist ins Ausland gereist, beabsichtigt in Westeuropa sehr lange zu bleiben und nennt sich selbst mit völliger Aufrichtigkeit einen in Ruß-

land ganz überflüssigen Menschen; ziemlich oft, mindestens alle paar Monate einmal, besucht er seinen kranken Freund bei Schneider; aber Schneider macht ein immer finstereres Gesicht und schüttelt den Kopf; er deutet an, daß die geistigen Organe völlig zerrüttet seien; er spricht noch nicht positiv von Unheilbarkeit, bedient sich aber sehr trauriger Wendungen. Jewgeni Pawlowitsch nimmt sich das sehr zu Herzen, und er hat ein Herz, was er schon dadurch bewiesen hat, daß er von Kolja Briefe empfängt und sogar manchmal auf diese Briefe antwortet. Aber außerdem ist uns auch noch ein merkwürdiger Charakterzug an ihm bekannt geworden, und da dies ein guter Charakterzug ist, so wollen wir uns beeilen, ihn mitzuteilen: nach jedem Besuche des Schneiderschen Instituts schickt Jewgeni Pawlowitsch außer an Kolja auch noch an eine andere Person in Petersburg einen Brief mit einer sehr eingehenden, teilnahmsvollen Darstellung des Krankheitszustandes des Fürsten im vorliegenden Augenblick. Außer den respektvollsten Versicherungen von Ergebenheit beginnen in diesen Briefen manchmal (und zwar mit zunehmender Häufigkeit) offenherzige Darlegungen von Ansichten, Anschauungen und Empfindungen eine Stelle zu finden, kurz es entwickelt sich da etwas, was mit freundschaftlichen, herzlichen Gefühlen Ähnlichkeit hat. Diese Person, die in einem wenn auch nur ziemlich seltenen Briefwechsel mit Jewgeni Pawlowitsch steht und in so hohem Grade seine Aufmerksamkeit und Hochachtung genießt, ist Wjera Lebedewa. Wir haben nicht mit Sicherheit in Erfahrung zu bringen vermocht, auf welche Weise solche Beziehungen haben entstehen können; aber gewiß verdanken sie ihren Ursprung eben diesem Begebnis mit

dem Fürsten, als Wjera Lebedewa von dem Kummer darüber dermaßen erschüttert war, daß sie sogar krank wurde; aber wie im einzelnen sich die Bekanntschaft und Freundschaft bildete, das ist uns unbekannt. Erwähnt haben wir diese Briefe besonders im Hinblick darauf, daß in manchen von ihnen Nachrichten über die Familie Jepantschin und namentlich über Aglaja Iwanowna Jepantschina enthalten waren. Über die letztere teilte Jewgeni Pawlowitsch in einem ziemlich verworrenen Briefe aus Paris mit, daß sie nach einem kurzen, aber sehr leidenschaftlichen Attachement an einen Emigranten, einen polnischen Grafen, diesen plötzlich gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet habe; wenn diese auch schließlich ihre Einwilligung gegeben hätten, so hätten sie es doch nur deshalb getan, weil die Sache gedroht habe, sich zu einem schrecklichen Skandal zu entwickeln. Dann, nach einem fast halbjährigen Stillschweigen, teilte Jewgeni Pawlowitsch, wieder in einem langen, ausführlichen Briefe, mit, daß er bei dem letzten Besuche, den er dem Professor Schneider in der Schweiz gemacht habe, bei ihm mit der ganzen Familie Jepantschin zusammengetroffen sei (natürlich mit Ausnahme von Iwan Fjodorowitsch, der wegen seiner Geschäfte in Petersburg geblieben war), sowie mit dem Fürsten Schtsch. Es war ein seltsames Wiedersehen; sie begrüßten Jewgeni Pawlowitsch alle mit einer Art von Entzücken; Adelaida und Alexandra glaubten aus nicht recht verständlichem Grunde ihm sogar dankbar sein zu müssen für seine „engelhafte Fürsorge für den unglücklichen Fürsten". Als Lisaweta Prokofjewna den Fürsten in seinem kranken, kläglichen Zustande erblickte, weinte sie von Herzen. Es schien, daß ihm alles schon verziehen

sei. Fürst Schtsch. sprach bei diesem Anlaß einige sehr treffende, verständige Gemeinplätze aus. Jewgeni Pawlowitsch hatte den Eindruck, daß Fürst Schtsch. und Adelaida sich noch nicht vollständig ineinander eingelebt hätten; aber für die Zukunft schien es unvermeidlich, daß die feurige Adelaida sich durchaus gutwillig und von ganzem Herzen dem Verstande und der gereiften Erfahrung des Fürsten Schtsch. unterordnen werde. Die ernsten Lehren, die die Familie empfangen hatte, hatten stark auf dieselbe gewirkt, und namentlich der letzte Fall mit Aglaja und dem gräflichen Emigranten. Alle Befürchtungen, die die Familie gehegt hatte, als sie diesem Grafen Aglaja überließ, hatten sich bereits ein halbes Jahr darauf verwirklicht, und es waren noch unangenehme Überraschungen hinzugekommen, an die kein Mensch vorher gedacht hatte. Es hatte sich herausgestellt, daß dieser Graf gar nicht einmal ein Graf war, und mochte er auch tatsächlich ein Emigrant sein, so hing damit doch eine dunkle, zweideutige Geschichte zusammen. Gefesselt hatte er Aglaja durch den hohen Edelmut seiner von Trauer über das Vaterland zerrissenen Seele, und zwar hatte er sie dermaßen gefesselt, daß sie noch vor ihrer Verheiratung Mitglied eines ausländischen Komitees zur Wiederherstellung Polens und außerdem das Beichtkind eines berühmten römisch-katholischen Paters wurde, der ihren Verstand ganz in Banden geschlagen und sie zu seiner fanatischen Anhängerin gemacht hatte. Das kolossale Vermögen des Grafen, von dem er Lisaweta Prokofjewna und dem Fürsten Schtsch. beinah unwiderlegliche Beweise beigebracht hatte, stellte sich als gar nicht existierend heraus. Und nicht genug damit: ein halbes Jahr nach der

Eheschließung hatten der Graf und sein Freund, der berühmte Beichtvater, es schon fertig gebracht, Aglaja mit ihrer Familie gänzlich zu veruneinigen, so daß diese sie schon seit mehreren Monaten nicht mehr gesehen hatte ... Mit einem Worte, es wäre viel zu erzählen gewesen; aber Lisaweta Prokofjewna, ihre Töchter und selbst Fürst Schtsch. waren von all diesen schrecklichen Ereignissen so ergriffen, daß sie sich sogar fürchteten, manche Dinge im Gespräche mit Jewgeni Pawlowitsch überhaupt nur zu erwähnen, wiewohl sie wußten, daß er auch aus anderer Quelle über Aglajas letzte Schwärmerei gut unterrichtet war. Die arme Lisaweta Prokofjewna sehnte sich nach Rußland zurück und kritisierte, wie Jewgeni Pawlowitsch bezeugte, im Gespräche mit ihm bitter und parteiisch das ganze Ausland: „Nirgends verstehen sie ordentlich Brot zu backen, und im Winter frieren sie wie die Mäuse im Keller," sagte sie. „Wenigstens habe ich hier über diesen Armen auf russische Art weinen können," fügte sie hinzu, indem sie aufgeregt auf den Fürsten zeigte, der sie überhaupt nicht erkannt hatte. „Nun haben wir uns genug durch Schwärmereien fortreißen lassen; es wird Zeit, daß wir auch auf die Stimme der Vernunft hören. Und all das, dieses ganze Ausland und dieses euer ganzes Westeuropa, das ist alles nur hohles Scheinwesen, und wir selbst sind im Auslande nur hohle Scheinwesen ... denken Sie an mein Wort; Sie werden selbst sehen, daß es so ist!" schloß sie ordentlich zornig, als sie von Jewgeni Pawlowitsch Abschied nahm.

Druck von Glaß & Tuscher, G. m. b. H., Leipzig

